



S 11285



1884

Die Erbschaft des Blutes.

Erster Band.

comple.



Die
Erbschaft des Blutes.

Roman in drei Büchern

von

Rudolf von Gottschall.

Erster Band.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1882.

Bz 24387
7558477

SL 1162d

511285



4-

2002-02-13

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.



Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Zu Waldthal.

Es war ein Gewitter im Anzug; wilder schäumend stürzten sich die Wellen des thüringischen Bergflusses über die Felssteine, unter denen die Forelle ein Asyl gefunden; durch die Wipfel des Waldhanges zur Linken des Thales ging ein gewaltiges Brausen, und über die steilanstrebenden Felsenkuppen zur Rechten lagerten sich immer dichter tiefschwarze Wolken.

„Eilen wir, daß wir die Försterei erreichen,“ sagte ein älterer Herr, der durch seine Brillengläser den Himmel beobachtete; „wir sind erhöht und ein Sturzbad würde uns übel bekommen.“

Die Frau Justizräthin, eine korpulente Dame, welche durch die Beschwerden der Fußwanderung schon sehr angegriffen war, stieß einen hilfselehenden Seufzer aus. Auf dies Signal stürzte der Gatte herbei, der, über einem schwierigen Prozeß brütend, einsam und etwas entfernt von seinem ehelichen Glück dahinschlenderte. Da die Schnelligkeit seiner Bewegungen durch kein körperliches Uebergewicht verhindert wurde, so war er alsbald an der Seite der Gattin, gab ihr seinen Arm und suchte sie durch tröstende Worte aufzurichten.

„Der Doktor liebt die Schreckschüsse . . . so rasch wird uns das Unwetter nicht überraschen.“

„Ich kenne diese Thäler“, sagte der Doktor, „wie oft hat mich die Praxis hierhergeführt und zu jeder Jahreszeit. Die Gewitter brechen hier herein mit plötzlicher Gewalt. Da haben wir's. Die ersten Tropfen!“

Und der Doktor spannte triumphirend seinen Regenschirm auf; die Justizräthin folgte mit fieberhafter Hast seinem Beispiel; denn sie hatte einen neuen Hut zu schonen. Ihr Regenschirm dagegen war von ehrwürdigem Alter und trug eine sehr plebejische rothe Farbe zur Schau; doch sie behauptete stets, daß nur ein solcher alter Familienschirm, unter

den sich im Nothfall Däumling mit allen seinen Brüdern flüchten konnte, ihr ausreichenden Schutz gewähre.

„Wo sind nur die Kinder?“ fragte sie, ängstlich umblickend. „Dort kommen sie, sie haben Blumen gepflückt,“ sagte der Justizrath.

Und die Kinder traten zu den Eltern . . . keine rothbackigen Kleinen aus Märchenbilderbüchern, die mit wallenden Locken und grasgrünen Höschen von der Wiese kommen. Die Tochter des Doktors war noch nicht neunzehn Jahre alt; sie machte mit ihrem lichtblonden Gelock, ihren frischen, blühenden Zügen, einen noch jugendlicheren Eindruck und der Sohn des Justizrathes war bereits im Besitze eines zierlichen, wohlgepflegten Schnurrbärtchens und hatte zu Hause in seinem Schreibsekretär auf sauberem Pergament das Diplom eines Doktors der Philosophie.

Hedwig, den Strohhut am Arm tragend, reichte dem Vater einen Strauß von Blumen dar, die sie auf den Waldwiesen und an den Felsenhängen gepflückt hatte, und schmiegte sich dabei zärtlich an den alten Herrn, der sie unter den Schutz seines Regenschirmes aufnahm und ihr dankbar die blonden Locken streichelte.

„Ich bin leider kein Botaniker von Fach,“ sagte er, „und kann Dich nicht belohnen für die freundliche Blumengabe, indem ich Dir Namen und Herkunft jeder schmucken Blüthe mittheile. Unser Wissen ist Stückwerk und wird es in der heutigen Zeit immer mehr. In der Beschränkung zeigt sich der Meister; alles beschränkt sich heute, nicht blos auf ein Fach, sondern auf eine kleine Abtheilung desselben, auf ein Unterfächelchen. Wir Mediziner kennen nur diejenigen Pflanzen, welche besondere Heilkräfte in sich verbergen und das sind, nach der Fronie der Natur, meistens die giftigen. Es befinden sich unter diesen schönen Blumen, die Du mir gereicht, einige recht giftige. Dies ist ein Eisenhut, gewiß ein schmucker Geselle, dies ein Wasserschierling; bei den anderen harmlosen Blüthensternen und Blüthenknöpfen läßt mich mein Latein im Stich.“

Da kam der Doktor der Philosophie hilfreich herbeigesprungen, beugte sich über den Blumenstrauß, auf den bereits schwere Tropfen von seinem Strohhut erfrischend fielen und gab den kleinsten Blumenäuglein der Wiese den gebührenden Namen im Linne'schen Latein.

„Ich wußte gar nicht,“ sagte der alte Arzt, „daß Sie sich auch mit Botanik beschäftigt haben.“

„Ich habe mich mit allem beschäftigt, und es ist eben das Unglück, daß ich mich deshalb für nichts entscheiden kann. Alles lockt mich, zieht mich an, stößt mich auch wieder ab. Botanik, Technologie, Politik, Aesthetik . . ich habe Wochen und Monate, wo ich mich für das eine oder das andere ausschließlich interessire; dann werf ich's wieder beiseite.“

„Das versteh' ich nicht,“ sagte Hedwig, indem sie den Jugendfreund mit ihren sanften blauen Augen freundlich ansah; „man muß doch ein Herz für irgend etwas fassen.“

„Könnt' ich's nur,“ entgegnete der Philosoph, indem er sein schüchternes Bärtchen in die Höhe kräuselte; „bisweilen, in einem stolzen Augenblicke komme ich mir vor wie Faust, der mit seinem Wissensdurst die ganze Welt umfassen will; dann aber in meinen schwachen Stunden erschein' ich mir wie der gepritschte Sancho Pansa, der immer wieder von der Decke, die ihn aufgefangen, in die Höhe geschneilt wird.“

Während die Wanderer in solchen Gesprächen dahinschritten, zerriß ein jäher Blick das Wolken-dunkel über den Felskuppen, und über die grüne Thalwand zur Linken flog der grelle Widerschein,

daß alle Wipfel wie in einer Traumlandschaft, wenn auch nur auf einen Augenblick, in magisches Licht getaucht schienen . . . und nicht lange dauerte es, so folgte der Donner nach, über die Kuppen rollend, und aus den Thalwinkeln hervorspringend antwortete ein langnachhallendes Echo.

Im engen Thal, dort, wo eine Seitenschlucht mit einem von Laub überwachsenen Waldbach einmündete, lag das Forsthaus. Stufen führten durch einen terrassenförmigen Gang empor; auf diesen Terrassen standen überall Bänke und Tische, einladend zu freundlicher Rast; doch heute mußten die Wanderer an ihnen vorübereilen und die letzte steile Treppe hinaufsteigen, welche unter den Schutz des gastlichen Daches führte.

Die kleinen Zimmer der Försterei waren alle mit Fremden angefüllt; die unten an der Straße haltende Wagenburg bewies zur Genüge, welche große Zahl von Besuchern das schöne Waldthal herangelockt hatte. Nur auf der schmalen Galerie, die unter dem weit herabhängenden Wetterdach im Schweizer Styl um das Häuschen lief, waren noch einige Plätze frei, und der Doktor legte rasch Beschlagnahme auf dieselben. Die Justizräthin fand indeß diesen Zufluchtsort wenig erbaulich; denn ein un-

freundlicher Wind wehte einzelne schwere Tropfen herein, und der Blitz, dessen Flamme über die dicht vorgeschobenen Waldcoulißen herabzuckte, blendete die Augen.

„Ist's hier nicht gefährlich, Doktor?“ fragte die Justizräthin, die ihren rothen Schirm weit ausgespannt über die Galerie hinaus dem Unwetter entgegenhielt. Sie fragte den Doktor; denn der eigene Gatte theilte das Loos vieler Ehemänner und war schon seit lange keine Autorität mehr am häuslichen Herd. Der Doktor erwiederte einige beruhigende Worte, warnte aber davor, den Blitz durch die Spitze der Eisenstange des kolossalen Schirms heranzulocken. Gehorsam, aber doch unzufrieden spannte die Justizräthin den Schirm zu und mußte sich bald mit dem Schnupftuch einige Tropfen abtrocknen, die ihr ins Gesicht wehten.

Gerade als ein heftiger Donnerschlag das näher rückende Gewitter verkündete, sprengten zwei Reiter auf der Straße heran, Herr und Diener. Der erste stieg vom Pferd, warf die Zügel dem Diener zu, und nicht lange währte es, so war er oben im Forsthaufe; auch er war genöthigt, sich einen Platz unter dem Wetterdach zu suchen. „Graf Ottomar,“ flüsterte der Doktor der Justizräthin ins Ohr.

Der Graf grüßte freundlich.

„Lauter Schiffbrüchige,“ sagte er, „vom Unwetter verschlagen; wir wollen uns den Kampf ums Dasein so leicht wie möglich machen.“

Er lehnte einen Stuhl ab, den der Justizrath ihm mit höflicher Verbeugung anbot, und beugte sich etwas über das Geländer der Galerie hinüber, die frische Lebensluft des erquickenden Waldes athmend und unbekümmert um den grell niederfahrenden Blitzstrahl, welcher den Frauen einen leisen Aufschrei entlockte.

Hedwig hatte den Grafen noch nie gesehen; er war in letzter Zeit meistens abwesend von seinen Gütern in diplomatischer Thätigkeit. Desto mehr hatte sie von ihm gehört, denn die Waldenbach waren die Fabel der ganzen Gegend; ein Sagenkreis hatte sich um sie gesammelt, wie Gewölk um hochragende Gipfel, und es waren nicht freundliche, es waren unheimliche Sagen, die an das Geschlecht sich knüpften. Fast erschien es als ein Verstoß gegen Ton und Stimmung des Familienbildes, daß sie auf einem modernen stattlichen Schlosse wohnten; sie hätten auf einsamem Felsengipfel in alter Burg wohnen müssen, aus deren Mauerspalten die Augen der Eulen glühen, um deren Thürme die Dohlen

flattern und deren Burgverließ mit seinen schrecklichen Geheimnissen sich tief hinabsenkt in den Schoß der Felsen.

Als der junge Graf so da stand, von dem Blitz beleuchtet, da bot er wohl ein Bild, das jenen Ueberlieferungen nicht widersprach. Seine hohe Gestalt, die sich unter dem Dache nicht aufrichten konnte, sein dunkler Vollbart, der weit herabwallte, vor allem die feurigen Augen, welche unruhig hin und her blickten: das machte ihn zu einer eigenartigen Erscheinung. Hedwig warf einen Blick durch die offene Thüre in das Gastzimmer: alles, was sich da drängte, und es waren genug junge und elegante Herren hier versammelt, konnte sich mit dem Grafen nicht messen; sie blickte auf ihren Jugendspielen, den jungen Doktor . . . er verschwand neben ihm, und nicht bloß nach dem äußeren Maß; es lag etwas so Ungewöhnliches, Bedeutendes in dem ganzen Wesen des Grafen. Hedwig wurde nachdenklich. Gerade jetzt fielen seine Blicke auf sie, und sie erröthete unwillkürlich. Sie hatten ein so volles Leuchten, es blendete wie der Blitz. Sie schloß die Augen, sie hatte ein Recht dazu; denn eben flammte es wieder mit grellem Schein thalwärts aus den Wolken.

„Meine Tochter Hedwig,“ sagte der Doktor vorstellend. „D, ich besinne mich,“ erwiderte Ottonmar; „ich sah das Fräulein vor Jahren mit dem Känzel auf dem Rücken zur Schule gehn. Wie die Zeit entflieht! Doch Recht behält immer das, was sich nicht lernen läßt, die Natur, die Schönheit.“

Es war keine fade Schmeichelei, es war der Ausdruck der Ueberzeugung; denn neben den massiven Zügen der wohlbeleibten Justizräthin sah das blondlockige Köpfschen des jungen Mädchens mit seinem reizenden Oval, dem rosigen Hauch auf den Wangen und den großen blauen Augensternen in so gewinnendem Kontrast hervor, wie neben einer quellenden, ins Breite gegangenen Flamländerin von Rubens ein sanft verklärtes Bild von Guido Reni oder Dolce.

Hedwig mußte wieder erröthen, doch Niemand hatte Muße, es zu bemerken; denn in diesem Augenblick öffnete der Himmel seine Schleusen, und der ganze Wellenguß wurde vom Winde in die Galerie gepeitscht. Es blieb nichts übrig, als in den schmalen Korridor, ja bis in die Küche zu flüchten, wo die Justizräthin am warmen Herd ein willkommenes Asyl fand; der Gatte mußte ihre Mantille über einen Holzschemel zum Trocknen aufhängen.

Hedwig stand dem Grafen im Korridor gegenüber; sie wagte kaum die Augen zu ihm aufzuschlagen, doch sie fühlte, wie seine Blicke auf ihr ruhten; ihr war's, als würde ihre Stirn von der Hand eines Magnetiseurs berührt. Ottomar aber freute sich über die schlanke Gestalt des Mädchens, das sitzend ihm viel kleiner und niedlicher vorgekommen war, und über das Ebenmaß ihrer Erscheinung. „Sie haben gewiß viel, sehr viel gelernt in Ihrer höheren Töchterchule,“ sagte er; „es ist erstaunlich, wie gelehrt unsere jungen Damen sind; sie flößen mir selbst oft einen tiefen Respekt ein.“

„Mir wird die Schule stets eine angenehme Erinnerung sein; es war da nicht todtes Wissen, was wir lernten. Die Blumen lernten wir in den Wäldern kennen, durch welche wir oft singend dahinzogen, die Verse der Dichter durch den schönen Vortrag einer begabten Lehrerin; die Geschichtsstunden mit ihrer begeisternden Anregung werden mir unvergeßlich sein; es ist nicht recht, über unsere Schulen zu spotten.“

Sie hatte sich jetzt ein Herz gefaßt und blickte dem Grafen bei diesen Worten frei und offen ins Gesicht.

„Da hab' ich ja eine entschlossene Gegnerin ge-

funden," sagte der Graf; „es freut mich jedenfalls, daß Sie sich auf den Schulbänken nicht gelangweilt haben. Denn die Langeweile ist die empfindlichste Kränkung, die uns armen Menschen auf Erden zu theil wird, und wer giebt uns die schönen Stunden zurück, die wir in ihrem schändlichen Bann verloren haben?“

„Es giebt Menschen, die sich auch langweilen dem Schönsten und Herrlichsten gegenüber; Langeweile ist nichts als stillschweigende Selbstkritik.“

Der Graf wurde aufmerksam . . . es war ein gewecktes, fluges Mädchen, mit dem er sich unterhielt.

Das sucht man nicht hinter den blonden Madonnengesichtern mit den Bergißmeinnichtaugen und den sanftgeschwungenen Brauen.

„Jedenfalls," versetzte Ottomar, „lernen die Mädchen mehr fürs Leben als wir; sie bewahren alles in ihrem Gedächtniß auf, sauber geordnet, wie in einem Nähetafel: hier die Scheere, dort der Zwirn, dort der Fingerhut. Uns Männern bläst das Leben den Schulstaub fort; wir vergessen in seinen Stürmen, was wir gelernt.“

Hedwig blickte fragend zu dem jungen Grafen empor: sie hatte sehr viel von dem wilden Treiben

desselben gehört; seine Züge hatten indeß nichts Verstörtes, Vermüthetes; es lag nur ein unftetes Feuer in seinen Augen. Während sie ihn so ansah, wurde er ihr zum Musterbild für Gestalten der Dichtung, die an ihrem innern Sinn vorüberzogen: so mochte der wilde Jäger aussehen, wenn er mit Halloh und Hussa über die Wipfel fuhr, so der Rodensteiner, der Rheingraf, wenn er voll glühender Lebenslust dem Kofse die Sporen in die Weichen drückte.

Sie hatte ein beängstigendes Gefühl: es war ihr willkommen, als der junge Doktor hinzutrat und sich mit dem Grafen zu unterhalten begann; sie lauschte aufmerksam dem Gespräch, welches die glänzende Ueberlegenheit Ottomars in schlagkräftigem Wortkampf zeigte, wenn auch der junge Hugo einen Reichthum des Wissens auskramte, der oft ganz zur Unzeit zur Schau gestellt wurde. Der Graf sah indeß ungeduldig auf die Galerie: der Regen hatte nachgelassen, doch das abrollende Gewitter schleuderte noch seine grellen Blitze.

„Ich habe Eile,“ sagte er dann, zu Hedwig zurückkehrend; „man erwartet mich in der Residenz; ich hoffe, Ihnen, mein Fräulein, dort einmal wieder zu begegnen, damit wir unseren kleinen

Streit über die weibliche Bildung weiter ausfechten können.“

Er grüßte freundlich Hedwig und den jungen Doktor und bahnte sich einen Weg durch die Menge, die mit einer gewissen Scheu vor ihm zurückwich; bald hörte man drunten, zwischen den Schlägen des ermattenden Gewitters, den Hufschlag der fortsprengenden Kofse.

Hedwig stand auf der Galerie und sah den Reitern nach. Wie stattlich Ottomar zu Pferde saß! Sie zürnte der vorspringenden Felsecke, die ihr nicht vergönnte, sich lange dieses Anblickes zu erfreuen.

Ein Hauch köstlicher Frische wehte aus den Bergwäldern ringsum; das Gewitter hatte seinen Segen über sie ausgegossen, und der erste Sonnenstrahl, der durch die Wolken brach, weckte in jeder Blattwiege die siebenfarbige Iris und streute eine funkelnde Juwelensaat im Walde aus. Hedwig riß träumend ein Blatt ab von der Linde, Tropfen an Tropfen und in jedem der Regenbogen.

Sie athmete mit vollen Zügen die erquickende Luft, als wollte sie den Hauch eines neuen Lebens einsaugen.

Hugo bemerkte das Blatt in ihrer Hand; er

trat hinzu und erläuterte ihr das Wesen des Prisma's und der Strahlenbrechung; sie warf das Blatt ärgerlich fort.

„Ihr zerstört jedes Wunder, indem Ihr's erklärt. Alles Schöne ist ein Geheimniß . . . alles Höchste . . . o, rührt nicht daran.“

Hugo hatte seine Jugendfreundin nie so ungnädig gesehen; sie machte den Eindruck, als wäre sie unsanft aus einem schönen Traume aufgerüttelt worden; doch schien sie entschlossen, fortzuträumen und stand noch lange in Gedanken verloren auf der Galerie, während Hugo achselzuckend zu seiner Mutter an den Küchenherd zurückkehrte und an ihr eine dankbare und entzückte Hörerin für seine Auseinandersetzungen aus dem Gebiete der Farbenlehre und der Optik fand.

Zweites Kapitel.

Wandereien am Gasttisch.

Alle, welche in einem Wagen die Schönheiten der Landschaft genossen hatten, verließen, als nur noch leise Tropfen aus dem Gewölk und der schwere Regen von den windgeschüttelten Bäumen herniederwehte, das Forsthaus, um ihre Fahrt fortzusetzen; auch die Fußwanderer griffen fast alle wieder rüstig zum Wanderstabe. Frauen und Mädchen schürzten ihre Röcke und wagten sich auf die Heerstraße, die einem Spiegel glich. Nur die Frau Justizräthin protestirte gegen das Attentat auf ihr neues Kleid, das der Gatte ihr zumuthete, indem er ihr vorschlug, die Fußwanderung fortzusetzen. Es blieb nichts übrig, als mit einem der Miethskutscher ein Abkommen zu treffen, daß er hierher mit seinem Wagen zurückkehre, wenn er seine jetzigen Insassen

an Ort und Stelle gebracht. So lange mußte man sich in Geduld fassen.

Die Gaststube war leer; man setzte sich um den runden Tisch, und die alten Herren wandelte das Behagen an, welches stets die Erinnerungen an die Studentenzeit wachrufen. Solch ein Wirthshausleben hat seine Poesie, welche mit der Poesie des häuslichen Herdes stetig wetteifert. Berräucherte Wände und Gardinen, ein Wirthstisch mit den Gefäßen, in denen die Gaben von Bacchus und Gambrinus glänzen, Genossen dabei, die zur munteren Plauderei und zu fröhlichen Scherzen geneigt sind: da geht dem unsterblichen deutschen Studenten, der in allen alten Herren sich versteckt, das Herz auf; er sieht im Geiste die heiteren Gesichter der jugendlichen Tafelrunde wieder, mit den frischen Schmarren, drüber die bunten Mützen, und es kommt das alte Behagen über ihn.

Der Justizrath zog die Pfeife aus seinem Rock, die ihn immer im tiefen Incognito begleitete, er warf einen fragenden Blick auf Hedwig, die ihm freundlich zunickte; seine Gattin mußte sich sein Qualmen gefallen lassen. Das gehörte zu den ehelichen Servituten. Gleichwohl, wenn etwas seine Hingebung an die studentischen Erinnerungen stören

konnte, so war es die Anwesenheit der Frauen. Das war etwas Fremdartiges; man konnte nicht in Hemdärmeln dastehen, nicht gelegentlich auf den Tisch trommeln bei dem Refrain eines lustigen Liedes. Er entschloß sich indeß, die Frauen so wenig wie möglich zu bemerken, obgleich seine Gattin sich in der Regel sehr bemerkbar machte. Mit schlauem Lächeln ging er in die Küche; er hatte die hinterlistige Absicht, die Gesellschaft durch eine Maibowle zu überraschen.

Inzwischen trat der Förster ein; er war eben zurückgekehrt von der Ebernburg, wo er für die Fütterung der wilden Sauen Ordres ertheilt, die dort in einem Waldgrund, tief unter der Burggalerie, ihr abendliches Rendezvous halten. Er erschien im grünen Hausrock, denn er hatte die Kleider wechseln müssen. Der alte Stromer war als Biedermann bekannt, sein Bass hatte einen jovialen Grundton, sein Händedruck eine kräftige Herzlichkeit; seine kleinen tiefliegenden Augen konnten so freundlich blinzeln; sein röthlicher Bart schimmerte schon ins Graue, während das struppige Haar nur wenig Silberfäden zeigte.

Er begrüßte den Doktor herzlich, denn dieser hatte ihn in schwerer Krankheit, bei heftigen Ge-

lenkschmerzen, erfolgreich und ohne Entgelt behandelt. Stromer war ein Kenommist: die merkwürdigsten Jagdabenteuer quollen über seine Lippen, bei denen allen er selbst eine große Rolle spielte. Eben erzählte er, wie er mit seinem Hirschfänger einem Wildschwein den Garaus gemacht, als der Justizrath mit verklärtem Gesicht hereintrat, ihm zur Seite das Förstertöchterchen mit der Maibowle und dahinter das Mädchen mit den fröhlich klickenden Gläsern. Der Doktor rückte sich behaglich auf seinem Stuhl zurecht, und Hugo brach in einen Dithyrambus aus, den er an Hedwig richtete.

„Waldmeister, es ist mir die liebste von allen Blumen des Waldes. Seinen harmlosen Sternenauglein sieht man nicht an, was für ein Feuergeist durch seine Adern rollt, was für ein eigenartiges, würziges Leben! Man trinkt gleichsam die Seele des Waldes und zugleich den Geist des Frühlings, der sie im Wonnemond wach geküßt hat!“

Hugo hielt bei diesem begeisterten Erguß sein Glas hoch; die Kelle seines Vaters, des Justizrathes, kam ihm liebevoll entgegen.

„Entschuldigt, wenn ich zuerst dem Dichter den köstlichen Trank spende; doch ich fürchte, sein Durst

giebt ihm sonst noch einige dieser entsetzlichen Streckverse ein; denn Durst und Hunger sind ja die Muse der Poeten."

Er sagte dies in verächtlichem Ton; denn er konnte es nicht verwinden, daß Hugo nicht bloß zu den Alleswissern gehörte, sondern auch Verse machte, statt eine Brotwissenschaft zu ergreifen, die ihren Mann ernährte.

"Mein Kompliment, alter Freund," sagte der Doktor, „der Maitrank ist köstlich."

"Mir hat mein Sohn den Geschmack daran verdorben; ich weiß nicht, von wem er die unselige Lust geerbt hat, Verse zu machen."

"Wohl von Deiner Frau," sagte der Doktor; „die Söhne erben vom Vater den Charakter und von der Mutter die geistigen Fähigkeiten: so sagen die Philosophen der Mode."

Die Frau Justizräthin fühlte sich durch diese Philosophen, deren nähere Bekanntschaft sie allerdings bisher noch nicht gemacht hatte, sehr geschmeichelt, und indem sie die Mantille etwas von ihren vollkräftigen Schultern heruntergleiten ließ, sagte sie:

"Ich habe zwar nie einen Vers gemacht, nicht einmal in den Flitterwochen der Ehe zum Geburts-

tag meines Mannes, für den ich mich doch damals einigermaßen begeisterte; doch darauf kommt es nicht an, nur auf das poetische Gefühl und das ist in mir sehr lebendig. Thomas kann mir's bezeugen."

Sie sah den Gatten bei diesen Worten fragend an; doch er prüfte den Maiwein mit selbstgefälliger Kennermiene und gab sonst kein Lebenszeichen.

"Ich bin nervös, man sieht es mir nicht an; doch man kann feinbesaitet sein . . ."

"Auch bei einem kräftigen Resonanzboden," fiel der Justizrath ein, indem er sein Glas mit einem Zuge leerte.

"Den Fonds von Poesie, die in mir gleichsam gebunden ist, hat mein Sohn flüffig gemacht . . . nicht wahr, Doktor? Ich habe dies Erbe gesammelt, er giebt es aus."

"Gewiß, gewiß!" versetzte der Doktor; "solche Erbschaften, die man ohne beneficium inventarii antreten muß, für die man keine Erbschaftssteuer zu zahlen braucht, sind oft die reichsten; bisweilen aber sind sie sehr schlimmer Art; es sind Passiva darunter, die man mit seinem Blut und seinem Leben bezahlen muß."

"Du sprichst wie ein Jurist," versetzte der

Justizrath schmunzelnd; „so werde ich wie ein Mediziner sprechen: ich glaube, daß bei einer zu großen Ansammlung von Fett die Poesie ins Fleisch hineinsickert und im Kopfe und im Herzen wenig davon übrig bleibt.“

Die Justizräthin warf dem Gatten einen erzürnten Blick zu und zog die raschelnde Mantille wieder über die Schultern.

„Es ist eine der wichtigsten Fragen, die wir da berührt haben,“ fuhr der Doktor fort, mit dem Behagen, mit dem man bei einem Lieblingsthema verweilt; „der Dichter sagt zwar:

Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen;

doch vieles besitzen wir, was wir nicht zu erwerben brauchen, ja was wir gern um jeden Preis los werden möchten, wenn es nur ginge. Ich kann hier keinen Unterschied zwischen dem physischen und moralischen Menschen annehmen; es erbt sich nicht nur der Bau des Körpers, es erben sich nicht nur seine Eigenheiten bis auf Muttermale und Ohrläppchen fort, sondern auch der Charakter. Wer will die Racenunterschiede im Thierreich leugnen, wer will sie leugnen in den menschlichen Familien?“

„Gewiß, gewiß,“ sagte der Förster. „Das

wissen wir von unseren Jagdhunden. Race bleibt Race, und das Neue kommt nur durch die Kreuzung herein."

"Da haben wir vorhin," fuhr der Doktor, fort, "den Grafen Ottomar gesehen. Diese Familie der Waldenbach ist so beweiskräftig für meine Behauptung, wie irgend eine auf der Welt: vom Ahnherrn bis zum Enkel ein rabbiates Geschlecht. Einige sanfte Blutstropfen, welche durch die Frauen hereinkamen, haben die Mischung wenig geändert. Schon der Großvater hat sich wegen der wichtigsten Veranlassung mit dem damaligen Besitzer von Schloß Greifenberg duellirt; seitdem herrscht zwischen den beiden Familien der tödtlichste Haß, der auch nicht besänftigt wurde, als sie durch Heirathen verchwägert wurden. Der Vater des Grafen Ottomar hat seinen Vetter in roher Weise mißhandelt; er ist einer der wüthtesten Lebemänner, er verließ seine Frau, die bald darauf starb, und zog nach Paris, wo er sich jetzt noch aufhält und den Freudenfeld des neuen Seinebabels bis zur Neige ausschürft, und sein Sohn, der junge Graf . . ."

"Erfreut sich keines besseren Rufes," fiel Hugo ein und bemerkte nicht, daß Hedwig ihm einen strafenden Blick zuwarf. "Ich bin einige Jahre

jünger als er. Doch die Kommilitonen meiner Verbindung wußten noch viel von ihm zu erzählen. Er gehörte einem feindlichen Korps an und war der Löwe auf dem Fechtboden und bei allen kommentmäßigen Kaufereien. Wie viele Bischöfe und Päpste er vertragen konnte, darüber gehen die Ansichten auseinander und auch sonst . . .“

Hugo verstummte, da seine Blicke zur rechten Zeit auf seine Nachbarin fielen.

„Und das ist noch der am besten gerathene Sohn,“ fuhr der Doktor fort; „der älteste ist ganz verschollen. Er war ein grenzenloser Verschwender und hatte außerdem die extremsten Anschauungen und Sympathien mit den Umwälzungsmännern in ganz Europa. Seine Familie, alle seine Standesgenossen sagten sich los von ihm: er wanderte nach Amerika aus. Niemand weiß, wo er geblieben ist. Und daneben die sanften, phlegmatischen, entschlußlosen Greifenberg, die Montagues dieser Capuletti . . . nein, nein, die Race, die Race, das ist die Hauptsache! Wie sich die Theologen und Moralphilosophen mit diesem Thema abfinden, das ist ihre Sache; aber wer die Menschen beobachtet und kennt und dabei seinen Blick ein wenig nach den Stammbäumen richtet, der weiß, daß es für

jeden ein Verhängniß giebt, das nicht in den Sternen ruht, sondern das er in Fleisch und Blut mit sich herumträgt, ein unwandelbares Verhängniß, unerbittlicher als die alte Moira, die selbst über den Göttern waltete: das Verhängniß seines ihm angeborenen Wesens. Das ist der Zauberbann, der jeden fesselt; das ist für jeden die unübersteigliche Schranke, das sind die Gaben der guten und bösen Feen, die das Leben beglücken und verwüsten.“

„Damit würde man alle Zurechnungsfähigkeit aufheben,“ meinte der Justizrath, indem er sich wieder sein Glas füllte.

„Fürchte nichts, alter Freund! Die Juristen werden immer zu thun haben; die Fakultät und das Handwerk werden nicht aussterben. Die Gesellschaft richtet und straft, denn sie muß sich ihrer Haut wehren. Doch wenn das Auge eines höheren Wesens oder eines unbefangenen Denkers auf diese Welt voll Noth, Jammer und Verbrechen prüfend sieht: da erblickt es nur die nothwendigen Folgen unerschütterlicher Bedingungen. Der blödsinnige Sohn des betrunkenen Vaters und der Mörder, den eine wahnsinnige Mutter geboren, der nur das Unglück hat, daß die Tobsucht nicht seinen Ver-

stand verwirrt, sondern nur sein Blut in unbestimmlichen Taumel versetzt: was sind sie anders als Produkte nachweisbarer Faktoren, ins Leben geboren als Erben eines unseligen Fluches? Das Gespenst der Ahnfrau geht nach Hause, sagt der Dichter, aber mit Unrecht; denn es spukt ewig in den Enkeln fort."

"Gott sei Dank," versetzte Hugo, "ich habe einen flotten Vater und eine kerngesunde Mutter und die Ahnfrauen von früher können mir nichts mehr anhaben."

"Du irrst," meinte der Doktor; "es giebt noch eine Heimtücke der Natur, die Dir unter dem schön klingenden Namen ‚Atavismus‘ bekannt sein wird; sie gefällt sich oft darin, ein paar Geschlechter zu überspringen und einen Enkel ganz aus dem Holze zu schneiden aus dem der Großvater oder Urgroßvater gemacht war, und zwar mit denselben Gesichtszügen und Charakterzügen."

"Nun, darauf will ich's ankommen lassen," versetzte Hugo; "wir haben zwar keinen großen Ahnensaal mit Kniestücken im bestaubten Rahmen, aber doch ein kleines Familienkabinet mit niedlichen Aquarellbildern; meine Vorfahren sind, wie sie da

in effigie hängen, so liebenswürdige Herren, daß ich von ihnen nichts zu fürchten brauche."

"Freilich, mit den Ahnen in der Galerie auf Schloß Waldenbach verglichen, sehen die unsrigen sehr harmlos aus," meinte der Justizrath.

"Ich bin selbst," versetzte der Doktor, "bisweilen nicht ohne Bangen durch die Galerie gewandert, wenn der Mond gerade diese härtigen, wilden Gesellen beleuchtete. Und es ist derselbe Ausdruck in den Zügen, ob sie das Kostüm der alten Edelherrn, Wamms und Koller, ob sie den Stuarthalskragen und Spizenhalsbinde, ob sie Zopf oder Perrücke tragen."

Hedwig hatte in Gedanken versunken zugehört.

"Und sieht Graf Ottomar," fragte sie dann, "seinen Ahnherrn ähnlich?"

"Ohne Frage," erwiderte der Vater; "er ist der unverkennbare Abkömmling derselben."

"Es wäre vielleicht vortheilhaft," versetzte der Justizrath, "wenn er das Fräulein vom Schlosse Greifenberg heirathen würde."

"Clarissa ist nicht so sanft, wie die andern," sagte der Doktor; "im Uebrigen ist die Familie dort freilich lammfromm."



„Nun, wenn sich dann auch nicht Wildes mit Mildem paart, so wäre es immerhin ein Glück wegen des Testamentes.“

„Was ist das für ein Testament?“ fragte Hedwig gespannt. Der Vorschlag des Justizrathes hatte durchaus nicht ihren Beifall, sie wußte selbst nicht warum. Bei Hedwigs Frage zwinkerte der Förster mit den Augen und setzte sich in Positur: er wollte andeuten, daß er in dieser Angelegenheit ebenfalls wohl unterrichtet sei und im Nothfalle dem Justizrathe bei seinen Erörterungen sekundiren könne.

„Du kennst doch Schloß Schöndorf, Hedwig, das seitab vom Flußthal in einem waldbumgebenen Thalkessel liegt?“

So begann der Justizrath seine Auseinandersetzung, glücklich, daß das Gespräch eine Wendung genommen hatte, die ihn in den Stand setzte, sein Licht leuchten zu lassen.

„Du bist daran jedenfalls schon öfter vorübergefahren; das Schloß selbst fällt in die Augen, denn es steht aus wie eine alte, abenteuerliche Burg, mit seinem hohen Uhrthurm, vergraben in einem Park, der mehr einem urwäldlichen Dickicht gleicht . . . und wenn es eitel wäre und sich in seiner

alterthümlichen Schönheit in den Teichen spiegeln wollte, so würde es sich sehr enttäuscht sehen; denn diese Teiche bieten dem Auge nichts, was einem Spiegel ähnlich wäre; sie sind mit einem grünen Teppich von Wasserlinsen bedeckt. Das Schloß mit dem größten Areal von Aekern, Feldern und Wald in der ganzen Gegend gehört dem Herrn von Werben."

"Ich kenn' ihn wohl," sagte Hedwig; "ich habe auf dem letzten Kasinoball mit ihm getanzt. Er ist ein so sauberer und feiner Herr, daß ich nicht begreife, warum er auf sein Besizthum so wenig Sorge verwendet."

"Damit hat es seine eigene Bewandniß," versetzte der Justizrath, indem er sich ein neues Glas des würzigen Waldmeistertrankes einschenkte; "Herr von Werben ist geizig."

"Und soweit geht sein Geiz, daß er einen schönen Besiz in Verfall gerathen läßt?"

"Ja, wenn ihm und seinen Erben dieser Besiz sicher wäre; doch er wird ihn gelegentlich wieder herausgeben müssen."

"Ja, ja," bekräftigte der Förster, "deshalb sucht er soviel Nutzen als möglich daraus zu ziehen; er hat mehr Parzellen Wald niedergeschlagen, als sich

bei vernünftiger Forstwirthschaft rechtfertigen läßt, und alle Unkosten erspart er sich."

"Ich weiß nicht, Hedwig, ob Dein kleines Köpfchen so vielen juristischen Verstand verbirgt, um diese Verhältnisse zu begreifen. Auf dem alten Schlosse lebte ein uralter Sonderling, ein Herr von Wegleben, dem es Vergnügen machte, mit Rath und That sich in Alles zu mischen, was rings in der Gegend vorging, und zwar als Friedensprediger, welcher Del in die erregten Wogen gießt. Der Eremit mit dem silberweißen Haar und den sanften Zügen wurde oft wohlwollend aufgenommen, oft begegnete er böswilliger Abweisung; denn nicht Jedem ist ein Seelsorger bequem.

"Er hatte keine anderen Verwandten als zwei Cousinen und der Zufall wollte, daß sie in die beiden schon wegen alter Erbtheilung feindlichen Linien der Waldenbach und Greifenberg heiratheten. Das hinderte nicht das Duell zwischen den beiden Schwägern und die gesteigerte Spannung, welche die Familien trennte. Wegleben blieb trotzdem seinem Friedenssamte getreu; er machte aus seinen großen Besizungen ein Fideikommiß, zu welchem der Landesfürst seine Zustimmung gab; aber zu-

nächst sollten weder die Vertreter der einen noch die der anderen Linie dasselbe antreten. Er hatte einen alten Freund, von Werben; die Güter vermachte er dem Sohne desselben, doch unter der Bedingung, daß er das Fideikommiß demjenigen aus dem Hause der Waldenbach oder Greifenberg herausgeben müsse, der zuerst sich eine Braut aus der feindlichen Linie wähle; es sollte ihm und der Frau dann zu gleichen Theilen gehören."

"So müßte Graf Ottomar," versetzte Hedwig, "eine Comtesse Greifenberg heirathen . . . und dann fielen ihm die großen Werben'schen Güter zu?"

"So ist es," versetzte der Justizrath; "als der alte Wegleben starb, gab es noch gar kein Fräulein Greifenberg: Clarissa wurde erst nach dem Tode desselben geboren."

"Ein Jahr nach seinem Tode," versetzte der Förster, der sein Glas auf dem Tisch nachsinnend hin und her schob und dann einen unsteten Blick aus seinen tiefliegenden Augen auf den Justizrath warf.

Hedwig folgte den Mittheilungen desselben mit wachsendem Antheil; ja sie hatte ein siegreiches Verständniß für alle diese juristischen Verwickelungen . . . war doch Graf Ottomar dabei mit theilhaftig.

„Bei dem Tode des Herrn von Wegleben,“ fuhr der Justizrath fort, „war noch keine Aussicht vorhanden, daß die beiden Häuser der Montecchi und Capuletti sich ausöhnen würden; es fehlten zwar nicht die Romeos, aber doch die Julien; denn auch im Hause der Waldenbach gab es damals noch keine Töchter. So durften die Werben hoffen, daß jene Bedingung sich nie erfüllen würde und ihres Besitzes sicher sein; sie sahen in jener Bedingung nur eine Grille des alten Herrn, nur eine Eitelkeit, die mit einem damals ganz aussichtslosen Friedenswerke prunken wollte. Doch noch ehe der alte Werben das Zeitliche segnete, hatte Clarissa das Licht der Welt erblickt und ein paar Jahre darauf wurde Clotilde von Waldenbach geboren. Jetzt kann man ein ganzes Kaleidoskop anmuthiger Möglichkeiten schütteln, durch welche alle der junge Herr von Werben um Schloß Schöndorf und seinen reichen Besitz kommen kann.“

Hedwig schien darüber beruhigt, daß nicht Graf Ottomar der einzige sei, über dem das Damoklesschwert jener, wie sie meinte, qualvollen Bedingung schwebte, die ihn antreiben könnte, gegen seines Herzens Neigung sich die Braut zu wählen.

„Schütteln wir einmal das Kaleidoskop,“ sagte

der Doktor, den der Maitrant bereits in heitere Laune versetzt hatte.

„Nun, da ist Graf Paul von Greifenberg, ein sehr schüchternen Jüngling, der sich mit einigen Wissenschaften in aller Stille beschäftigt, sich aber menschenscheu von gesellschaftlichen Kreisen zurückzieht. Wenn er Clotilde von Waldenbach erobert . . .“

„Diese wilde Hummel,“ warf die Justizräthin ein.

„So wird er Herrn von Werben aus seinen Besitzungen vertreiben. Nun kann aber auch Graf Ottomar um die Hand der anmuthigen Clarissa von Greifenberg werben.“

„Ist sie schön?“ fragte Hedwig.

„Ueber Schönheit, mein Kind,“ versetzte der Vater, „ist es nicht so leicht zu entscheiden; ist es doch noch die Frage, ob Paris auf dem Ida ein geschmackvoller Preisrichter gewesen ist. Manchem hätte vielleicht die stolze Here, manchem die charaktervolle Athene besser gefallen, als die weiche Aphrodite. Comtesse Clarissa ist jedenfalls eine stattliche Blondine von schlanker Gestalt; ihre Augen sind meistens wasserblau, bisweilen leuchten sie wie der himmlische Azur.“

„Daß sich doch alle die alten Herren für junge Schönheiten begeistern,“ versetzte die Justizräthin achselzuckend. „Clarissa ist ein ganz frisches Mädchen vom Lande und weil sie zufällig eine Comtesse ist, so wird sie mit einem Glorienschein umgeben.“

Der Justizrath fiel ihr ins Wort:

„Und noch ist eine dritte Möglichkeit. Ottomars verschollener Bruder kann zurückkehren und um die Hand Clarissens anhalten. Es ist wohl begreiflich, daß dem Herrn von Werben auf seinem Schloß nicht recht behaglich zu Muthe ist.“

„Und hat er jetzt schon Anlaß zu Befürchtungen?“ fragte Hedwig.

„Was die Waldenbach betrifft, nicht die geringsten. Von einer Rückkehr des verschollenen Manfred ist nicht die Rede und Graf Ottomar scheint für Clarissa keine Neigung zu empfinden; auch war er ja meistens auf diplomatischen Sendungen abwesend. Von dieser Seite droht dem Fiduciarius — das ist der juristische Ausdruck für die nicht beneidenswerthe Stellung des Herrn von Werben — keine Gefahr. Doch man will in neuerer Zeit Symptome bemerkt haben, daß die Gräfin-Mutter von Greifenberg ihren menschenscheuen

Sohn Paul antreibt, sich um die Hand der jungen Clotilde von Waldenbach zu bewerben. Wer weiß, was im Schooße der Zukunft schlummert."

Hedwig athmete auf bei diesen Enthüllungen; was kümmerte sie Paul oder Clotilde, wenn nur Ottomar aus dem Spiele blieb. Wie aber kam sie zu dem stillen Antheil an dem Geschick des jungen Grafen, zu einem Antheil, den sie sich selbst nicht einzugestehen wagte? Was berechtigte sie, für ihn Partei zu ergreifen, seine Werbung um ein anderes Mädchen als ein persönliches Mißgeschick zu empfinden, das Testament zu verdammen, welches dazu Anlaß geben konnte? Gewiß, es waren dies Alles müßige Phantasiespiele; es waren die Sympathien, die eine Romanleserin für ihren Helden fühlt, und Graf Ottomar war nach der ersten Begegnung ihr Held geworden.

Die Lorbeern, welche der Justizrath durch seine langen Erzählungen erworben, raubten seiner Gattin den Schlaf, den sie sich aus den Augen reiben mußte, während sie so oft Gehörtes von Neuem anzuhören verurtheilt war! Jetzt aber fand sie es angemessen, dem Gemahl nicht das letzte Wort zu gönnen, was überhaupt gegen ihre Grundsätze war;

sie gab daher der Unterhaltung einen energischen Abschluß, indem sie mit kühnen Kohlenstrichen gleichsam die wenig geschmeichelten Porträts der Helden der Geschichte an die Wand malte:

„Wozu die ganze Litanei über die Waldenbach und Greifenberg? Es würde einer sehr genauen Untersuchung bedürfen, um herauszubringen, wer von Beiden die Nase höher trägt! Denn in ihrem altmodischen Ritterthum sehen sie über uns andere Sterbliche hinweg. Der gute Paul ist nur schüchtern, weil er nicht weiß, wie er seine angeerbte Ueberlegenheit so recht geltend machen soll; seine anscheinende Bescheidenheit ist nur verletzter Stolz. Dabei sieht er so grün, so unreif aus, daß sich einem der Mund zusammenzieht, wenn man ihn nur ansieht. Den Grafen Ottomar zu sehen, hatten wir ja eben die unschätzbare Ehre. Das ist freilich ein reifer Kavaller, vollbärtig; man möchte sagen, sein ganzes Wesen trägt einen Vollbart, der nur etwas verwildert ist. Ich glaube, Frauen und Mädchen thun wohl daran, ihm aus dem Wege zu geh'n. Was mich betrifft, so hab' ich's Gott sei Dank, nicht mehr nöthig. Doch ich thu' es aus Antipathie. Sein Bruder war oder ist ein vollkommener Rother, roth an Haar und Bart und

Gestimmung, und es ist gut, daß dieser Feuerbrand irgendwo in der Fremde herumfährt. Und die Damen . . . ach, die Damen! Clarissa ist ja bedeutend, wie die Herren meinen, und ich will die Bedeutung dieser Blondine nicht herabsehen; sie ist eine kühle Landschönheit und gehört jedenfalls zu den stillen Wassern, die tief sind; aber Clotilde, dieses enfant terrible, diese Grimasse von einem Mädchen mit ihrer altflugen Erzieherin . . . sie wird der Schrecken der ganzen Gegend werden. Mögen sie sich untereinander heirathen, diese Greifenberg und Waldenbach, soviel sie wollen . . . meinetwegen! Etwas Gescheutes wird dabei nicht herauskommen."

Die Justizräthin erhob sich nach dieser Kränzelrede, mit der sie dem juristischen Sparrwerk ihres Gatten den Segen ertheilt hatte. Eben wurde der Wagen angemeldet, der sie nach Hause bringen sollte.

Da es noch von den Bäumen und Dächern tropfte, spannte die Justizräthin ihren kolossalen Regenschirm wieder auf und stieg unter dem Schutze des rothen Zeldaches die schmale Außentreppe des Forsthauses herunter, seufzend über die doppelte Unbequemlichkeit.

Die beiden Herren folgten in heiterster Weinlaune. Hedwig war ernst und sinnend und so kühl gegen Hugo, daß dieser getrost auf den Sitz im Wagen verzichtete und neben den Kutscher auf den Bock stieg. Verdrossen knallte er mit der Peitsche des Kutschers, während die alten Herren zum Schrecken der Justizräthin Studentenlieder sangen.

Den munteren Gesang begleitete der rauschende Fluß, der das schöne Thal mit seinem frischen Leben erfüllte.

Drittes Kapitel.

Fremde Gäste.

Graf Ottomar hatte indeß auf raschem Roß bereits das enge Felsthal verlassen; freier wurde die Gegend, die Waldhügel traten zurück und blaue Berge winkten von ferne. Immer gewöhnt, augenblicklichen Eingebungen zu folgen, kümmerte er sich wenig um die Einladung zu einem Abendzirkel der kleinen Residenz; ihm war es so verlockend, die athmende Frische der durch den Gewitterguß erquickten Natur zu genießen; es war ihm, als tauchte er in ein silbernes Bad unter, wenn er, auf näheren Heckenwegen dahinreitend, von den Gebüschen die funkelnden Tropfen streifte. Mochte er in jenem Zirkel auch als der späteste Gast erscheinen: er beschloß, vom Wege abzulenken und ein kleines Besitztum seines Vaters zu besuchen, das jetzt mit

seinen Laubengängen, seinen hohen Linden und Eschen ein Wohl von köstlicher Frische sein mußte. Es war eine kleine, reizend gelegene Villa; er hatte sie bei seiner jetzigen Anwesenheit auf dem väterlichen Schlosse noch nicht besucht.

Er gab seinem Roß die Sporen; die wechselnden Bilder der Landschaft zogen im Fluge an ihm vorüber: an waldige Hügelränder gebaute Villen, das Städtchen, das sich an den Fuß des Burgfelsens schmiegte, die Trümmer der alten Kaiserburg droben. Bald sah er das Dach der Villa aus hohen Baumgruppen winken; der Garten zog sich den Hügel hinan und die Abendsonne funkelte auf dem Dach eines kleinen Tempels, der ihn krönte. Es war dies ein reizender Aussichtspunkt, der ihm noch von seinen Jugendjahren her lieb und werth war.

Er übergab sein Pferd dem Reitknecht und ging, ohne den Verwalter aufzusuchen, durch die offenstehende Gitterthür in den Garten.

Die Blumen am Wege nickten ihm freundlich zu, sie standen sauber gereiht im Schatten der Taxusbüsche. Weiterhin schlängelten sich mäandrische Gänge zwischen dichtbelaubten Spiraeen und Berberitzen hindurch; auf einem kleinen Wiesengrund stand eine

Venus, welche an die mediceische der Uffizien von Florenz erinnerte; doch war es keine geniale Nachahmung, sie sah eigentlich mehr der Venus von Milo ähnlich, da ihr der eine Arm durch irgend einen Unfall abhanden gekommen war. Er war bisher nicht erneuert worden und auch die plastischen Gesichtszüge waren nicht unversehrt. Das Näschen war etwas geschunden und die ganze Figur von Wind und Wetter arg mitgenommen. Gleichwohl blieb Ottomar vor ihr sinnend stehen, wie vor einem Wunder der bildenden Kunst. Er dachte nicht an die herrlichen Originale dieser trostlosen Kopie, nicht einmal an die himmlische Aphrodite; er gedachte anfangs nur seiner Jugendzeit, wo er sich hier mit dem Bruder und den Genossen im fröhlichen Ballspiel getummelt und mit ihnen jedesmal in lauten Jubel ausgebrochen war, wenn der Ball zufällig der Göttin auf den Kopf sprang, statt von geschickter Hand aufgefangen zu werden.

„Sie hat sich gerächt, die himmlische Aphrodite.“
 seufzte er dann, „denn sie ist nicht von Stein, wie hier ihr klägliches Abbild; ich habe mit ihr selbst gespielt und sie hat mir den Ball oft genug ins Gesicht geschleudert.“

In Windungen führte der Weg zum Gipfel

des Terrassenhügels empor, auf welchem das Aussichtstempelchen stand, mit einer kleinen Säulenfaçade und einem inneren Heiligthum, das nur durch das Oberlicht erhellt war. Dies Licht fiel durch bunte Scheiben und verbreitete eine träumerische Dämmerung. Ottomar besann sich darauf, wie er als Knabe oft dort drinnen gesessen und wie hier die buntfarbigen Bilder der östlichen Märchen aus Tausend und Einer Nacht vor seiner Seele vorüberzogen; denn das Gesam öffnete sich mit den funkelnden Edelsteinen der Phantasie nirgend so vor seinem inneren Auge wie hier, wo der Himmel selbst durch die Scheiben in bunte Felder getheilt wurde und wie eine mit Rubinen, Smaragden und Saphiren ausgelegte Decke erschien.

Als Ottomar sinnend die Wege hinaufstieg, bemerkte er plötzlich oben vor dem Tempel ein weißschimmerndes Kleid.

Es war keine Täuschung; bei jeder Windung des Weges, die ihn näher führte, zeichnete sich deutlicher eine weibliche Gestalt ab, welche in die Abendlandschaft hinausjah.

War die Schwester vielleicht hier mit einer Freundin? Doch er hatte sie ja erst am Mittag auf dem väterlichen Schlosse verlassen.

Seitwärts kamen die Strahlen der Abendsonne; mit vorgehaltenem Fächer schützte sich die Fremde gegen ihr buntes Spiel und so bemerkte sie Ottomar nicht.

Endlich vernahm sie seine Schritte und blickte sich um. Er sah in ein Gesicht, das ihm gänzlich fremd war. Hochblondes üppiges Haar in kühnen Flechten aufgethürmt über einem offenbar bleichen Gesicht, welches nur der Widerschein des Abends mit trüglischem Roth anhauchte, das Profil nicht edel, doch auch nicht unschön, das Näschen kein foubrettenhaft keckes Stumpfnäschen, aber doch an diese Form erinnernd; die Augen nixenhaft blau, die Gestalt elegant und nicht ohne Fülle: das war das Signalement, welches Ottomar mit raschem Blick ausstellte, als er näher getreten war und die fremde Dame verbindlich gegrüßt hatte.

Sie erwiderte den Gruß nicht ohne Verlegenheit, so sehr sie dieselbe zu verbergen suchte.

„Ich kenne dieses Tempelchen schon lange,“ sagte Ottomar, „aber ich wußte nicht, daß dies Heiligthum eine Priesterin gefunden hat.“

„Sie irren sich, mein Herr! Ich bin hier fremd und habe überhaupt kein Talent zur Priesterin.“

„So brauch' ich in Ihnen keine Iphigenie zu

fürchten, welche die Fremden opfert, die sich ihrem Tempel nahen?"

„Durchaus nicht . . . ich selbst muß mich schuldig bekennen; ich bin hier eingedrungen in ein fremdes Besizthum, verlockt durch das offene Gitterthor, das den Blick in einen geschmackvoll angelegten Garten und auf diesen vielversprechenden Aussichtstempel verstattete.“

Sie sprach diese Worte mit anmuthiger Schüchternheit, in einem etwas fremdartig klingenden Dialekt; mit den Nirenaugen sah sie den Fremden fragend an; dann schlug sie dieselben wieder verlegen zu Boden, mit ihrem Fächer spielend.

„Ganz ebenso ergeht es mir,“ versetzte Ottomar; „so oft mich mein Weg vorüberführt, muß ich diesen Hügel besuchen; ich liebe den Blick auf das anmuthig erweiterte Thal mit seinen Baumgruppen und Ortschaften, auf die näher vorgeschobenen dunkelgrünen Bergkoulissen und die schön geschwungene blaue Kunde des entfernteren Höhenzugs. Wir sind also Beide Eindringlinge hier; nur hab' ich mich dieses Frevels schon öfter schuldig gemacht, während Sie wohl zum ersten Male sich hierhergewagt haben.“

„Wer ist der Besizer der Villa und des

Gartens?" fragte die Dame mit gleichgültiger Miene.

„Ein Graf, der in Paris lebt . . .“

„So wird uns der Eigenthümer schwerlich zur Rede stellen.“

„Schwerlich! Und er würde überhaupt Gnade für Recht ergehen lassen, wenn auch reisende Fremde diese Villa als eine Merkwürdigkeit der Gegend in Augenschein nehmen. Jedenfalls habe ich die Ehre, mit einer Dame zu sprechen, die hier fremd ist; ich glaube so ziemlich alle Schönheiten aus den höheren Kreisen auf einige Quadratmeilen in der Runde zu kennen und ich weiß, daß ich Ihnen nie begegnet bin. Ich würde mich hierin einer strafbaren Vergeßlichkeit nie schuldig machen, auch wenn mein Blick Sie nur von ferne gestreift hätte.“

Sie sagte nach einer leichten Verbeugung:

„In der That, ich bin kein Kind dieses Landes; Ihr aufmerksames Ohr wird schon bemerkt haben, daß ich Ihre deutsche Sprache mit einem fremden Accent spreche. Mein Weg führte mich durch das mittlere Deutschland und man hat mir die Schönheit dieser Gegend gerühmt. So lenkte ich ab von der großen Eisenbahnstraße, die so gleichgültig nur ihrem Ziele zustrebt, unbekümmert um die reizenden

Landschaften, die sich in den benachbarten Bergen verstecken."

"So haben Sie Sinn für die Schönheit der Natur? Man hält dies für einen Zug, welcher nur der deutschen Empfindsamkeit eigen ist."

"In der That, lange fesselt mich eine Landschaft nicht; sie kommt mir bald wieder wie eine todte Dekoration vor; ich sehe sie an wie ein schönes Fuß- oder Toilettenzimmer; nach einigen flüchtigen Blicken mache ich wieder die Thüre zu. Was mich fesselt, das sind die Gesichter, die Charaktere, die Schicksale der Menschen."

"Wir Deutschen sind anders; uns ist die Natur keine Dekoration, sondern ein Stück von uns selbst. Die Stimmungen unseres Gemüthes sind abhängig von den Bildern der Landschaft und ihrer wechselnden Beleuchtung . . . und es sind oft unsagbare Gefühle, die sie uns einflößen. In jedem Deutschen steckt ein Poet, und die verborgenen Dichter, die nicht ans Tageslicht treten, sind nicht die schlechtesten."

"Ich bin dieser Abendbeleuchtung schon müde," versetzte die Fremde, indem sie den Fächer vorhielt und sich den Anschein gab, als müßte sie ein leises Gähnen verbergen; „außerdem blendet das funkelnde Gold dieser koketten Abendsonne. Den Tag über

ist das himmlische Gestirn unnahbar; gegen Abend ladet es uns ein, uns an seinem Glanze zu erfreuen und dann wieder zwingt es uns durch sein tiefloberndes Feuer, das geblendete Auge fortzuzuwenden."

"So treten wir in das Allerheiligste," versetzte Ottomar; "dort herrscht ein gedämpftes Licht."

"Wohl," entgegnete die Fremde mit schelmischem Lachen, "aber . . . erschrecken Sie nur nicht! Ich selbst würde Ihnen nicht in das verschlossene Heiligthum folgen, wenn ich nicht wüßte, daß wir gerade dort nicht allein sind."

Sie bat Ottomar, voranzugehen; er öffnete die Pforte der inneren Rotunde, um deren Rundwand sich eine reichgepolsterte Causeuse zog; da sah er eine schlanke Mädchengestalt, von den Polstern, auf denen sie anmuthig gelagert war, plötzlich emporspringen, verwirrt, mit der Hand sich die Augen reibend und halb schlaftrunken, halb schreckhaft ausrufend: "Was giebt's?"

Sie glich einem aufgeschreckten Wild, das raschelnd durch die Büsche fährt; denn sie suchte die Kleider zu glätten und zu ordnen, aus Furcht, daß sie bei ihrem Schlummer sich verschoben haben könnten . . . und dabei raschelte die schwere Seide

von dem Kleid und dem Ueberwurf. Eine dunkle Locke war ihr auf die Stirn gefallen; sie gab sich einige Zeit vergebliche Mühe, den Deserteur in Reih und Glied zu bringen. Darüber war indeß der letzte Nachschimmer ihrer Träume verblaßt.

Indeß kam die blonde Fee, die am Eingang des Tempels Wache gehalten hatte, ihr mit keinem Wort oder Wink zur Hülfe; sie freute sich offenbar der Verlegenheit ihrer Genossin und zeigte ein ernstes, feierliches Gesicht, wenn sie den Fächer fortnahm, während sie hinter demselben ein fröhliches Lachen verbarg.

„Wir müssen um Entschuldigung bitten,“ begann das schlanke Mädchen.

„Das ist meine Pflicht; ich habe hier eine süße Ruhe gestört,“ sagte Ottomar.

„Nein, mein Herr, wir haben kein Recht. Sie sind wohl der Gutsverwalter?“

„Keineswegs . . . ich verwalte nichts, ich besitze nichts; ich bedauere nur, daß ich nicht so leise hereintrat, wie irgend ein geflügelter Genius Ihres Traumes.“

„Das bedauere ich durchaus nicht, mein Herr,“ versetzte die Schläferin, die jetzt den verlegenen Ton aufgab, der ihr offenbar unbequem war, und nun eine stolze Miene annahm.

Das Oberlicht fiel voller durch die bunten Scheiben auf die aufgerichtete hohe Gestalt; ein zürnender Blick aus den feurigen Augen mit den seidnen Wimpern traf den Eindringling, als wäre sie die Herrin des Hauses. Ottomar betrachtete sie mit wachsendem Staunen. Das dunkle Gelock fiel auf den bräunlichen Nacken herunter, von welchem das seidene Flortuch geglitten war; ihre Züge hatten einen edlen Schwung, ihre ganze Haltung etwas muthig Herausforderndes. Je näher er sie betrachtete, desto bekannter kam sie ihm vor; er durchblätterte mit krampfhafter Hast das Album seiner Erinnerungen, das so reich war an weiblichen Charakterköpfen . . . und rief dann plötzlich aus:

„Gräfin Zoë . . . was in aller Welt führt Sie hierher?“

Erschreckt fuhr die Angeredete empor; aber auch der Fächer ihrer blonden Freundin, der bisher in unermüdblicher Bewegung geblieben war, ließ sein Rascheln und die Besitzerin desselben trat näher mit verwunderter Miene, um Zeuge dieser unerklärlichen Begegnung zu sein.

„Graf Ottomar,“ rief jetzt auch das junge Mädchen mit einem halb fragenden Ton, als wollte es seinen Augen nicht trauen.

„Denken Sie noch,“ fragte der Graf, „unseres Spazierrittes an den Ufern der schäumenden Czerna? Zwei Jahre sind es her, seit ich Sie in den Herkulesbädern von Mehadia traf.“

„Zwei Jahre,“ versetzte die Schöne nachdenklich, „eine lange, lange Zeit, wenn man sie mißt nach dem, was man darin erlebt hat!“

„Gewiß, Sie haben Recht,“ sagte der Graf; „ich wurde in jedem Jahr ein Jahrzehnt älter; doch ich bin nicht so ungalant, einer jungen Dame . . .“

„Schweigen wir davon; ich kenne Ihre sarkastischen Galanterien von früher. Ich würde Sie meiner Freundin vorstellen, doch ich befinde mich noch in derselben Dunkelheit betreffs Ihres Namens, wie in Mehadia, wo Sie der Welt nur Ihren Vornamen preisgaben. Doch freilich, Sie sind ein Diplomat und lassen sich nicht in die Karten sehen; wir wußten nur alle, daß Sie von Bukarest kamen. Damals konferirten Sie mit einem Türken, der uns immer vorkam, wie ein ins Muselmännische übergesetzter preußischer Unteroffizier. Nach ein paar Tagen waren Sie beide verschwunden: man merkte indeß kein Schwanken im Zünglein der Wage des europäischen Gleichgewichtes. Sind Sie immer noch

ein geheimnißvoller Diplomat und müssen wir auch hier uns mit Ihrem Vornamen begnügen? Lassen Sie sich noch immer nicht in die Karten sehen?"

Zoë sprach dies in einem gebieterischen Ton, etwa wie eine Fürstin, welche Auskunft verlangt von einem Unterthanen.

„Ich habe hier keinen Grund,“ versetzte Ottomar, „mein Inkognito aufrecht zu erhalten; ich bin hier nicht in Geschäften, sondern in den Ferien . . . und da darf auch ein Diplomat sich aufknöpfen. Ich folge also dem Befehl der gnädigsten Comtesse und demaskire mich als Graf Ottomar von Waldenbach.“

Die blonde Dame erschrak sichtlich, als sie diesen Namen hörte und machte hinter dem Rücken des Grafen der Freundin mit dem Fächer eine abwehrende Bewegung.

„Wir danken Ihnen für diese Enthüllung,“ versetzte Zoë; „wenn wir indeß auch keiner Gesandtschaft attachirt sind, so befinden wir uns doch hier in diplomatischer Stellung und meine Freundin hat ein Geheimniß zu bewahren. Es genüge Ihnen daher, daß ich sie Ihnen vorstelle als mein zweites Ich und als eine Landsmännin des Dichters Petöfi, den Sie ja in Mehadia so gern citirten.“

Ottomar verbeugte sich galant gegen die blonde Magyarin, welche den Gruß mit gewinnendem Lächeln erwiderte.

„Doch, meine Damen,“ sagte er dann, „die Stimmung in dieser Einsiedelei wird allmählig zu feierlich; treten wir hinaus in die frische Luft.“

Draußen lag bereits goldenes Abendlicht über dem blauen Kranz der Berge, der den Horizont begrenzte; im Osten aber tauchte der Vollmond hinter den Waldhügeln empor, eine blasser Scheibe, die von Minute zu Minute sich füllte. Ottomar schritt zwischen den beiden Frauen, zur Rechten die stolze Bojarin, eine imponirende Gestalt, aber ohne kalte junonische Hoheit, zündendes Feuer im Blick und in allen Bewegungen Lebendigkeit und Temperament, zur Linken die kleinere, aber stattliche Magyarin, deren Blondheit ihm als ein merkwürdiges Naturschauspiel erschien, mit dem beständigen köstlichen Lächeln um ihre Lippen.

„Gräfin Zoë,“ begann Ottomar, „ich habe Sie in Mehadia als kühne Reiterin bewundert; auf den schwindelnden Felsenstegen an der Czerna lenkten Sie Ihr Roß mit ebensoviel Muth wie Sicherheit. Sind Sie dieser Passion auch treu geblieben?“

„Meine Freundin,“ versetzte die Magyarin,

„ist als Reiterin so berühmt, daß Graf Sandor sie ins Herz geschlossen und ihr mehrfach Gelegenheit gegeben hat, sich an seinen Parforcetouren zu betheiligen.“

„Da haben Sie wohl gar,“ sagte Ottomar, „die Sprünge über Gitter und Wagen mitgemacht, die wagehalsigen Eisstrompartien oder die Treppenfahrten mit dem Biergespann?“

„Ich legte auf diese Kunststücke geringen Werth,“ versetzte Zoë, „wenn ich auch aus Laune mich den seltsamen Abenteuern des Grafen bisweilen anschloß. Meine Freude aber ist's, mich auf wildem Pferd zu tummeln, schrankenlos hinzujagen durch unermessene Grassteppen und dann über den Fluß zu sehen, der den Weg uns hemmen will, mit aller gespornten Kraft des geflügelten Rosses. Das giebt ein Gefühl seliger Freiheit . . . wo hat man es sonst? Und doch ist es das Schönste, was die Erde bietet.“

Die Augen der Wallachin leuchteten bei diesen Worten; ihre bräunlichen Züge waren zugleich vom Widerschein des Abends und dem Schwung der Seele in dunkle Glut getaucht.

„So mit dem Flügelschlag der Luft wetteifern, ungebunden, gesichert vor jedem Verfolger, heißt

das nicht des Lebens vollsten Werth empfinden? Im Alltagsleben stoßen wir uns fortwährend an den Schranken, welche die Thorheit der Menschen seit Jahrtausenden aufgerichtet; doch wenn wir auf sturmbeschwingtem Roß durch die Bußten jagen, da scheint uns nichts unüberwindlich und der muthige Odem des schnaubenden Thieres mahnt uns an die unverwüßliche Kraft der eigenen Seele."

Soë brach bei diesen Worten eine Gerte von dem nächsten Weidenbaum und schwang sie übermüthig durch die Luft.

"Sie ist in der Reitlaune," meinte die blonde Freundin, "sie hat der Launen sehr viele, eine immer wilder als die andere; es ist kein leichtes Werk, sie zu zügeln. Doch wir müssen zurück; der Wagen erwartet uns im Gasthof."

Ottomar geleitete die Damen zum Gitterthor.

"Das ist eine traurige Göttin da unten," sagte Soë, als sie an der schlimm zugerichteten Venus vorüberkamen.

"Es ist eine Venus," versetzte der Graf.

"Dann hat sie ein Recht darauf, so elend auszufehen, wie ihre Opfer; denn wem hätte diese Göttin jemals Glück gebracht?" sagte Soë, um deren Lippen ein verächtliches Lächeln spielte.

Am Gasthof erst trennte sich Ottomar von seinen Begleiterinnen; es war eine elegante Hotel-*equipage*, in welcher sie zur Residenz zurückfuhren. Der Graf ließ den Reitknecht mit den Pferden nachkommen und saß, in Gedanken versunken, unter der hohen Linde, die vor der Thür des Wirthshauses stand. Er hatte die Fremden mit keiner neugierigen Frage belästigt; doch unerklärlich blieb es ihm, was diese halböstlichen Barbarinnen in dies Land und in diese kleine Residenz führte. Die feurige und wilde Schönheit Zoë's hatte schon in Mehadia großen Eindruck auf ihn gemacht, doch war die dortige Begegnung allzu flüchtiger Art gewesen. Welcher merkwürdige Zufall führte sie ihm wieder entgegen? Oder war es gar eine geheimnißvolle Schickung?

Alle seine Gedanken weilten bei der Gräfin Zoë Bratianu, als er träumerisch sein Roß durch die Dämmerung der Residenz zulenkte. Zwischen den hohen Alleebäumen glommen bereits die Lichter der bescheidenen Häuser, und das Fürstenschloß oben auf dem Berge leuchtete hell in den Abend; es war ein Seitengebäude dieses Schlosses, in welchem er als Gast erwartet wurde.

Viertes Kapitel.

Clariffa.

Der alte Hofmarschall von Grueben war eine Reliquie aus alter Zeit; seinen Dienst hatte er seit lange quittirt; mit einigen Neuerungen im Hofleben konnte er sich nicht einverstanden erklären und hielt es für besser, einen ehrenvollen Rückzug anzutreten; freilich ging dieser Rückzug nicht weiter als bis in den Seitenflügel des Schlosses, den ihm der Fürst zur Wohnung einräumte, aus Pietät gegen den langjährigen Diener des Hauses und auch mit dem Wunsch, eine Chronik zur Hand zu haben, die er gelegentlich nachschlagen konnte. Auch der neue Hofmarschall holte sich zuweilen Rath bei seinem Vorgänger, der ein so guter und harmloser Herr war, wie es nur irgend ein nachgeborener Erbe des Rokokozeitalters sein konnte. Dabei fand er sich in

glücklichen Vermögensverhältnissen und hatte auf eine Pension, die der Fürst ihm anbot, sogar verzichtet.

In früheren Jahren war er ein Freund des Herrn von Wegleben gewesen, der freilich ihm gegenüber schon damals ein betagter Herr war. Die beiden wohlwollenden Männer waren ein Herz und eine Seele; der jüngere theilte die Gesinnung des älteren und kannte alle seine Absichten; er hatte sich schon damals vorgenommen, nach Kräften dafür zu sorgen, daß sie verwirklicht würden.

Die Ausöhnung der Familien Greifenberg und Waldenbach hatte er sich zu einer Lebensaufgabe gemacht und wäre glücklich gewesen, wenn die Erbschaft in die Hände gekommen wäre, für die sie eigentlich bestimmt war. Das jüngste Geschlecht zeigte zwar kaum noch Spuren des alten Familienhasses; aber die Sprößlinge der beiden Häuser gingen sich aus dem Wege. In letzter Zeit waren die Greifenberg durch schlechte Verwaltung ihrer Güter und allerlei ungünstige Konjunkturen in eine mißliche Lage gekommen. Die Gräfin Mutter, die sonst in aller Stille die Flamme der alten Feindschaft nährte, war versöhnlicher geworden und mußte oft des Weglebenschens Testaments gedenken,

welches eine Rettung aus allen Verlegenheiten bot. So schenkte sie dem alten Hofmarschall Gehör, als dieser ihr den Vorschlag machte, ihre Tochter Clarissa mit Ottomar zusammenzubringen, indem er sie beide zugleich zu einem Abendfeste einlud.

Der junge Diplomat hatte Clarissa früher nur einmal gelegentlich und seit langen Jahren gar nicht gesehen; sie galt für eine Schönheit und dies war die einzige Karte, welche die Greifenbergsche Familie mit Aussicht auf Erfolg ausspielen konnte.

Der Hofmarschall war an diesem Abend nicht ohne etwas Herzklopfen; er wußte nicht, wie es Graf Ottomar aufnehmen würde, daß er hier mit Mutter und Tochter aus der feindlichen Linie zusammentraf, und verantwortlich für diese Begegnung blieb immer der Gastgeber, der sie absichtlich herbeigeführt hatte. Er drückte seiner Frau, einer Matrone mit silberweißem Haar, wiederholt die Hand, um durch die Herzstärkung, die in solchem Händedruck lag, sich auf jede unholde Ueberraschung vorzubereiten. Er hatte die Gewissensbisse, die man oft schon bei der Absicht empfindet, ein Verbrechen zu begehn. Unstät trippelte er aus einem Saale in den anderen, sah, ob die Kronleuchter gehörig angezündet waren, die Stühle auf dem

richtigen Plaze standen und empfing dann, etwas zerstreut, die ersten eintretenden Gäste.

Um jeden Schein einer geheimen Intrigue zu vermeiden, hatte er auch den Kammerherrn von Werben eingeladen. Der Besitzer des Fideikommisses sollte Zeuge sein der ersten Begegnung derjenigen, die ihn daraus zu vertreiben vermochten. In der That stellte sich auch der Kammerherr bald ein und erwiederte den Händedruck des Hofmarschalls auf das Freundlichste. „Er kommt früh,“ dachte dieser bei sich, „er will nichts versäumen, alles genau beobachten; denn er ist allwissend und weiß schon längst, was sich hier vorbereitet.“

Herr von Werben war ein feiner, eleganter Kavaliere in den besten Jahren, sein Benehmen so glatt wie sein Gesicht; ein überlegenes Lächeln schwebte um seine Lippen; er war von gewinnender Freundlichkeit gegen Jedermann, leutselig gegen die niedriger Gestellten, gegen Gleichgestellte von einer fast hätschelnden Zärtlichkeit. Sein blauer Frack mit dem Kammerherrnkнопf am Schooß und dem Ordensstern, der ihm eines Tages vom Himmel gefallen, und einigen Meteoroliten kleiner Kreuzchen im Knopfloch, den Douceurs fremder Fürstlichkeiten

für ein freundliches Gesicht, stand seiner schlanken, etwas mageren Gestalt nicht übel.

Eine Schönheit war indeß Herr von Werben nicht, und einige anwesende Hoffräuleins theilten sich hierüber ihre spöttischen Bemerkungen mit. Er hatte in der That ein Vogelgesicht und sein Kopf war ein *crève-cœur* für die Hutmacher; denn seine Schädelbildung war so eigenartig, daß ihm die Hüte immer nach hinten herunterrutschten, weil hier das Knochengerüste jeden festen Halt vermiffen ließ.

„Wenn er sein Gesicht,“ sagte das boshafte, etwas verwachsene Hoffräulein von Gunterhausen, „wie eine Maske herunternimmt, so bleibt ver-zweifelt wenig von seinem Kopfe übrig.“

„Viele behaupten in der That, daß sein Gesicht nur eine Maske sei,“ versetzte das kleine, pikant drollige Fräulein von Kahlau; „gleichviel, er ist immerhin ein sehr charmanter Herr und ich meiner-seits liebe die Wasserköpfe nicht.“

In diesem Augenblick trat Herr von Werben zu der kritisirenden Damengruppe, die ihn mit holdseligem Lächeln empfing. Man erkundigte sich nach seinem Gute Schöndorf, nach der Ernte; er vermied die Antwort, indem er sie zu geben schien, mit einigen nichts sagenden Worten; es war dies kein

Gegenstand, bei dem er zu verweilen liebte. Er verstand es, aalglatt solchen Gesprächen zu ent-
schlüpfen, erzählte sogleich einige Anekdoten aus
dem Leben der Nachbarhöfe und war bald glücklich
bei Napoleon und Eugenie angelangt. In den
Tuileries war er ganz zu Hause und in Eugenie
verehrte er die schönste Frau des Jahrhunderts.

Dabei entging ihm nicht die Ankunft der
Gräfin von Greifenberg und ihrer Tochter; sie er-
regte überhaupt einiges Aufsehen; denn die Gräfin
hatte seit Jahren sehr zurückgezogen gelebt und sich
wenig in diesen Kreisen bewegt.

„Das ist also Clarissa,“ sagte Fräulein von
Kahlau, die noch nicht lange hier bei Hofe war;
„sie sieht nicht gerade fein aus oder sie bezieht ihre
Schminke nicht von Paris.“

„Die Mutter ist desto blässer,“ versetzte die
Guntershausen; „sie hat ein air languissant; man
sollte glauben, sie litte an unglücklicher Liebe, und
doch ist der Gatte schon seit langen Jahren todt.“

„Die Tochter soll ein kluges Mädchen sein,“
warf Werben ein.

„Klug?“ erwiderte das verwachsene Hoffräulein,
„sagen Sie lieber kalt, berechnend; ob sie aber klug
ist, das heißt, ob alle ihre Rechnungen stets stimmen,

das möcht' ich bezweifeln; ich glaube zum Beispiel, daß sie sich heute Abend verrechnet."

"Verrechnet, worin?" sagte Werben und fuhr dann fort, ohne eine Antwort abzuwarten: "Sehen Sie nur, wie der alte Hofmarschall galant gegen Mutter und Tochter ist!"

"Das ist so seine Art," meinte die Guntershausen, „besonders wenn er eine kleine Intrigue in Scene setzt."

"Eine Intrigue, wie so?" fragte Werben; „sehen Sie, er setzt sich zur Mutter, um mit ihr zu plaudern."

"Und doch hat er noch Gäste zu empfangen; es sind noch nicht alle anwesend."

"Welche Gäste erwarten Sie noch? Doch gewiß, er wird die Gräfin Mutter wieder im Stich lassen müssen, um die Honneurs des Hauses zu machen. Und die Honneurs . . . das ist seine Force."

Clarissa stand allein und blätterte in einem Album; ein paar Offiziere, die sie begrüßten, hatten sich nicht an sie herangewagt; sie stand im Rufe, stolz zu sein und unzugänglich, und warum sollte man an dieser Klippe der Scylla scheitern, während ringsum das angenehmste Fahrwasser war, belebt

mit gefälligen Nereiden und Sirenen aus den Kreisen des Hofadels, der höheren Beamten, der Rittergutsbesitzer der Umgegend?

Clariffens Blicke glitten öfter über das Buch hinweg nach der Eingangsthür.

Herr von Werben trat an sie heran; sie hörte nach kühler Begrüßung kaum auf seine Worte.

„Ich habe lange nicht die Ehre gehabt, die gnädigste Comtesse zu sehen. Sie machen sich zu selten in der Gesellschaft, und in der That, man vermißt Sie, Alle, die Ihnen nur einmal begegnet sind. Unsere Kreise sind nicht so reich an Schönheiten. Freilich, Schloß Greifenberg ist ein sehr angenehmer Aufenthalt.“

„Ich würde Schloß Schöndorf vorziehen,“ versetzte Clariffa mit verbindlichem Lächeln; „die Lage ist schöner.“

Herr von Werben hatte eine unerschrockene Stirn; die böse Absicht dieser Worte entging ihm nicht; so herausfordernd war ihm noch kein Mitglied der beiden Familien entgegengetreten; doch kein Zucken seiner Wimpern, keine leise Schattirung des gleichmäßig glatten Tons verrieth, daß er jene Bemerkung für etwas anderes aufnahm, als für eine harmlose Kritik landschaftlicher Schönheiten.

„In der That, darüber läßt sich streiten,“ sagte er; „mein Schloß ist recht angenehm im Grünen gebettet, ich gebe es zu. Doch das Ihrige liegt auf einer Höhe mit freier Aussicht.“

„O ja, an Ausichten fehlt es uns nicht; wir sehen nach allen Seiten in die blaue Ferne,“ sagte Clarissa, indem sie ihr Album ärgerlich zuflappte.

Sie hatte, wie es schien, einen stillen Groll gegen Herrn von Werben und gerade in diesem Augenblick schien ihr seine Nähe störend zu sein. Doch der galante Herr ließ sich nicht abschrecken und setzte seine Plaudereien fort mit lächelnder Miene.

„Da steht Herr von Werben,“ sagte die Guntershausen zu ihrer Begleiterin im Vorübergehen, „und unterhält sich so liebenswürdig mit der jungen Comtesse; ich weiß nicht, was er darum geben würde, wenn er sie unschädlich machen, ihr den Giftzahn ausziehen könnte.“

„Er beugt sich ja förmlich vor ihrer Hoheit,“ sagte Fräulein von Kahlau; „er sieht ja ganz zerknickt aus. Sie ist freilich eine stolze Person und flößt mir selber soviel Respekt ein, daß ich so rasch wie möglich an ihr vorüberhusche; denn Respekt zu haben ist unbequem und es war nie meine starke Seite.“

In diesem Augenblick trat Graf Ottomar durch die geöffnete Thür des Salons; der Hofmarschall sprang vom Sopha auf und tänzelte ihm entgegen. Clarissa erblaffte; sie legte das Album auf den Tisch, es schien ihren Händen zu entgleiten. Herr von Werben wußte sogleich, was hinter seinem Rücken vorging; er trat bereitwillig zur Seite, um der Begrüßung der Verwandten nicht im Wege zu stehen.

Ottomar erkannte Clarissa wieder und grüßte sie unbefangen. Sie war ganz verwandelt, schüchtern, verlegen; sie erwiderte seinen Gruß, während ihre Blässe in glühende Röthe überging; ihr Auge, sonst mattblau, leuchtete mit dunkler Bläue.

„Wie geht es, Cousine?“ fragte Ottomar mit Höflichkeit, doch ohne sonderlichen Antheil; das Erscheinen der Gräfin Mutter ersparte der Tochter zunächst eine über höfliche Wendungen hinausgehende Antwort; sie war vom Sopha aufgestanden, wie zufällig, und den Grafen rief die gesellschaftliche Pflicht, sie zu begrüßen, sobald er sie erkannt hatte.

Die Mutter war nicht so stattlich wie Clarissa . . . eine magere Gestalt mit leidenden Zügen; die kleinen Augen hatten einen schläfrigen Blick. Sie erkundigte sich mit liebevollem Eingehen nach Ottomars letzten

Erlebnissen, nach seiner diplomatischen Karriere, nach seinen Reisen. Clarissa stand daneben und hörte alles mit gespannter Aufmerksamkeit.

Die ganze Scene erweckte vielen Antheil, und man zeigte ihn, soweit es die gesellschaftlichen Formen irgend gestatteten.

Man blieb nicht gerade stehen, um die Gruppe zu beobachten; aber man verwandte im Vorübergehen keinen Blick von ihr und ging so oft vorüber, als es sich thun ließ, ohne daß es gerade auffiel.

„Da haben wir's,“ sagte die Guntershausen; „sie rauchen schon die Friedenspfeife und das scheint der jungen Comtesse etwas Schwindel verursacht zu haben. Sie sieht ja auf einmal ganz kläglich drein: die Wachssfigur ist, wie es scheint, geschmolzen.“

„Graf Ottomar spricht eben garnicht mit ihr,“ versetzte Fräulein von Kahlau.

„Er spricht mit der Mutter . . das wissen wir doch alle, daß Niemand zur Tochter kommt, denn durch die Mutter. Es ist zwar nicht angenehm für die Männer, sich so durchs Gestrüppe den Weg zu bahnen; doch wenn am Ziel die süße Frucht winkt . . durch die Schlehensträucher zu den Pflaumenbäumen.“

„Doch Clarissa steht sehr mißvergnügt aus . .“

„Mißvergnügt? Nein, nur verliebt, und Liebe ist eine süßsaure Mischung von Vergnügen und Mißvergnügen. Einer thut mir leid, der arme Werben; er muß dabei stehen, wenn sein Todesurtheil unterschrieben wird.“

„Er macht aber gar kein Leichenbittergesicht.“

„Er beherrscht sich, er ist ein echter Cavalier. Sieh, jetzt wendet sich Ottomar zu Clarissen . . sie glüht ihm entgegen.“

„Doch er spricht ziemlich kühl und gleichgültig mit ihr . .“

„Ein Rest von Schamgefühl; sie können sich doch nicht vor aller Welt in die Arme fallen unter dem Jubelruf: „Unser ist das Fideikommiß!“ Eine Liebeserklärung, an der viele hundertausend Thaler hängen, muß decent behandelt werden: jeder Fuß bringt ein Vorwerk ein, jeder Händedruck so viele Morgen Acker; das ist wie das Siegel unter einer gerichtlichen Verschreibung, und von Schloß Greifenberg wird mit jeder Umarmung eine Hypothek abgestoßen. Ueber eine so nützliche Liebe muß bei verschlossenen Thüren verhandelt werden.“

Die Bemerkungen des hoshafsten Hoffräuleins trafen indeß nicht ins Schwarze: ein sorgfältiger

Beobachter mußte sich eingestehen, daß Clarissa auf Ottomar keinen Eindruck zu machen schien.

Und wenn dies Niemand bemerkt hätte, so bemerkte es doch Clarissa; indeß . . die Jugend weiß sich zu trösten und begräbt nicht so leicht eine schöne Hoffnung.

Konnte Ottomar vor aller Welt ihr freundlich entgengetreten? Eine offen zur Schau gestellte Neigung hätten ja alle als eine Huldigung betrachtet, die mehr dem Fideikommiß als ihrer Schönheit galt. Sie verstand dies und fühlte dies nach; sie war ja in der gleichen Lage. War es nicht liebenswürdig genug vom Grafen Ottomar, daß er des alten Hasses nicht eingedenk war und sich mit der Mutter, mit ihr freundlich unterhielt?

In der That, nachdem der alte Graf Greifenberg gestorben war, hielt es Ottomar nicht mehr für vereinbar mit einer ritterlichen Gesinnung, der ohnehin bedrängten Familie feindlich gegenüberzutreten. Nur die Rücksicht auf seinen Vater, der anderen Sinnes war, hielt ihn davon zurück, selbst die Hand zur Versöhnung zu reichen; keineswegs aber war diese Rücksicht so stark, daß sie ihn bestimmt hätte, ein freundliches Entgegenkommen zurückzuweisen. Zwei Frauen und der junge harm-

Iose Graf: waren das Träger eines Familienhaffes, die seiner Feindschaft würdig waren?

Clariffa suchte an diesem Abend die Einsamkeit: durch eine Reihe kleiner eleganter Gemächer mit traulichen Plauderwinkeln unter Bildern, Statuetten, Gummibäumen trat man in einen größeren Treibhausfalon, der trotz seiner schönen fremden Pflanzen und der bunten Lampen, die ihn erhellten, von den Gästen zunächst unbesucht war. Clariffa setzte sich auf eine Bank vor einer Dracaenengruppe, in deren Mitte ein kleiner Springbrunnen sein plätscherndes Wasser auf die bunten Steine goß, welche das Becken umrahmten. Sie saß und träumte . . . so einförmig verging ja ihr Leben Minute auf Minute, Stunde auf Stunde, Jahr auf Jahr: nichts als der eintönige Tropfenfall der Zeit. Was bot ihr das Leben? Wie trübe waren die Aussichten in die Zukunft! Bekümmerniß im Hause . . . kaum konnte die Familie soviel Glanz aufrechterhalten, als die Rücksicht auf das Grafenwappen verlangte. Und jetzt . . . welch ein breites Glanzlicht fiel in diese Dunkelheit: Glück, Liebe, Reichthum . . . alles fiel ihr zu, wenn sie auf die eine Nummer setzte und . . . gewann. Graf Ottomar ein glänzender Cavalier, weltgewandt, geistreich, fesselnd! Die

Empfindungen ihres Herzens und die Berechnungen ihres Kopfes waren in wunderbarem Einklang: sie wußte bei diesem Akkord nicht die einzelnen Töne zu sondern, sie wußte nicht, ob mehr dem einen oder dem andern der Grundton dieses harmonischen Vollklangs angehörte; sie war entschlossen, Ottomar zu lieben.

Nicht der Hauch des Frühlings, nicht frische Waldesluft hatte diesen Entschluß gezeitigt . . nein, der warme Odem eines Treibhauses. Keine Lenzeskinder, keine Wald- und Wiesenblumen schlang sie ins Haar, nein, sie pflückte eine Kamelie, jene ostasiatische Topf- und Ballblume, von einem nahen Strauch und wiegte sie sinnend in der Hand.

Ihr ganzes inneres Leben war ein glühender Wunsch . . wie, wenn sie damit scheiterte? Sie konnte diesen Gedanken nicht ausdenken. Sie war schon im Begriff, der japanesischen Rose die Kronenblättchen auszurupfen; doch sie zögerte: es that ihr leid um die Blüthe in ihrer Hand; vielleicht fügte es der Zufall, daß sie dieselbe als sinnvolle Gabe spenden, als Ordenszeichen einem Ritter ins Knopfloch stecken konnte.

Und es kam so, wie sie gewünscht; doch nicht, der Laune des Zufalls verdankte sie die ersehnte

Begegnung, sondern der gefälligen Vermittlung eines unbekanntes Freundes. Sie hörte im nächsten anstoßenden Kabinet zwei Stimmen; es waren Ottomar und Herr von Werben; sie verstand nicht, was sie sagten, und doch . . . ihre Pulse fieberten. Wenn er hier eintrat . . . in diese grüne warme Einsamkeit, unbelauscht von irgend einem Späherauge, mußte da nicht die Maske fallen? Würde er da nicht ihr wärmer, herzlicher gegenüber treten? Könnte sie da nicht vielleicht, um eine schöne Hoffnung reicher, nach dem einsamen Greifenberg zurückkehren?

Herr von Werben hatte Ottomar plaudernd in die entfernteren Gemächer gelockt; ihm war es nicht entgangen, daß Clarissa nach dieser Seite hin sich zurückgezogen, und da das Treibhaus die Reihe abschloß, so konnte sie nur dort unter den Palmen wandeln. Werben sah alles und vermied dabei sorgfältig den Anschein, ein aufmerksamer Beobachter zu sein.

„Liebster Graf,“ sagte er mit seiner gewöhnlichen Protektionsmiene, indem er Ottomar mit väterlicher Zärtlichkeit auf die Schultern klopfte, „es freut mich, daß Sie den Greifenberg so liebenswürdig entgegenkommen; so ist Hoffnung, daß der

alte Zwist, der keinen Sinn mehr hat, sich endlich in Versöhnung und Frieden ausgleicht."

"Ich persönlich," versetzte Ottomar, "hege keinen Groll mehr gegen diese Familie; wenn man sich lange in der großen Welt bewegt hat, so vergißt man auch diese Zwistigkeiten, die in den Winkeln der Provinz eine so wichtige Rolle spielen. Mein Vater haßte den verstorbenen Grafen; sie haben einen schlimmen Handel mit einander gehabt, und dieser Haß selbst war nur der erneute Ausbruch eines alten Familienhaders; ich habe nicht die Neigung, diese Erbschaft anzutreten."

"Das ist sehr erfreulich," versetzte Werben mit seinem huldvollsten Lächeln; "Sie werden seit heute noch weniger dazu geneigt sein; Sie haben Comtesse Clarissa gesehen; ich glaube nicht, daß sie gerade feindliche Gesinnungen einzulösen vermag; sie ist immerhin eine Schönheit, wenn auch von der marmornen Art, und vor allen Dingen: sie hat einen klaren Kopf, einen entschlossenen Sinn. Ich habe Ihnen auch noch eine interessante Mittheilung zu machen; erwarten Sie mich im Treibhausalon; es plaudert sich dort am besten. Ich kehre gleich zurück, ich habe vergessen, eine Tischnachbarin zu engagiren." Ottomar hatte Muße, über die letzten

Worte des Herrn von Werben nachzudenken. Warum lobte er Clarissa? Eine Verbindung zwischen den beiden Familien war doch gänzlich gegen sein Interesse: wollte er ihm blos an den Puls fühlen? Handelte es sich nur um eine sichere Diagnose? Werben ließ sich nicht leicht in die Karten sehen; er war berühmt wegen seiner Meisterschaft im Intriguenspiel; Ottomar konnte nicht errathen, welche Trümpfe er bei seinem Spiel in der Hinterhand hatte.

In diesen Gedanken verloren, schritt er langsam unter den Pflanzen des Treibhauses hin und war nicht wenig überrascht, als Clarissa plötzlich vor ihm stand. „Sie lieben die Einsamkeit, Komtesse?“ fragte er.

„Ich bin von Jugend auf daran gewöhnt. Der Lärm der Gesellschaft ist mir so fremd, daß er meine Nerven angreift; ich muß mich unter den Blumen erholen. Und ich verliere wohl nicht zu viel: ermüdende Gespräche, nur mit etwas Medisance gewürzt, welche den mangelnden Geist ersetzen soll; ein Durcheinanderschwirren von Unterhaltungen, die keinen anderen Zweck haben, als das gesellschaftliche Triebrad in Gang zu halten und eine Lebendigkeit zu heucheln, die einmal zum guten Ton gehört.“

„Sie haben Recht . . man merkt vielen die mühselige Arbeit an, womit sie einen Gesprächsstoff herbeifarren aus irgend welchen Steinbrüchen der Tagesgeschichte, um ihn dann zu behauen, daß die Splitter des Esprit herumfliegen.“

„Ich bilde mir etwas darauf ein,“ versetzte Clarissa, „keinen Esprit zu haben; ich parfümire mich nicht mit diesem so beliebten Odeur; er ist in letzter Zeit allzu wohlfeil geworden . . und hinter ihm verbirgt sich die Krankenluft der Gesellschaft.“

„Man könnte doch glauben, daß Sie gelegentlich einige Tropfen aufs Schnupftuch nehmen.“

„Das ist nur der Schein; ich nehme das Leben ernst und das spielerische Hinweggleiten über bedeutsame Fragen ist mir verhaßt. Das Oberflächliche, das Leere herrscht in unserer Gesellschaft. Wer darf es hier wagen, eine ernste Theilnahme an den Dingen zu zeigen, einen warmen Ton der Empfindung anzuschlagen? Man erscheint sogleich altmodisch und wird beiseite geschoben.“

„Das nicht . . doch man imponirt und man wird unbequem.“

„Ich habe,“ fuhr Clarissa fort, „in unserer ländlichen Stille recht bittere Lebenserfahrungen gemacht, die meinen Sinn düster stimmten; ich habe viel ge-

lesen, die Werke großer Dichter und Denker, doch wenig von dem modischen Kram. Ich kenne die Tageschriftsteller nicht, deren Namen in aller Mund sind, welche gelesen werden, damit man über sie in Gesellschaften sprechen kann.

„Und so stehe ich neben den wohlunterrichteten Herren und Damen mit einem beschämenden Schweigen, und man blickt achselzuckend auf die Unwissende, welche die Helden und Heldinnen eines neuen Moderomans nicht kennt und an den Lorbeerkranz des Autors, der von Hand zu Hand geht, keine Schleife zu heften vermag. So bin ich in jeder Hinsicht untauglich zu den Gesellschaften; ich besuche sie nur meiner Mutter zu Liebe; doch wenn ich irgend kann, flüchte ich mich mit dem Gefühle meines Unmuthes in irgend einen abgelegenen Winkel.“

„Und doch sind Sie auch hier nicht sicher vor unwillkommener Störung: ich muß mich anklagen, in Ihr stilles Asyl eingedrungen zu sein und will mich gleich bestrafen, indem ich Sie wieder verlasse; ich versichere Sie, daß dies eine Strafe für mich ist.“

Clarissens Augen leuchteten auf, Ottomar hatte die letzten Worte mit einem ernstern Ton gesprochen, der den Verdacht fader Schmeichelei ausschließen mußte. In der That, die klare und feste Bestimm-

heit des Mädchens hatte ihm Antheil eingeflößt. „Herr Graf, ich darf am wenigsten wünschen, ein tête-à-tête zu verlängern, das einer verfänglichen Deutung nicht entgehen würde, wenn sich die Gruppen der Gesellschaft hierherzögen. Doch da uns einmal der Zufall zusammengeführt hat, so will ich aussprechen, was ich auf dem Herzen habe. Am tiefsten bekümmert hat mich der lange Zwiespalt, der unsere Häuser trennte; zum erstenmale findet heute eine Begegnung statt, die ein freundlicheres Gesicht zeigt. Mein Herz ist voll davon und mir ist's, als hörte ich die Friedensglocken läuten.“

„Mir würde ihr Klang nicht unwillkommen sein,“ versetzte Ottomar.

„Ich danke Ihnen für dies Wort, und so hoffe ich, daß Sie dieser Stunde gedenken. Blumengeister sind ja Geister des Friedens. Einmal freilich pflückten die englischen Lords die rothen und weißen Rosen des Tempelgartens . . . und es waren dies die Farben grimmig hadernder Parteien, die Zeichen eines blutigen Krieges. Die Rosen sind seitdem in Mißcredit gekommen, doch diese fremde Kamelie weiß nichts von unsern Händeln. Nehmen Sie dieselbe als Friedenszeichen und zur Erinnerung an diesen Augenblick!“

Sie gab Ottomar die Kamelie, die sie in der Hand hielt, und entfernte sich mit leichter Verneigung. Der Eindruck, den Clarissa auf ihn gemacht, war ein befremdender; er hatte stets sprechen hören von den charakterlosen, schlaffen Greisenbergern und glaubte, daß die ganze Familie nur eine moluskenartige Existenz führe, wie mußte ihn die Sicherheit, die Bestimmtheit, die Harmonie im Wesen dieses Mädchens überraschen. Und doch . . . wenn er auch den Wunsch hatte, weiterzulesen in einem Buche, dessen erste, aufgeschlagene Seite ihm spannend und fesselnd erschienen war, es war doch mehr Neugier als Sympathie, was ihn wünschen ließ, Clarissens nähere Bekanntschaft zu machen. Sie war ein ungewöhnliches, kluges Mädchen; doch kein einziger der Töne, den sie anschlug, hatte eine Saite seines Herzens berührt.

Er hatte ganz überhört, daß Werben, der sich mit aalgleicher Geschmeidigkeit zwischen den Stacheln der Aloe und Ractus hindurchgeschlichen, wieder an ihn herangetreten war.

„Das muß ich sagen . . . eine Kamelie, gewiß ein Geschenk . . . ich gratulire! Nur Frauen respektiren so wenig fremdes Eigenthum; und eben begegnete mir die Comtesse, etwas dunkelroth im

Gesicht, ganz wie diese asiatische Blume! Da ich noch keine Tischnachbarin gefunden, habe ich sie selbst in aller Eile engagirt . . . sie nahm dankend an, warf mir aber dabei einen vernichtenden Blick zu. Ich möchte wissen . . ."

„Sie wollten mir eine Mittheilung machen,“ unterbrach Ottomar hastig den gesprächigen Herrn, der in bester Laune zu sein schien.

„Allerdings . . . doch man erlebt soviel Neues, daß man eins über dem anderen vergißt. Unsere Stadt hat einen merkwürdigen Besuch erhalten, zwei Pariserinnen.“

„Pariserinnen?“ fragte Ottomar aufhorchend.

„Kommen direkt von Paris . . . das Fremdenbuch giebt darüber genügende Auskunft.“

„Und ihre Namen?“

„Echt französisch . . . wenn sie nämlich echt sind. Paris ist die Stadt der falschen Etiketten. Doch echt oder falsch . . . was suchen diese Damen hier? Sie gehören jedenfalls der guten Gesellschaft an, der ganzen oder halben Welt. Das kann man nicht so genau unterscheiden; es gehört eine gute Lupe dazu, um die Baumwollfäden in der Leinwand zu sehen.“

„Und was soll das mir?“ versetzte Ottomar.

„Ueber Freund, es ist das Räthsel des Tages, und wir alle müssen zusammen daran rathen; der Hof zerbricht sich den Kopf, der Hofmarschall . . . alle Damen sind eifersüchtig; man weiß, daß man bei den großen geographischen Kenntnissen, die in Paris verbreitet sind, dort von der Existenz unseres Städtchens keine Ahnung hat. Was wollen diese Damen hier? Das ist das Problem . . . und nun wollen wir zu Tisch gehen. Wenn ich die Komteß, nachdem ich das Verbrechen begangen, sie zu engagiren, noch dazu warten lasse, so bin ich ein verlorener Mann.“

Mit diesen Worten legte Werben seinen Arm unter denjenigen Ottomars und führte den Flüchtling zur Gesellschaft zurück.

Fünftes Kapitel.

Die Damen aus Paris.

Um diese Zeit saß die schöne Zoë etwas gelangweilt auf einem Sopha des Hotelzimmers; ihre Begleiterin stand vor dem Stehspiegel und nestelte die Häkchen eines buntseidenen Schlafgewandes zu, das sie der Bequemlichkeit wegen angezogen; sie fand sich hinlänglich reizend in diesem Kostüm und bedauerte nur, daß sie ganz allein dies Urtheil zu fällen vermochte. Mindestens Zoë mußte damit übereinstimmen; sie wurde dazu aufgefordert und gab ihr günstiges Urtheil in etwas verdrossenem und zerstreutem Ton ab. Sie hatte ja die Freundin bereits in allen möglichen Toiletten bewundert, und im Stillen sagte sie sich, daß sie eine anmuthige, aber auch eine langweilige Schönheit sei. Immer das kokette Lächeln, diese kokette blonde Frisur . . . es wäre nicht ihr Geschmack gewesen.

„Keine Armleuchter,“ rief Mariam verdrossen; „man kann nicht einmal sein eigenes Bild im Spiegel sehen; soll man sich bei der flackernden Kerze beschauen, oder die schwere Petroleumlampe zu Hülfe nehmen? Wie überhaupt diese Leute hier leben . . . und das ist nun eine Residenz!“

Sie setzte sich ärgerlich zu Zoë aufs Sopha. Eine Flasche Tokaierausbruch stand auf dem Tisch statt der brodelnden Theemaschine, die einen englischen oder deutschen Plauderabend mit ihrem behaglichen Summen begleitet hätte. Zoë schenkte ein Glas des Feuerweins ein und leerte es hastig.

„Stimmung, Stimmung . . . man muß sie gewaltsam heraufbeschwören, wenn sie nicht von selbst kommen will! Sonst zählt man die Dielen und die Fensterscheiben, die Minuten und die Pulsschläge und kommt sich überhaupt in diesem Gehäuse vor, wie ein Thier im Käfig der Menagerie. Das Leben ohne Illusionen ist so kahl, nackt, erbärmlich . . . und wenn man sie nicht aus dem Herzen holt, so muß man sie aus der Flasche holen.“

„Ich wundere mich über Deine böse Laune,“ versetzte Mariam; „am heutigen Tage, an dem Du eine Eroberung gemacht hast.“

„Eine Eroberung?“

„Mir schien es, als ob der junge Graf Dir eine warme Theilnahme schenkte“.

„Der junge Graf . . . gerade solche flüchtige Begegnungen müssen verstimmen, es sind Neckereien des Zufalls; sie zeigen uns schöne Möglichkeiten; es ist ein freundliches Aufleuchten, aber es wird kein Licht daraus fürs Leben. Zweimal hat er nun schon meinen Weg gekreuzt. Ich finde ihn interessant, geistreich, von männlicher Schönheit . . . was nützt es? Ich werde ihn nicht wiedersehen.“

„Nun,“ versetzte Mariam, indem sie den wasserblauen Augen, mit denen sie die Freundin ansah, einen ungewöhnlich strengen Ausdruck gab, „Du vergiffest Deinen Pariser Freund.“

„Es ist das keine Neigung, die mein ganzes Herz erfüllt; bin ich in seiner Nähe, so bin ich auch in seinem Zauberbann. Da scheint mir's unwidersprechlich, daß ich ihm gehören muß; doch fern von ihm seh' ich oft sein Bild in so greller Beleuchtung, daß es mich unheimlich gemahnt. Und dann —“

„Und dann?“ fragte Mariam.

„Dann mein' ich,“ fuhr Joë fort, mit der Quaste eines Saphatiffens spielend, „daß man dem

Herzen keine Vorschriften machen kann. Neigungen kommen und gehen. Die Treue ist ein Gebot; doch es sollte keine Gebote geben, zu deren Erfüllung ein besonderes Talent gehört. Ich habe kein Talent dazu: wer will den Reichthum der Empfindung und der Phantasie beschränken? Wozu diese künstliche Verarmung der Seele? Einen Schritt weiter . . . und wir haben das Kloster. Leben heißt, aus immer neuen Quellen schöpfen."

"Eine gefährliche Theorie!" versetzte Mariam.

"Da müßte die Praxis doch noch gefährlicher sein," sagte Zoë, indem sie der Freundin einen vielsagenden Blick zuwarf. „Gleichviel, ich kämpfe nicht gegen Eindrücke an, die ich empfangen. Der junge Graf gefällt mir, ich leugne es nicht; ich habe den Wunsch, ihn wiederzusehen, und es verstimmt mich, daß dieser Wunsch wahrscheinlich unerfüllt bleibt. Ich befinde mich nicht gern im Stande der Nothwehr gegen meine eigenen Gefühle, es widerstrebt mir, ihnen Gewalt anzuthun."

"Gleichwol mein' ich, daß William Gordon damit wenig einverstanden sein wird."

"Er ist für mich jetzt nur ein Bild, dessen Farben glänzend zu erneuern nicht immer in meiner Gewalt steht. Solche Erneuerung bietet nur das

frische Leben. Und wie viele Meilen Landes liegen zwischen hier und Paris. Der Raum ist nur gleichgültig für die Somnambulen, die in die Ferne sehen."

"Es ist gut, daß William nicht diese Reden hört. Du kennst seine Wildheit."

"Gerade daß er nicht ist, wie die andern, daß er ein Feuer in sich trägt, welches eine Welt verzehren könnte: das hat mich mit solcher Macht zu ihm hingezogen; doch ich dulde über mir keinen Herrn, auch nicht die ausschließliche Herrschaft einer einzigen Empfindung. Es ist in mir ein Troß gegen alles, was Geltung hat auf Erden . . . und in diesem Troß fühl' ich mich frei und stark."

Sie schenkte sich abermals ein Glas Tokaier ein; ihre dunklen Augen leuchteten und über ihren Teint flog ein glühendes Roth.

"Hier in Deutschland," sagte Mariam, "darf man nicht solche Reden führen; hier herrscht der häusliche Sinn . . . es sind zahme Hausthiere, diese Deutschen, und bei der gemüthlichen Stallfütterung allein fühlen sie sich wohl."

"Der junge Graf hier gehört gewiß nicht zu den Anbetern des häuslichen Herdes; doch im Ganzen hast Du recht; mir ist immer, als müßte

das Heil Europa's aus den östlichen Steppen kommen, als müßten die Naturvölker auf geflügeltem Roß die Freiheit bringen."

"Die Freiheit des Cirkus," versetzte Mariam gelassen, indem sie süßes Backwerk in den Tofaier tauchte; "Du selbst wirst ihnen wohl als Amazone voranjagen mit der rothen Feder auf dem Hut."

"Du irrst! Ich gehöre nicht diesen östlichen Völkern an; ich führe das ganze klassische Alterthum im Wappen. Mein Vater war ein Rumäne, ein Abkömmling der alten Römer, der Welteroberer, meine Mutter eine Griechin. Meine Ahnfrauen wandeln nicht bei Nacht durch die Burgverließe: es sind die Aspaffen von Athen."

"Freilich, einer so klassischen Herkunft kann ich mich nicht rühmen. Wenn man von einem ungarischen Vater und einer deutschen Mutter stammt, so ist man zwar cis- und transleithanisch zugleich, ein Abbild des Dualismus, aber doch eine Oesterreicherin von Kopf bis zu Fuß und hat mit den Griechen und Römern nichts gemein."

"Nun, lassen wir das graue Alterthum, sprechen wir von der Gegenwart. Was sagst Du zu der heutigen Begegnung?"

"Sie war sehr unbequem für mich."

„Du mußttest darauf gefasst sein, einem oder dem anderen Mitglied der Familie in den Weg zu kommen.“

„Unter allen Umständen darf mein Name hier nicht genannt werden,“ versetzte Mariam.

„Ich habe mich dieser Entdeckungsreise angeschlossen, um einmal frische Luft in den deutschen Bergen und Wäldern zu genießen.“

„In der That eine Entdeckungsreise, bei der wir fast an einer Klippe gescheitert wären.“

„Und wie gefiel Dir die Villa?“

„Sie ist hübsch genug, um sich ihres Besitzes zu erfreuen. Einige Sommermonate kann man es hier wohl aushalten; jedenfalls erfrischt die Luft hier den Teint. Man muß freilich leben wie in einem Trappistenkloster; denn es wäre kein Genuß, sich hier mit diesen kleinen Herren und Damen zu unterhalten, und überdies würde ich als Besitzerin der Villa der Gegenstand des allgemeinen Hasses sein.“

„Freue Dich nicht zu früh auf diesen Haß; noch ist die Schenkung nicht vollzogen.“

„Doch der alte Graf hat sie mir feierlich zugesagt; ich war nur bis jetzt so edelmüthig, abzulehnen, in der Hoffnung, er würde sich zu einem

anderen, für mich bequemeren Geschenk entschließen. Doch da ich zunächst vergebens hoffte, so wollte ich wenigstens die persönliche Bekanntschaft dieser Villa machen. Der Graf, der jetzt sehr kränklich und hinfällig ist, glaubt, daß ich nur einen kleinen Ausflug in die Nähe von Paris mache; er hat keine Ahnung davon, daß ich mit unheiligem Fuß seine heimatliche Erde betrete. Und doch sehne ich mich auch nach frischer Luft, seitdem der Umgang mit ihm die abschreckende Gestalt der Krankenpflege annimmt."

"Und Deine weiteren Ziele . . ."

"Du weißt, welches Hemmiß ich noch beseitigen muß; ich schleife am Fuß eine lästige Kette nach."

"Ich würde nicht nur die Villa, ich würde auch Schloß Waldenbach mir näher ansehen . . . für alle Fälle."

"Der Graf hat mir oft von einem Justizrath gesprochen, zu dem er volles Vertrauen hegt und der in seine geschäftlichen Verhältnisse vollkommen eingeweiht ist. Ich werde den Mann hier aufsuchen; es ist ein kleiner bourgeois, wie ich höre, aber ehrlich und wenig diplomatisch; ich hoffe ihm

alles zu entlocken, was mir zu wissen von Wichtigkeit ist."

"Nun, wir haben Dich nicht ohne Grund in vertrauten Kreisen die blonde Schlange genannt; Du wirfst Dich um den ausgehöhlten Stamm winden, bis die morsche Rinde birst. Der arme Graf!"

"Bedaure ihn nicht! Dies Bedauern wäre für mich beleidigend; er sieht in mir das Glück seines Lebens."

"Immerhin . . . alles Glück ist ja Täuschung."

"Zoë!"

"Alles Markten und Schachern ist mir zuwider. Ich verachte das Gold und den äußeren Besitz; er ist immer nur lästig und störend. Ich bin frei und unabhängig . . . das genügt! Ich habe meinen Banquier und das ersetzt einen feuerfesten Geldschrank. Ich nehme von ihm, was ich brauche. Der Verwalter meiner Güter ist ein pünktlicher Mann. Doch immer davon sprechen und sprechen hören, liebe Mariam, das macht mich stumpfsinnig. Erobere Dir Peru's Schätze . . . ich wünsche Dir Glück dazu; aber zähle sie mir nicht vor, das ist mein Tod!"

Und Zoë sprang bei diesen Worten auf und

ging ungeduldig im Zimmer hin und her. Die ausgetretenen Dielen des alten Hotels knarrten verdrießlich. Zoë trat ans Fenster; der Vollmond stand am Himmel und über die scharf sich abzeichnenden Dächer fiel der Blick auf den hell erleuchteten Seitenflügel des hochliegenden Schlosses.

„Gesellschaft . . . Lichter . . . wenn's auch nur eine deutsche Gesellschaft ist! Es ist doch Leben, Freude . . . vielleicht ist der junge Graf dort oben; er war ja eingeladen in der Stadt. Wie behaglich sich hier auf dem Dache drüben die weiße Kaze streckt, mir ist, als leuchteten ihre Glühaugen und das Mondlicht scheint an ihrem Fell zu haften. Alles so freudig, so behaglich . . . und nur in uns die ewige innere Unruhe. Ich werde lesen, das zerstreut.“

Und sie nahm vom Tisch einen zierlich eingebundenen Roman. Mariam, die in einem anderen Zimmer wohnte, zog sich bald dorthin zurück. Sie las nicht; sie rechnete, lauter unsichere Ansätze, unbestimmte Ziffern; aber es war eine Freude, wie stattlich sich die Summen mehrten.

Und dabei sah sie so sanft aus wie eine Madonna; man hätte glauben können, daß sie die Hände zum Gebet faltete. Lichtreflexe umflutheten

ihr goldblondes Haar und in ihren Augen lag die Milde einer schönen Seele.

Zoë las inzwischen; es war einer jener fieberhaft spannenden neufranzösischen Romane, voll von einer Leidenschaft, die in ihren Tigersprüngen oft ans Animalische erinnerte. Minuten und Stunden vergingen. Bisweilen nach den Kapitelschlüssen trat Zoë ans Fenster, noch immer glänzten oben die Lichter des Schlosses; der Vollmond stand träumerisch über den Baumgruppen des Parkes, der sich den steilen Berghang herabzog.

Und abermals nach einer der wildesten Scenen des Romans schöpfte Zoë Athem; sie öffnete das Fenster; der würzige Hauch der Nachtblüthen strömte aus den Gärten herein. Die Lichter oben waren verloschen. Zoë begann sich zu entkleiden; sie schloß die äußere Thüre nicht, doch sie legte einen Revolver neben sich. Das war so ihre Art; sie wollte nicht furchtsam erscheinen, jede Gefahr war ihr willkommen.

Im Bette fuhr sie fort zu lesen; es war eins der schmalen Himmelbetten, wie man sie in Thüringen öfters findet; keine schweren damastenen Vorhänge, die an einen Thronhimmel erinnern; leicht herunterfallende Gardinen bildeten einen schleierartigen Verschluß. Zoë hatte sie am Kopf-

ende des Bettes fortgeschoben, um jede Gefahr zu beseitigen, welche durch die Kerze drohen könnte, die ihre Romankapitel erhellte. Sie las nach alter Gewohnheit eifrig im Bett und sah alle die Bilder, welche der Roman schilderte, vor ihrer glühenden Seele . . . und das Feuer der Leidenschaft schlich durch ihre Adern. Sie war nicht in einem Thüringer Hotel, sie war in Paris, eine Welt von Abenteuern ringsum.

Sie hatte nicht bemerkt, daß die Gardine zurückgefallen war, daß die flackernde Kerze diese in Brand gesteckt hatte. Sie glaubte noch das Flüstern des Abenteuers neben sich auf dem Kopfkissen zu hören; es war bereits das Knistern der bedrohlichen Flamme. Rasch fuhr sie empor; der ganze Thronhimmel stand in Flammen; sie konnte sich nicht aus dem Bett schwingen, ohne daß die Feuerzungen die Spitzen ihres eleganten Nachtgewandes ergriffen; sie wehrte sich verzweifelt gegen das Element, das sie erfaßt hatte.

„Hülfe, Feuer!“ rief sie jetzt mit aller Kraft ihrer Stimme.

Da sprang die Thür auf. Ottomar stürzte herein; er war in demselben Hotel abgestiegen und kehrte eben von der Gesellschaft im Schlosse zurück.

Im Korridor vorübergehend, vernahm er den Hülferuf. Rasch übersah und erkannte er die Gefahr. Auf Zoë losstürzend, drückte er sie gewaltsam an sich und es gelang ihm, die Flamme zu ersticken; doch sie hatte bereits schmerzhaft Brandwunden verursacht. Sobald er Zoë in Sicherheit wußte, riß Ottomar blitzschnell die brennenden Bettgardinen herunter, und ehe die Flamme noch sich tiefer in die Dielen eingebrannt, wurde sie von den Bettkissen und der Matraze, die er über sie geschleudert, fast ausgelöscht.

Inzwischen wurde es lebhaft im Hotel; der Feuerschein hatte auch die Nachbarn herbeigelockt; Kellner und Hausleute kamen mit Eimern und Beilen, und in der That mußten hier und dort die Dielen aufgehauen und die züngelnde Flamme, die sich unter dieselben verkrochen hatte, mit Wasser gelöscht werden.

Zoë hatte sich zu ihrer Freundin geflüchtet wie ein verwundetes Reh; sie schmachtete nach Wasser und bat um einen Labetrunk; denn die Wunden schmerzten sie und sie bedurfte aller Kraft der Seele, um ohne lauten Aufschrei den Schmerz zu beherrschen. Doch bei Mariam fand sie wenig Trost: diese war nur mit sich beschäftigt und eilte in rath-

loser Angst hin und her; bald kramte sie Schmucksachen zusammen, bald warf sie ihre Kleider auf einen Haufen, wie der Pariser Chiffonnier die zusammengesuchten Lumpen. Dann stand sie wieder verzweifelt da, rang die Hände, sah sich dabei im Trumeau und erschrak über ihr bleiches, zitterndes Angstbild. Hätten die Flammen weiter um sich gegriffen, Mariam wäre im brennenden Hotel jämmerlich zu Grunde gegangen. Zoë sagte ihr vergebens, daß die Gefahr vorüber sei: der verspätete Lärm im Hause jagte ihr immer neuen Schrecken ein.

Die Freundin lag eine Zeit lang mit jener Gleichgültigkeit, welche ein heftiger Schmerz hervorruft, auf dem Sopha, das Antlitz tief in die Kissen vergraben. Dann raffte sie sich gewaltsam auf, ergriff einen eleganten Ueberwurf Mariams und ohne sich darum zu kümmern, wie wohl oder übel er sie kleidete, eilte sie nach der Thüre.

„Wohin?“ rief Mariam.

„Meinem Erretter danken,“ sagte Zoë hinaus-eilend. Sie traf Ottomar, der noch unter der Menge stand und Befehle erteilte. Eben kam eine verspätete Feuerspritze mühselig über das Pflaster gerasselt. „Graf Ottomar,“ rief Zoë.

Der Graf wandte sich um.

„Ich danke Ihnen von Herzen,“ sagte sie, ihm die Hand reichend, während über ihre Züge ein Zucken ging von dem Krampfe des Schmerzes, der sie erfaßt hatte.

„Um's Himmelswillen, Sie sind verletzt, Comteß! Schickt nach dem Arzte, schickt nach dem Arzte!“

„Es sind oft kleine Wunden,“ versetzte Zoë, „welche große Schmerzen verursachen, und oft Schmerzen die großen nicht. Ich habe einmal zugehört, wie ein Galeerenslave gebrandmarkt wurde; ich kann diese Pein jetzt nachempfinden. Der Schmerz geht vorüber, doch das Zeichen bleibt fürs Leben. Gute Nacht, Graf . . . ich erwarte den Arzt bei meiner Freundin.“

Und mit festem Schritt, doch ohne ein leises Erzittern verbergen zu können, wandelte die hohe Gestalt der Wallachin den Korridor entlang.

Sechstes Kapitel.

Ein Stilleben.

Der Doktor wohnte in einem Häuschen der Residenz, das mit seinen grünen Salousten förmlich unter Blumen vergraben war. Das Grün rankte sich um die beiden Stockwerke des bescheidenen, aber zierlichen Wohnhauses und wenn zum Dach nur der wilde Wein in die Höhe sich schlängelte, so leuchteten zwischen den Fenstern des Erdgeschosses allerlei seltene Blumen, und Alles, was am Spalier sich ziehen ließ, bildete hier eine grüne Wand; es waren anmuthige, natürliche Arabesken, schöngezeichnete Blattformen, nickende Knöspchen, hängende Blüthendolden, welche diese Tapete schmückten.

Das Haus lag mitten im Garten, der sich hier den Berghang in die Höhe zog und an den Wald grenzte; übers Gitter herein lugten die

Hängebirken und die unteren breitherrüberhängenden Fichtenäste, unbekümmert um die Grenzen, welche den großen fürstlichen Besitz von dem bescheidenen Grundstück des Privatmannes trennten.

Dort oben war die trauliche Laube des Gartens, gebettet im kostenfreien Schatten des landesherrlichen Waldes. An diesem Lieblingsplatz des Doktors war Alles behaglich eingerichtet; außer dem Frühstückstisch, den nicht Garten-, sondern Polsterstühle umgaben, stand dort ein zweiter Tisch für die wissenschaftlichen Arbeiten des Doktors und ein Repositorium mit allerlei Büchern gefüllt. Wenn er aufjah aus einem anatomischen Atlas oder einem medizinischen Journal, fiel sein Blick auf die nächsten Villen und Gärtchen, und über die Dächer des Städtchens hinweg winkten die blauen Berge.

Ein Hauch der Frühe, ein Odem voll Frische wehte hier am Morgen. Der Doktor stand früh auf und sein Töchterchen war zu einer Zeit, wo sonst die Stadtmädchen noch in den Federn ruhen, bereits fix und fertig im häuslichen Tagesanzug und mit allerlei Arbeiten im Garten beschäftigt. Hier band sie Ranken fest, die der Wind abgerissen hatte; dort mußten andere, die zu weit über den Weg herüberhingen, ihrer Gartenscheere zum Opfer

fallen. Sie sang dabei ein munteres Lied, denn es war Alles ringsum frisches Leben in der Morgensonne, und dies Gefühl des Lebens hob auch ihre Brust. Wie selten ist dies Behagen der unmittelbaren Gegenwart, das nicht in die Vergangenheit zurück, nicht hinaus in die Zukunft denkt, das sich sonnt im Strahle des jungen Tages, wie die vom Thau der Nacht erfrischte Blume.

Dann ordnete sie den Kaffeetisch und setzte sich zum Vater. Es war dies die Zeit, wo der alte Doktor gern ein kleines Kolleg las; Hedwig unterbrach es oft mit Fragen und sah ihn dann mit ihrem lieben Gesichtchen und ihren klugen Augen forschend an. Was der Vater sagte, klang ja ganz anders, als was sie in der Schule gelernt.

„Sieh, mein Kind,“ begann er, „wir fühlen uns so wohl im frischen Morgen, in Harmonie mit der Natur und ihrer Gesetzmäßigkeit, ja, ich möchte sagen, eins mit der Welt. Und dies Gefühl durch den Gedanken zu bestätigen, ist eine schöne Aufgabe. Wie auch der Mensch sich sträuben mag: er kann von der Natur nicht loskommen.“

„Doch, Papa, wir können gut und böß unterscheiden . . . und das vermag die Natur nicht.“

„Unterscheiden, ja, aber das Maß der Willenskraft, womit wir handeln, und die Wahl des einen oder des andern, die Richtung unseres Wollens ist abhängig von unseren Naturanlagen. Daher der Widerspruch zwischen Erkenntniß und That; der Tartüffe ist uns als ein abschreckendes Charakterbild hingestellt, und doch ist der Tartüffe wider Willen eine der häufigsten Erscheinungen, ein nothwendiger Typus. Das Rechte erkennt und predigt der Verstand; aber der angeborene Charakter wählt und thut das Entgegengesetzte.“

„Du hast mir ja selbst gesagt, Papa, daß man gefüllte Blumen und verschiedene Farben der Kronen durch die Bodenmischung erzeugen kann.“

„Gewiß, doch die Gartenerde unserer Pädagogik taugt nicht viel, und dann . . . eine Blume ist geduldiger als ein Mensch; da läßt sich eine Art in die andere allmählig hinüberführen; doch die Racen der Menschen, der Familien, der Geschlechter kann und will man ja nicht ändern. Die Erziehung kommt mir vor wie eine Gartenkunst, welche, um Varietäten zu erzeugen, die Blumenkrone mit dem Pinsel und den Farben eines Farbenkastens anmalen und punktiren wollte. Und auch die Gärtnerei kann den Eigensinn der Natur nicht immer

bewältigen. Sieh dieses Penséeblümchen; ich habe es vom Gartenbeete gepflückt; es ist aus dem Samen langgepflegter, künstlich gezogener Gartenblumen hervorgegangen . . . und doch ist es wieder in Blatt und Blüthe das wilde Stiefmütterchen, das am Fußweg wächst. *Naturam furca expellas* . . . es giebt nur ein Heil für die Menschheit, nur ein Mittel, Tugend und Glück zu gründen: man muß die Racen verbessern, die Ehen reguliren. Doch das ist nichts für Dich."

"Es macht mich traurig, Papa, daß wir so abhängig sein sollen von der Natur."

"Wir können die Natur beherrschen, aber nicht durch Redensarten, nicht durch guten Willen, sondern indem wir sie umgestalten. Ein horstiges, wildes Schaf kann die Stammutter werden der Merinoschafe mit dem feingekräuselten Woll; doch nicht von selbst, nicht von heute zu morgen. Das ist ja auch der Gang der Entwicklung der Menschheit im Großen, nur daß es im Einzelnen immer noch zu viele horstige Schafe giebt."

"Wo bleibt da die Tugend und das Genie, Papa?"

"Sie sterben nicht aus, Gott sei Dank; doch es sind freie, schöne Gaben der Natur; sie lassen

sich nicht erzwingen; oder meinst Du, daß ein Mensch mit einem Wasserkopf ein Newton oder Goethe oder einer mit einem kleinen, thierähnlichen Gehirn, denn es giebt auch solche Exemplare, ein edles Vorbild heldenmüthiger Kraft und sittlicher Vollendung werden könnte?"

„Wir haben dann keine Ziele, Papa; wir können immer nur bleiben, was wir sind.“

„Das ist ja genug, wenn wir gut, schön und flug sind. Das Arkanum aber ist noch nicht gefunden, welches uns dazu macht, wenn wir es nicht sind. Hat Jemand den Stumpfsinn geheilt? Oder wer will die Erblichkeit verbrecherischer Neigungen leugnen? Du kennst den letzten Kriminalfall, der vor unsere Geschworenen kam. Ein sehr junger Mann hat in der Offiziersuniform, die er ohne Recht sich angeeignet, in unseren Kaufmannsläden Betrügereien grober Art ausgeübt und außerdem noch ein Mädchen getäuscht, mit dem er sich als Offizier verlobte. Und wer ist der Vater dieses jungen Mannes? Ein Abenteurer und Schwindler, der mit den elegantesten Formen und den vornehmsten Titeln und Namen sich in der Gesellschaft bewegte und indem er sich an jedem Ort mit mehreren vermögenden Damen verlobte, ihnen große



Geldsummen abgelockt hat. Er ist jetzt zu jahrelanger Haft verurtheilt. Der junge Marder schleicht in die Hühnerställe wie der alte und schlürft die Eier aus: das ist die Erbschaft des Blutes."

Hedwig schüttelte ihr blondes Köpfchen, sie war offenbar nicht überzeugt. Als der Vater sich wieder in sein medizinisches Journal vergrub, räumte sie das Kaffeegeschirr zusammen und trug es ins Haus zurück.

Dann sah sie nach der Ordnung im Vorgärtchen, band einige Ranken fest am Spalier und brachte mit der Harke den Kies des Hauptweges in säuberliche Ordnung.

Fast ließ sie die Harke aus der Hand fallen, als sie an der Gartenthür der Straße den Grafen Ottomar erblickte, welcher sie öffnete.

Das war ein gänzlich unerwarteter früher Besuch; doch sie trat ihm unbefangen entgegen. Ottomar begrüßte sie freundlich und ließ seine Blicke mit Wohlgefallen auf ihr ruhen. Sie war so morgenfrisch, wie das Röslein auf der Haide, und ihr Gesichtchen so rosig überhaucht, wie die Blumenblättchen der Monatsrose, die sie sich an die Brust gesteckt hatte. Keine maskirte Gärtnerin des letzten Hofballes, das sagte sich Ottomar, konnte sich mit

dieser allerliebsten Blumenfee vergleichen, die so wenig kokett war und es auf keine Eroberungen abgesehen hatte. Offen und freundlich blickte sie den Grafen an; daß sie aber etwas verlegen war, bewies die Art, wie sie ihre Harke handhabte: das ging Gewehrauf und Gewehrab und einmal machte es den Eindruck, als wollte sie damit gar vor dem Grafen präsentiren.

„Sie wünschen meinen Vater zu sprechen,“ sagte sie; „ich will Sie zu ihm führen.“

Und sie lehnte die Harke ans Spalier und ging leichten und munteren Schrittes voraus.

Der Weg führte durch den Korridor des Hauses; es war Alles so sauber und traulich. Keine Teppiche . . . der kleinbürgerliche Sand knirschte unter seinen Füßen; es war noch die Morgenzeit, wo Alles, auch ein kleines Haus, seine Toilette machen durfte. Der Korridor endete in einem Glasanbau, der wie ein kleines Gewächshaus gemahnte, Vögel zwitscherten in den Bäumen, der Sonnenschein blickte durch die Ranken.

Dies Haus heimelte den Grafen wunderbar an, mehr als das Pfefferkuchenhäuslein einen jungen Märchenleser.

„Ist das Ihr Nähtischchen hier?“ fragte der

Graf, auf ein zierliches Tischchen deutend, das in der grünen Laube stand.

„Gewiß . . . und dort auf jener Bank sitz' ich, wenn ich lese. Mir ist, als könnt' ich nur hier lesen; ich bin an dies Plätzchen so gewöhnt. Ich habe hier so gern meine aparten Gedanken; sie taugen nicht viel, aber mir sind sie lieb und werth.“

„Und was lesen Sie?“

„Gedichte und Erzählungen, aber auch manches ernste Werk über den Bau der Welt, die Geschichte der Erde und der Menschen; doch ich lieb' es, Alles selbst durchzudenken, das gedruckte Wort ist mir kein Drafel; ich habe mein Köpfchen für mich und oft ganz andere Meinungen, als in den Büchern stehen.“

Hedwig führte den Grafen nun durch die Gartengänge, zur Laube, in welcher der Vater arbeitete, und verschwand dann wieder, um ihren häuslichen Geschäften nachzugehen. Eine Nachtigall, die sich auf den herüberhängenden Birkenzweigen des Waldes wiegte, sang ihr schmetterndes Lied ihr nach.

„Ich muß Sie um Rath fragen, Herr Doktor,“ sagte der Graf, „ich bin nicht ganz unverlezt der gestrigen Feuersgefahr entgangen.“

Der Doktor untersuchte Ottomars Hand, gab

einige Verordnungen und rieth ihm, den Arm in der Binde zu tragen.

„Und unsere schöne Patientin?“ fragte Ottomar.

„Sie wird noch längere Zeit Schmerzen zu ertragen haben; später werden sie nur einige dunkle Flecke an das Abenteuer dieser Nacht erinnern.“

„Ich weiß in der That nicht, wie das Feuer entstanden ist.“

„Man glaubt aber, daß Sie es wissen, Herr Graf.“

„Ich werde dieser Meinung,“ versetzte Ottomar, „entgegentreten, im Nothfalle mit der Pistole in der Hand. Ich kam vom Schloß, wo ich geladen war, und hörte, über den Korridor gehend, den Hülfseruf.“

„Ich bin davon überzeugt,“ sagte der Doktor; „Sie haben sich tapfer und edel benommen; aber wie die Welt einmal ist, erhält man für edelste Thaten den schlimmsten Lohn. Wer ist die Dame?“

„Eine Komteß Zoë Bratianu aus der Walachei.“

„Es ist eine Schönheit. Unsere Damen werden das kaum zugeben; denn sie hat nicht den landesüblichen Teint, ohne den man sich hier keine Schönheit denken kann. Doch dieses Bronzene, Zigeuner-

artige hat seinen eigenen Reiz. Ihre prächtige Gestalt, ihre feurigen Augen . . . es ist eben Race, aber eine andere als die unsrige; doch in aller Welt, Graf, was suchen diese Damen hier? Ein fremdes Element in diesem ehrlichen deutschen Thüringen, wo höchstens ein verlorener Engländer über die Berge wandelt . . . es macht einen fast unheimlichen Eindruck.“

„Auch ich weiß es nicht,“ versetzte Ottomar, „was diese Fremden hierher geführt. Hoffentlich nehmen sie noch bessere Eindrücke mit fort, als die des gestrigen Abends. Ich danke Ihnen, bester Doktor . . . ich werde mich nächstens wieder bei Ihnen melden. Jetzt muß ich auf unser Schloß zurück, um Rechnungen zu ordnen; ich fürchte, meine Tage hier sind gezählt; man wird mich noch vor Ende meines Urlaubs zurückberufen; denn es liegen drohende Verwickelungen in der Luft.“

Ottomar schüttelte dem Doktor die Hand, der ihm bis an die Gartenthür das Geleite gab. Hedwig saß in dem Glaspavillon, wie eingesponnen in ihre Blumen, sie grüßte mit tiefer Verbeugung; der Graf reichte auch ihr freundlich die Hand. Sie folgte ihm mit den Blicken nach, noch als er das Border-

gäßchen verlassen hatte und in den Wagen stieg, der auf der Chaussee hielt.

„Ist der Graf leidend?“ fragte sie dann den Vater.

Der Doktor gehörte zu den Jüngern Askulaps, welche die Verschwiegenheit für eine heilige Pflicht halten. Er hatte der Tochter noch nichts von den Vorgängen des letzten Abends erzählt; da dieselben aber jedenfalls schon zum Stadtgespräch geworden waren, so hielt er nicht länger mit der Erzählung zurück.

„Es war gestern ein kleines Schadenfeuer, das aber im Keime erstickt wurde.“

„In unserer Stadt?“

„Ja, im Hotel auf dem Markte. Eine fremde Dame wäre dabei fast kläglich ums Leben gekommen.“

„Eine fremde Dame? Wohl eine der Reiterinnen, die erst neulich staubaufwirbelnd an uns vorüberflogen?“

„Es ist eine Griechin oder Türkin, das weiß ich; jedenfalls stammt sie aus jenen Ländern, wo ein Gewirr von Racen und Sprachen durcheinander wirbelt. Sie wäre verbrannt, wenn sie Graf Ottonar nicht gerettet hätte.“

„O, das ist schön!“ rief Hedwig; es war das der erste Eindruck eines unbefangenen Gemüthes; allmählig aber fand sie es weniger schön, je mehr sie darüber nachsann.

„Er hat dabei einige kleine Brandwunden davongetragen,“ fuhr der Doktor fort; „doch es hat keine Gefahr damit.“

„Vater,“ sagte Hedwig, „kennst Du diese Dame?“

„Sie ist mehr verlegt als der Graf und ich wurde gestern zu ihr gerufen.“

„Sie sieht wohl sehr fremdartig aus, nicht wahr, und ein wenig — häßlich?“

„Im Gegentheil, es ist eine Schönheit.“

Hedwig schwieg und während der Doktor wieder an seine Arbeit ging, saß sie nachsinnend, das Köpfchen auf die Hand gestützt; die Näharbeit lag ihr zur Rechten, das Buch zur Linken; der Kanarienvogel, der öfter aus seiner Haft entlassen wurde, hüpfte ihr auf die Schulter und sang ihr allzuschmetternd seine Triller in die Ohren — sie merkte es nicht; alle ihre Gedanken waren mit der Fremden beschäftigt; sie mußte diese Schönheit sehen und sprechen; doch wie konnte dies geschehen in einer nicht auffälligen Weise? Pläne machen und Intrig-

guen zu spinnen, war ihr bisher in ihrem jungen Leben ganz fremd gewesen; sie selbst fand sich mit Erstaunen auf diesem bisher noch nie betretenen Wege; doch ein Mädchenherz, das einmal in die Zauberfäden der Liebe eingesponnen ist, das weiß auch bald kleine Knoten der Intrigue hineinzuknüpfen, und das geschieht so unmerklich, als geschähe es von Geistern der vierten Dimension.

Siebentes Kapitel.

Bei den Greifenberg.

Das Schloß Greifenberg lag auf einem öden Plateau und gebot über eine jener Fernsichten, die etwas Eintöniges haben: es fehlte der farbenreiche Vordergrund; über ein verdecktes Thal hinweg sah man eine Ferne, in der es zwar nicht an Kirchtürmen, Felderstreifen, dunkleren Waldschattirungen fehlte, in welcher die rothen Dächer einzelner Meierhöfe freundlich aufleuchteten; aber man vermißte im Hintergrunde die duftigen Linien der Berge und damit einen harmonischen Abschluß für den Blick, der sich unbefriedigt in diesem Vielerlei landwirthschaftlicher Versatzstücke verlor.

Auch das Schloß war so unharmonisch wie möglich gebaut. Die Greifenberg standen von jeher in dem Ruße, schwer zu irgend einem Entschluß

kommen zu können, und war der Entschluß gefaßt, so wurde er immer nur mit halben Maßregeln ausgeführt. Seit langen Jahrzehnten beschäftigten sie sich mit dem Plan, ein neues Schloß zu bauen, beschränkten sich aber darauf, an die altersgraue Fassade mit ihren krenelirten Zinnen und dem dicken moosbewachsenen Burgthurm einen neuen Flügel anzubauen und in dem Thurm selbst ein paar elegante Zimmer einzurichten. So war Schloß Greifenberg eine architektonische Mißgeburt geworden von barockster Stilmischung, und der Herausgeber eines Albums, welches die Adelschlösser des Landes in geschmackvollen Zeichnungen dem Blick der Beschauer vorführen sollte, hatte Anstand genommen, dies seltsame Bauwerk, das so wenig einen künstlerisch befriedigenden Eindruck machen konnte, mitaufzunehmen in seine architektonische Bildergalerie. Sah doch der alte Thurm so mürrisch und unheimlich hernieder, als wenn die Geister drinnen wie die Dohlen draußen noch immer ihr Wesen trieben und als wenn er noch ein Burgverließ mit Molchen und anderem Gethier in seinen Tiefen verbärge. Und doch hatte sich dies Verließ längst in einen Weinkeller verwandelt; hier seufzten keine beklagenswerthen Opfer mehr, aber die Fässer waren bisweilen leer und die Flaschen,

die dort aufmarschirt standen, waren meistens entforßt.

Der neue Anbau gemahnte mehr an die Villa eines Fabrikherrn, und so stellte das Ensemble einen tragikomischen Fasching von Baustilen dar.

Mutter und Tochter hatten sich diesen Flügel so elegant wie möglich eingerichtet, während der Sohn, der junge Schloßherr, sich sein Nest im Thurm gebaut hatte: er nahm zwei Stockwerke in demselben ein; im obersten war sein Studirzimmer und darüber noch ein Gelaß, in welchem sein Riesenfernrohr stand; denn die Astronomie gehörte zu seinen Lieblingsstudien und er berechnete lieber die Umlaufszeit des Neptun und der Monde des Saturn, als daß er dem Wirthschaftsinspektor Meide, einem alten Inventarstück des Schlosses, sein Wirthschaftskonto nachgerechnet hätte.

Der alte Meide, der trotz seiner hohen Jahre noch ein tauffester Reiter war und mit seinem Apfelschimmel centaurenartig verwachsen schien; denn Niemand in der Gegend hatte ihn anders als zu Pferde und Niemand auf einem anderen Pferde gesehen — befand sich bei dem jungen Grafen Paul und zwar in einer etwas gedrückten Stimmung; denn die Erträgnisse der Wirthschaft deckten seit

geraumer Zeit die Kosten nicht mehr und diesmal war das Deficit besonders bedenklich.

Paul, ein pockennarbiger Blondin, von einer bei seiner Jugend auffallenden Fülle der körperlichen Erscheinung, mit angenehmen, weichen Zügen, graublauen Augen mit klugem Ausdruck, und etwas struppigem Haar, dessen Blond ans Weißliche streifte, saß, nachdenkend über diesen unerfreulichen Wirthschaftsetat, im Lehnstuhl und kräuselte sich sein Bärtchen.

„Was ist zu thun, Meide?“

Meide strich sich schwermüthig eine herabhängende silberne Locke von der Stirne.

„Es wird wohl nichts übrig bleiben, Herr Graf, als eine neue Hypothek aufzunehmen.“

„Sehr unangenehm,“ versetzte Paul, indem er an der Fahne seiner Gänsefeder tief sinnig faute; denn er schrieb noch mit diesen altmodischen Ruten, die ihm sein eigener Hof lieferte.

„Außer dem Deficit, das gedeckt sein will, bedürfen wir durchaus neuer Anschaffungen wie sollen wir sonst mit den Nachbarn Schritt halten und die Wirthschaft in die Höhe bringen? Uns fehlen die besten neuen Dresch- und Säemaschinen; einige unserer Felder bedürfen noch der

Drainage; es müssen Drainrohre angeschafft werden."

"Natürlich, natürlich," meinte der Graf, indem er die Fahne seiner Feder grausam zerfetzte.

"Auch droht der einen Scheuer der Einsturz, und der gnädige Herr wird wohl auch ein neues Reitpferd brauchen; der Koller des Achill scheint unheilbar zu sein. Und da wir einmal geschlagene Leute sind, so ist auch noch die Drehkrankheit in unsere Herde gekommen."

"Geben wir die Schafzucht auf, Meide."

"Aber, gnädiger Herr!"

"Wir können doch nichts Feines und Superfeines erzeugen, Meide . . . unsere Wolle hat einen miserablen Stapel; unsere Wollwagen sind keine Triumphwagen, und auf dem Wollmarkte spielen unsere mit dem Namen des Dominiums gezeichneten Wollsäcke eine klägliche Rolle. Ich kann nichts für die Schafzucht thun . . . lassen wir sie eingehen."

"Aber die Einnahme . . . es ist ein sicheres Geld."

"Bester Meide . . . Sie berechnen nur die Einnahmen, nie die Ausgaben; ich glaube, Ihnen thut's um den Wollmarkt leid, wo Sie mit Ihren Kollegen einmal lustig sein können."

„Wie Sie meinen, Herr Graf; aber die Hypothek ist für alle Fälle unerläßlich.“

„Nun, ich werde mit dem Herrn Justizrath gelegentlich sprechen, wenn ich nach der Stadt komme.“

„Gelegentlich! . . . doch die Sache hat Eile . . . die zu bezahlenden Rechnungen . . .“

„Neide, Sie bringen mich zur Verzweiflung! Ich habe nicht Zeit, ich studire eben die kleinen Planeten und hoffe, einen neuen zu entdecken.“

„Lassen Sie da oben den kleinen und großen Bären, Herr Graf!“

„Das sind keine Planeten, Neide. Doch immer neue Hypothesen . . . was soll daraus werden? Es ist wie der Thurmbau zu Babel; es nimmt kein Ende. Gehen Sie, Neide; ich werde Ihre Rechnungen durchsehen; vielleicht lassen sich Ersparnisse machen.“

Der greise Inspektor machte seinen Büchling, indem er dabei leise mit den Achseln zuckte und der schwermüthigen Silberlocke nicht wehrte, als sie wieder über die durchfurchte Stirn herabfiel.

Paul warf einen flüchtigen Blick in die Rechnungen, die ihm Neide überbracht hatte, legte sie dann aber bald beiseite und vertiefte sich in die

astronomischen Tabellen. Lange sollte er sich indeß nicht diesen Studien hingeben: die Gräfin Mutter trat ein, in bescheidenem Hausanzug, noch umraschelt von einigen Papilloten, welche sie, wenn es in Schloß Greifenberg zu einsam war, oft den ganzen Tag über nicht ablegte und Abends wieder mit ins Bett nahm, schon um sich die doppelte Mühe zu ersparen. Sie sah nicht gerade sehr anmuthig aus in dieser häuslichen Toilette; dazu hatte ihr Gang in den bequemen Pantoffeln etwas ungraziös Schlep-pendes; doch Paul fand in ihrem ganzen Wesen heute ein unerklärliches Etwas; er merkte, daß irgend etwas, wenn auch nicht gerade ein Unwetter, im Anzuge sei, daß die Mama diesmal mit ganz bestimmten Absichten komme; denn sie ergriff den Lehnstuhl, in den sie sich setzte, mit ungewohnter Energie und ihre Papilloten raschelten bedeutungsvoll.

„Ich habe Neide gesprochen,“ begann sie, indem ihre kleinen Augen zwinkerten; „es sieht schlimm aus mit der Wirthschaft.“

„Das ist meine Sorge, Mama.“

„Es geht uns alle an, es trifft uns alle. Die Güter bedürfen der sorgfältigsten Aufsicht: ich habe immer gewünscht, daß Du Landwirthschaft studiren möchtest statt der Astronomie und Geologie und wie

diese unnützen Studien alle heißen. Nur mit Ausbeutung aller neuen Entdeckungen lassen sich die Güter in die Höhe bringen.“

„Das ist sehr kostspielig, Mama, und uns fehlt eben das Geld.“

„Deine großen Teleskope und Sammlungen . . .“

„Gönne mir doch dies einzige bescheidene Vergnügen; ich trinke nicht, ich spiele nicht; ich habe nur diese eine Passion.“

Es trat eine Pause ein; Paul benutzte sie, um einige Ziffern in die Rubriken des Folio Bogens einzutragen, der vor ihm auf dem Tische lag. Er kannte die Gespräche mit der Mutter; sie stockten oft längere Zeit und er ließ sich deshalb in seiner Arbeit so wenig wie möglich stören.

Die Mutter betrachtete die dicke Erdfugel, die vor ihr auf einem Gestelle stand, während auf der andern Seite des Zimmers ein kolossaler Himmelsglobus die Ecke einnahm, auf dem die gemalten Sterne und die lebendigen Fliegen, die darauf herumkrochen, sich zum Berwechseln ähnlich sahen.

„Früher,“ sagte sie, indem sie eine aufgegangene Papillote mit ihren dürren Händen wieder festwickelte, „brachten die Wissenschaften mehr Nutzen; man las in den Sternen das eigene Schicksal, und wenn

man die Mischung der Stoffe studirte, so that man es nur, um Gold zu machen und Diamanten."

"Ich soll wohl ein Schwarzkünstler werden, Mutter?"

"Es war eine gute Kunst, was sie auch für einen Namen haben mochte. Das sind brotlose Künste, die Du treibst! Den Sternen nachzurechnen, wie lange sie sich im Kreise drehn: das ist so nutzlos und so langweilig, wie dieser ganze Sternentanz! Und gar einen neuen Stern entdecken: welches Verdienst! Als ob man von dieser Sorte nicht genug hätte. Nein, Paul, lieber einen neuen Alee, eine neue Kartoffel einführen und bauen."

Paul rechnete wieder: die Mutter faltete die Hände und schloß die Augen; es war ein wenig schwül im Thurmzimmer, man hörte die Fliegen summen, ein Fensterladen, der nicht ganz fest war, klapperte hin und her. Von allen Geistern, die einst das Schloß heimgesucht, schien nur einer übrig geblieben zu sein, der Geist der Langenweile.

Die Mutter schien eingeschlummert, die Gänsefeder kritzelte über das Papier.

Plötzlich raffte sich die Gräfin mit einer entschlossenen Bewegung auf, schüttelte gewaltsam die Schlummerneigung ab und sprach mit einem Ton,

dessen ungewöhnliche Bestimmtheit Paul befremdete:
 „Höre mich jetzt . . . Du mußt mich hören!“

Die Feder hing noch rasch die letzten zwei Nullen an eine große Ziffer; dann wurde sie beiseite gelegt. Es klang Paul in die Ohren wie Trompetenruf im Morgenrauen; er wußte, daß es zur Schlacht kommen würde.

„Es giebt nur eine Rettung für uns alle . . . ich komme immer wieder darauf zurück: Du mußt heirathen!“

Paul seufzte und stieß einen Folianten, der ihm als Fußschemel diente, ärgerlich von sich.

„Dadurch werden unsere Finanzen wieder in Fluß kommen,“ fuhr die Mutter fort; „unser Schloß wird sich beleben.“

„Ich habe keine Lust zu heirathen,“ versetzte Paul trocken.

„So mußt Du ein Opfer bringen.“

„Was soll eine junge Frau auf diesem wüsten Schlosse? Oder sollen wir rasch ein neues bauen für die Flitterwochen? Meine Lebensgewohnheiten passen nicht zur Ehe; ich will ungestört arbeiten und studiren. Eine Frau würde mich aber hier aus meinem Neste aufscheuchen, wie mit Flintenschüssen. Da würde es heißen: Visiten machen in

der Umgegend, Gesellschaften geben; die allerunleidlichsten Dinge würden als selbstverständlich auf der Tagesordnung stehen. Das ist nichts für mich!"

Erschöpft von dieser längeren Rede versank Paul jetzt in ein hartnäckiges Schweigen, das er allen Mahnungen, Fragen, Bitten der Mutter gegenüber festhielt, bis auch diese wieder die Hände in den Schoß legte und achselzuckend die Augen schloß.

Es war ein ziemlich langdauernder Waffenstillstand; man hörte nur das Gesumme einer großen Brummfliege, die bald an den Erd-, bald an den Himmelsglobus anprallte.

Merkwürdigerweise unterbrach jetzt Paul zuerst die feierliche Stille; er war in seinen Gedankengängen jetzt bei einem Punkte angelangt, von dem aus er glaubte, zum Angriff vorrücken zu können.

„Eine junge Frau, sagst Du? Auf die Jugend kommt es wohl weniger an. Jugend, Tugend, Schönheit: das sind sehr unfruchtbare Allegorien. Nein, reich soll sie sein, eine reiche Frau nur kann uns retten: eine Ehe um des Geldes willen.“

„Nun . . . und wenn dies wäre?“

Paul antwortete nicht; er begann ein Lied zu trällern im Gefühle seiner Ueberlegenheit.

„Ich muthe Dir nicht zu,“ fuhr die Mutter

fort, „einen alten Drachen heimzuführen, der bei reichen Schätzen Wache hält; doch wenn sich Jugend, Liebenswürdigkeit, Reichthum vereinigen, dann hast Du kein Recht, zu zaudern.“

„So . . . und das fällt mir alles gleich zu? Es giebt sehr viele Portia's in der Welt; doch ich würde abziehen, wie der Prinz mit dem Mohrenkopf.“

„Vor allen Dingen mußt Du als Freier auftreten. Und Dir ist der Weg ja vorgezeichnet. Du heirathest keine Frau um des Geldes willen. Ihr werdet beide reich durch die Ehe. Das Wegleben'sche Testament hat dies so bestimmt: Du hast nur eine Wahl, Du heirathest Clotilde von Waldenbach!“

„Diese verwünschte Clotilde,“ sagte Paul ärgerlich.

„Du kennst sie ja gar nicht . . .“

„Ich will sie nicht kennen lernen.“

„Sie soll hübsch und munter sein.“

„Ja, ein wildes Persönchen, das sich nicht händigen läßt, voll Uebermuth . . . und dann . . . eine Testamentssehe . . . wie häßlich! Heirathen, um eine Bedingung zu erfüllen und sich dafür bezahlen zu lassen.“

„Die Eintracht und der Frieden der Familien . . .“

„Wir können uns versöhnen ohne einen Ehevertrag.“

„So blind kannst Du nicht sein, daß Du nicht die seltenen Vortheile erkennst, die eine solche Ehe uns bietet, ja sie ist unser einziger Rettungsanker.“

„Ich mag nicht, ich will nicht heirathen,“ sagte Paul mit verdrossener Miene.

Auf der Wendeltreppe ließ sich ein leichter Schritt hören; es war Clarissa, und Paul hoffte in ihr eine Bundesgenossin zu finden. Sie hatte früher mehr abgerathen, als zugeredet, wenn Paul von der Mutter angestachelt wurde, auf die Brautwerbung zu gehen.

Von einem Spaziergang zurückkehrend, trat sie ein, die Wangen frisch geröthet, den Strohhut in der Hand.

„Höre, Clarissa, die Mutter quält mich wieder . . . ich soll heirathen von Testamentswegen.“

Clarissa antwortete nicht gleich; sie nahm eine sinnende Miene an, dann sagte sie mit nachdrücklicher Betonung: „Bruder Paul, ich bin jetzt selbst dieser Ansicht.“

Wäre Paul fähig gewesen, sich durch irgend etwas aus seinem Gleichmuth bringen zu lassen: diese plötzliche Wandlung seiner Schwester hätte ein

solches Wunder bewirken müssen; doch er sah sie nur mit seinen graublauen Augen, deren Pupillen sich zu vergrößern schienen, fragend an und rückte ein wenig mit dem Stuhle.

„Wir sind neulich mit dem Grafen Ottomar zusammen gewesen, wie Du weißt,“ fuhr Clarissa fort; „es ist kein Zweifel, er bietet uns die Hand zur Versöhnung. Früher glaubt' ich in gerechtem Stolz es ablehnen zu müssen, daß wir den ersten Schritt thun. Er hat ihn gethan.“

„Und nun?“

„Nun ist es an Dir, dem Jüngeren, sein Entgegenkommen zu erwidern durch einen Besuch in Schloß Waldenbach.“

„Ja, ja, Clarissa hat Recht,“ warf die Mutter ein.

„Dann kannst Du Dir die kleine Clotilde ansehen, und wenn sie Dir hinlänglich gefällt, um sie zu heirathen, so leistest Du uns allen einen großen Dienst.“

„Ich will Euch sonst jeden Dienst leisten, der in meinen Kräften steht; aber aus Gefälligkeit zu heirathen . . . das ist zuviel verlangt.“

„Du thust Dir selbst damit den größten Gefallen. Wie sieht es bei uns aus: traurig, hoffnungslos! Du rettetest Dich selbst aus schimpflicher

Noth. Uebrigens sollst Du nur kommen und sehen; ob Du siegst oder bestegt wirst: das ist eine andere Frage; doch Du hast die Pflicht, uns Deinen guten Willen in dieser wichtigen Angelegenheit zu zeigen."

Clarissa hatte großen Einfluß auf ihren Bruder; sie drückte auf die Federn seiner Seele, deren Elasticität eingerostet war. Im Grunde glaubte sie nicht, daß Clotilde ihm, noch weniger, daß er ihr gefallen würde. Das große Werk der Versöhnung war ja besser in ihren eigenen Händen aufgehoben. Der Glaube an diese Sendung, sowie der berechtigte Stolz, der Familie nichts zu vergeben, hatte sie früher abgehalten, in die Mahnungen der Mutter einzustimmen; sie hatte Pauls Partei ergriffen, seinen ablehnenden Troß ermuthigt. Seit jenem Abend in der Residenz war dies alles anders geworden: jetzt hatte sie nur den einen Wunsch, daß zwischen den Häusern Greifenberg und Waldenbach der lebhafteste Verkehr eintreten möge, nachdem Ottomar so versöhnliche Gesinnungen an den Tag gelegt hatte. Der Besuch Pauls in Waldenbach aber war der erste nothwendige Schritt zur Einleitung dieses Verkehrs.

Paul fand kein Wort der Erwiederung; er sah sich wie hilfselehend um; doch der Erd- und Himmels-

globus verharrten in ihrer steinernen Ruhe; kein rettender Stern wollte ihm aufgehen. Die Gänsefeder in seiner Hand war ganz zersplittert und ihre Fahne zerschligt: so tief war seine wortlose innere Bewegung.

Das Schlimmste trat an ihn heran: er sollte einen Entschluß fassen. Mit den Waldenbachs hätte er sich ohne jedes Zögern aus der Ferne ausgesöhnt; doch dort einen Besuch zu machen . . . das war ein Ereigniß, welches seine Lebensgewohnheiten gewaltsam unterbrach und die Ruhe seiner Seele stören mußte.

„Wenn Ihr meint,“ sagte er endlich langsam und stockend, „wenn Ihr es für durchaus nöthig haltet, nun . . . so werde ich gelegentlich einmal hinüberfahren.“

„Gelegentlich?“ sagte Clarissa und ihre Stirn legte sich in ernste Falten, „nein, lieber Paul, diese Gelegenheit würde zu lange auf sich warten lassen. Es würde immer neuer Mahnungen bedürfen . . . und fortwährend die Weckuhr zu spielen, das ermüdet mich. Du wirst gleich morgen hinfahren!“

„Ja, so ist's recht, morgen,“ wiederholte die Mutter.

„Aber ich kann doch nicht so ganz unvorbereitet

diesen Besuch machen. Und was würde man dort dazu sagen? Ich liebe es nicht, zu überraschen, wie ein Meteorstein aus den Wolken zu fallen."

"Man wird Dich sehr freundlich aufnehmen," sagte die Mutter.

"Mit offenen Armen," fügte die Schwester hinzu.

"Doch meine Toilette . . . an meinem blauen Frack fehlen zwei Knöpfe."

"Die werden angenäht."

"Ich weiß nicht einmal, ob nicht in der Zwischenzeit die Motten sich in dem Frack einquartiert haben."

"O, nein, er wurde regelmäßig ausgeklopft, dafür hab' ich gesorgt," versetzte die Mutter.

"Auch fehlen mir ein paar erträgliche Glacéhandschuhe."

"Du hast eine Frauenhand," erwiderte Clarissa,

"Du kannst ein Paar von mir nehmen."

"Und meine Frisur . . . ich bin etwas verwildert hier in der Einsamkeit."

Paul fuhr sich bei diesen Worten ängstlich prüfend in das struppige Haar.

"Du machst den kleinen Umweg durch die Residenz, wo der Friseur seine Schuldigkeit thun und Dich in einen Adonis verwandeln wird."

Wie siegreich standen Mutter und Schwester jetzt dem armen Paul gegenüber, der aus allen seinen Verschanzungen herausgeschlagen war! Ein Entschluß war ihm aufgedrängt worden, und widerwillig mußte er sich in das Unvermeidliche fügen. Diesmal waren Mutter und Schwester einig, einer der seltensten Fälle, die er erlebt hatte: früher konnte er sich hinter die Schwester flüchten, wenn die Mutter ihn zu einer kühnen That zu bestimmen suchte und hinter die Mutter, wenn Clarissa mit einem unwillkommenen Anliegen kam. Jetzt war ihm jede Nothade verdorben und er mußte das Schachmatt über sich ergehen lassen.

Mutter und Tochter kramten bereits in allen Schränken, um Paul für seinen Argonautenzug nach Waldbach würdig auszurüsten: die Mutter hoffte, daß er das goldne Vließ und die kleine Medea sich erobern werde; Clarissa hatte nur einen Gedanken: den Gegenbesuch Ottomars.

Inzwischen saß Paul verdrießlich hinter seinen Tabellen; die Rechnungen wollten nicht stimmen; eine innere Unruhe, die ihm sehr unbequem war, hatte ihn ergriffen. Er trat an den Himmelsglobus und betrachtete gedankenlos die Thierbilder des Zodiacus; der Stier sah ihn mit Gloßaugen an

ein grimmer Waldenbacher, und die Jungfrau verwandelte sich in das kleine wilde Mädchen, das den Namen Clotilde führte und das ihm gefährlich werden sollte nach dem Wunsch und Willen seiner Familie.

Das schwüle Thurmzimmer machte ihm auf einmal Beklemmungen; die Brunnfliege, die noch immer an den Globen sich herumstieß, erschien ihm wie ein Hohn auf das Summen und Surren seiner Gedanken.

Er stieg die Treppe hinab und trat in den Hof; durch das offene Thor der Remise sah er den Wagen stehn; da regte sich der Gedanke in ihm: wie, wenn er ein Rad zerbrach oder zerschlagen ließ? Er trat in den Stall; die Wagenpferde waren, wie der Stallknecht versicherte, vortrefflich im Stande, ja erst heute neu beschlagen. Er blickte zum Himmel empor: die klare Bläue versprach eine Reihe schöner Tage und der Barometer, auf den Paul im Vorübergehen einen Blick warf, bestätigte die Verheißungen des Himmels. Im Hause selbst begegnete ihm die Mutter mit dem blauen Frack, dessen blanke Knöpfe ihm lückenlos entgegenblitzten, und gleich darauf Clarissa mit einem ganzen Sortiment modifarbigter Handschuhe.

Paul sah ein, daß er seinem Schicksal nicht entgehen konnte: mit einem resignirten Lächeln dankte er für die liebevolle Fürsorge der Seinigen, und des Nachts im Traume sah er die kleine Clotilde, die sich an die Schöße seines blauen Tracks hing und ihn unbarmherzig zu Boden zerrte.

Achtes Kapitel.

Bei den Waldenbach.

„Ich bin die Erste,“ rief Clotilde, den Stamm der Birke umflammernd, das Ziel eines gemeinsamen Wettlaufs der jungen Mädchen, die zum Besuch auf Schloß Waldenbach waren.

„Sie hat Füße, wie die Rehe, die hier Abends in die Dichtung heraustreten,“ sagte seufzend die dicke Marianne, nachdem sie Athem geschöpft hatte. Die beiden anderen Töchter des Kammerherrn von Gußlar hatten schon früher den Wettlauf eingestellt, nachdem sie sich überzeugt, daß es vergeblich war, mit der leichtfüßigen Clotilde zu wetteifern. Es war eine behäbige Familie, die Gußlars, und auch Cornelia und Friederike eigneten sich wenig für einen zarten Elfenreigen im Mondschein; doch es waren übermüthige Kinder und sie sahen zu Clotilde

wie zu einem leuchtenden Vorbild empor. Auf einer prächtigen Wiese zwischen dem munteren Fluß und dem parkartig zurecht gemachten Walde fand das Wettrennen der jungen Mädchen statt. Hoch oben lag Schloß Waldenbach auf einem Bergriegel, der sich weit in das Thal hineinschob und den Fluß zu weitausgreifender Krümmung nöthigte. Majestätisch sah es in das Thal hernieder von dem schmalen Bergrücken, selbst ein prächtiger Anblick und ein prächtiges Rundbild beherrschend. Eine steile Treppe führte vom Schloßhof in den Thalgrund hinab: auf den untersten Stufen dieser Treppe weilten die beiden Damen, denen die Aufsicht über die verwilderten Böglinge anvertraut war. In ein Gespräch verloren, blieben sie fast auf jeder Stufe eine Zeitlang stehen, um mit größerer Ruhe die begonnenen Sätze zu vollenden. Clotildens Gouvernante, Betty Bergmann, war eine lange, etwas dürre Blondine, welche die Kunst verstand, einen Nachfrühling ihrer Schönheit sich ins Gesicht zu malen und die mit Hilfe dieses künstlichen Zaubers einen gewinnenden Eindruck machte. Sie war lange in England gewesen und hatte in ihrem Album die Aquarellbilder vornehmer rothhaariger Misses, welche sie in die Sprache Schillers

und Goethe's eingeweiht hatte; sie verstand sich auf aristokratische Fashion und war lady-like von Kopf zu Fuß. Da sie oft Monate lang ganz allein auf Schloß Waldenbach weilte, während Clotildens Vater nach wie vor in Paris sich aufhielt und Ottomar meistens auf diplomatischen Missionen abwesend war, so betrachtete sie sich zuletzt als die eigentliche Lady vom Schlosse und nahm ein gebieterisches Wesen an, das von dem ganzen Schloßpersonal respektirt wurde.

Nur bei Clotilde vermochte sie nicht, sich in Respekt zu setzen; doch über diese schlimmste Achillesferse ihrer pädagogischen Stellung sah sie mit einer Selbsttäuschung hinweg, welche allgemeines Staunen erregen mußte.

Ihre Freundin, die Gouvernante in der Familie des Kammerherrn, hatte die schönsten Zeugnisse aufzuweisen, das beste Examen gemacht; doch sie hatte das volle Bewußtsein ihrer abhängigen Stellung, die ihr von Vater und Mutter ihrer Zöglinge und von diesen selbst gleichmäßig fühlbar gemacht wurde.

„Strenge,“ sagte Betty Bergmann, indem sie ihre schöngemalten Brauen etwas zusammenzog, „Strenge ist unerläßlich, wenn man bei der Er-

ziehung auf einen grünen Zweig kommen will. Macht doch das Leben selbst die strengsten Anforderungen . . . und man kann die Kinder nicht früh genug daran gewöhnen, sich in Unabwendbares zu fügen und wenn zunächst die Lebensverhältnisse ihnen keine Nothigung auferlegen, so müssen die Vorschriften der Erziehung dies zu ersetzen suchen."

Die Freundin hörte mit dem einen Ohr auf diese würdevolle Auseinandersetzung, mit dem andern auf den wilden Lärm, den Clotilde mit ihren Genossinnen unten am Waldesrand machte, und erwog im sinnenden Gemüth den Unterschied zwischen Theorie und Praxis, der, wie auf allen Feldern, auch auf dem der Pädagogik eine so merkwürdige Rolle spielt.

"Es ist dies mein Princip," fuhr Betty fort, indem sie energisch ihren Unterarm eines langen Handschuhs entkleidete, gleich als wollte sie ihn wie einen Fehdehandschuh ihren Gegnern zuschleudern; „ich habe die Folgen unzeitiger Milde oft genug beobachten können. Man will die Eigenart schonen. Das Gewährenlassen ist ein großer Fehler; denn wenn die Menschen ihrer Natur folgen dürfen, so kommt nicht viel Gescheutes dabei heraus. Der unerquickliche Rest von natürlichen Neigungen, der sich nicht ausrotten läßt, genügt oft, um alle Be-

strebungen einer weisen Erziehungskunst zu Schanden zu machen."

Die beiden Gouvernanten hatten inzwischen das untere Ende der Treppe erreicht und schritten auf dem Fußpfad über die kleine Brücke dem Waldrand zu.

Clotilde hatte sich ins Gras geworfen und den zerknitterten Strohhut als Kopfkissen benutzt.

„Aber, Comteß," rief Betty, „Sie ruiniren ja Ihre ganze Toilette . . . glauben Sie nicht, daß Sie unseren Augen gerade ein sehr graziöses Bild gewähren.“

„Was weiter?" rief Clotilde; „wir sind ja unter uns Mädchen. Die Toilette wird wieder aufgebügelt werden . . . und so graziös, wie Ihre rothen Misset glaube ich noch immer zu sein. Die haben wahrscheinlich nicht im Grase, sondern im Sande gelegen, an den Ufern des Meeres, wie die Seekälber.“

Schallendes Gelächter begrüßte diesen Herzenserguß des fecken Mädchens; doch Fräulein Betty schien ihn zu überhören und fuhr in ihren Auseinandersetzungen fort:

„Gewiß sind die Anlagen und Neigungen der Kinder verschieden; nichts aber wäre verderblicher, als ihnen freie Entwicklung zu gönnen. Unsere Gesell-

schaft braucht wie unser Staat eine gewisse Ein-
förmigkeit; in der Uniform verschwinden die Unter-
schiede der Charaktere, es bleiben nur diejenigen
des Ranges. Auch die Gesellschaft hat eine un-
sichtbare Uniform, die Gleichartigkeit der kon-
ventionellen Formen; in diese hineinzuwachsen ist
unsere Pflicht und diejenige der Erziehung, es vor-
zubereiten. Es ist ein weiter Weg von dem un-
gezogenen Kind, das seine Bettdecke herunter-
strampelt, bis zu der jungen Dame, die sich in den
feinsten gesellschaftlichen Formen zu bewegen weiß."

In diesem Augenblick schnellte Clotilde wie ein
Stehaufmännchen in die Höhe, schwenkte ihren zer-
knitterten Hut, warf ihn dann auf den Rasen und
klatschte herumtanzend in die Hände.

"Besuch, Besuch, Besuch!" rief sie aus und
zeigte auf eine Equipage, die hoch oben, über dem
Geländer des Weges sichtbar, in das Schloßthor
einlenkte.

Die Augen Aller richteten sich nach oben und
Alle mußten die Aussage Clotildens bestätigen.

"Es saß ein Herr darin," sagte die dicke
Marianne, die Augen niederschlagend.

Ein Besuch auf dem Lande ist immer ein Er-
eigniß; selbst Fräulein Betty wandte der Frage

ihre Aufmerksamkeit zu und vergaß die logischen Schlußketten, durch welche sie ihre pädagogische Abhandlung zu Ende führen wollte.

„Wer kann das sein?“ rief Clotilde, den Finger bedächtig an die Nase legend, „rathen wir! Der alte Hofmarschall, das abgeblätterte Komplimentirbuch . . . dann müssen wir uns rasch in altfränkischen Knixen üben. Oder der Doktor — vielleicht bringt er die schöne Hedwig mit. Werden Sie gelb vor Neid, mesdames . . . das ist eine Schönheit, wie sie nicht auf unseren Beeten wächst. Oder der Justizrath . . . ich habe eine Vision, ich sehe über seinem Haupte einen leuchtenden Pantoffel schweben. Oder der Major und Adjutant Seiner Hoheit, der immer vom Feldzug von 1866 spricht, sich den Schnurrbart streicht, dann einen Plan mit den Fingern auf den Tisch zeichnet, um den verwünschten Flankenangriff der Baiern klar zu machen, eine verwünschte Affaire, auf Ehre, der Herr Oberstwachtmester waren in der Klemme; oder . . . Herr von Werben; der hört das Gras wachsen, vor dem hab' ich allen Respekt und sage daher nur, daß es ein feiner Herr ist, charmant und galant und klug, noch klüger als Miß Betty!“

Die Gouvernante, die sich im Uebrigen gern

Miß nennen ließ, verwies der „kleinen Clotilde“ ihren Uebermuth.

Es trat eine Pause der Spannung ein; denn man sah Johann in seiner Galabree die Treppe heruntereilen.

„Der gnädige Herr lassen Fräulein Betty sagen, daß ein Couvert mehr bei Tisch aufzulegen sei und daß die Comteß etwas Toilette machen möge; denn der junge Graf von Greifenberg sei angekommen und werde über Tisch bleiben.“

Diese wichtige Nachricht erregte das größte Aufsehen. Clotilde wartete nur, bis Johann sich entfernt hatte, um in ihrer gewöhnlichen Ungezwungenheit ihre Meinung über das Ereigniß zu äußern:

„Seht Ihr den Regenbogen in der Luft, Ihr Kinder? Ein Zeichen des Friedens und der Versöhnung. Die Greifenberg und Waldenbach reichen sich die Hände. Den Tag muß man feiern mit Hymnensang und Harfenspiel. Und gar Paul erscheint in unserem Hofe, der Ritter, der den Mond und die Sterne in seinem Wappen trägt und soviel in den Himmel sieht, daß er, wie man sagt, auf Erden immerfort stolpert. Kinder . . wir müssen uns schön machen, wir wollen die Sterne am Himmel

ausstechen, Paul soll auch seine Blicke auf die Blumen der Erde werfen. Komm, dicke Klatschrose Marianne; Cornelle, Du siehst in Deinem braunen Kleid wie eine Kapuzinernelke aus, und Du, wilde Rose Friederike, kommt Alle, ich führe den Reigen; ich bin die blühende Tollkirsche; allons, *Shr fleurs animées!*“ Und bei diesen Worten sprang sie die steile Treppe hinauf, während Miß Betty sie vergeblich ermahnte, ihre Lungen zu schonen.

Oben hatte inzwischen Graf Ottomar seinen Better aufs Freundlichste empfangen; es war ihm überraschend, aber auch erfreulich, daß die Greifenberg eine Annäherung suchten; er selbst hegte keinen Groll gegen sie, am wenigsten gegen den harmlosen Paul, den unschuldigsten Erben des alten Fluchs, der sich so schüchtern der Führung des Hausherrn anvertraute, als dieser ihn durch alle Säle seines Schlosses geleitete, auch in die Remisen und Stallungen, in denen prächtige Pferde vor den Krippen standen. Die Aussicht vom hohen Schloßthurm mußte auch Paul entzückend finden; man sah die Windungen des Flusses, der um den vorgeschobenen Bergriegel sich ohne schäumenden Groll sanft und anmuthig schlängelte und dann durch das liebliche Thal ergoß; man sah die hochanstiegenden

Berge mit ihren tiefen Einschnitten, den versteckten Schluchten, mit ihren bewaldeten Gipfeln, welche hier und dort einer bebauten Hochebene Platz machten; es war ein Rundbild von seltener Schönheit. Paul konnte indeß seine stille Bewunderung nicht unterdrücken, daß ein so wohlgeeigneter Thurm nicht mit einem Observatorium versehen war.

Zur Tafel erschienen die jungen Damen in geschmackvoller Toilette; Clotilde hatte sich sogar etwas herausfordernd kostumirt, trotz aller Proteste ihrer Erzieherin, ein paar Blumen ins Haar gesteckt und ein ausgeschnittenes Kleid angezogen, auch den Hals und die Arme mit dicken Korallen geschmückt; sie behauptete, es sei eben ein Festtag; man opfere heute auf dem Altar der Versöhnung und die Opferjungfrauen müßten eigentlich im griechischen Kostüm erscheinen; sie bedauere, daß ihr Kleid die fatalen Ärmel habe; sie hätte ihre Arme schön sehen lassen können, ganz hellenisch, ganz wie Hero, als sie ihrem Leander über den Hellespont herüberwinkte mit der Fackel: der Graf Paul sei auch ein solcher kühner Schwimmer, und die Klust, welche Greifenberg von Waldenbach trenne, sei größer als diejenige, welche Asien von Europa riß. Friederike

meinte freilich, ihre Freundin sehe mit den dicken Korallen aus wie eine Südseeinsulanerin.

Um Paul aber war's geschehen, als die vielen Kleider in den Saal raschelten, als der Blumenflor der Schönen ihn sinnverwirrend umgab. Er richtete an das Fräulein vom Schloß eine Anrede, der es nicht an Höflichkeit fehlte, die aber so zittrig und verlegen vorgebracht wurde, daß Clotilde sie nur mit einer Verneigung und einem feinen Lächeln erwiderte, aus Furcht, man möchte ihren Worten zu sehr eine unpassende Heiterkeit anmerken. Bei Tisch wurde sie neben ihn gesetzt: Paul war nicht nur ungewohnt, mit Damen zu verkehren; es lastete auch auf ihm das schwere Bewußtsein, daß man zu Hause von ihm erwarte, er werde besonders galant sein, einen günstigen Eindruck hervorbringen, ja sich und seine Familie mit Hülfe dieser kleinen Nixe aus dem Wasser ziehen.

Je mehr er dies erwog, desto mehr erstarrten die Worte auf seinen Lippen. Da saß sie neben ihm, und wenn er ihre kleine Hand eroberte, so strömte ein reicher Segen von Gold über seine Familie aus.

Eine Goldelfe, ein Kobold . . . sah sie ihn nicht mit so schlauen Augen an, als wollte sie ihm

zuwinken: komm nur, komm; greife nur zur Lampe, sprich nur: Sesam, öffne Dich, und eine Fülle von Schätzen ist in deine Gewalt gegeben.

Doch nein, so verheißend war das Lächeln nicht; es war etwas darin von Stolz, von Troß, etwas Sprödes und Abweisendes oder wohl gar etwas Geringschätziges . . . wie entmuthigend war die Nähe dieses schönen Kindes und doch zugleich wie anziehend, wie herauschend! Wenn ihr Kleid ihn berührte, ging's wie ein Knistern durch alle seine Nerven. Die feurigen Augen, die dunklen Haare, die feinen Linien des Halses, das kecke Näschen: es war doch ein allerliebstes Kind, und er besann sich nicht, in seinem Leben je eine so angenehme Nachbarin gehabt zu haben.

Ottomar saß an seiner Rechten; es war ihm eine Wohlthat, mit diesem über Politik, über einzelne ernste wissenschaftliche Fragen sprechen zu können; doch hatte er davon keinen rechten Genuß, sondern ihn quälte immer das Schuldbewußtsein, daß er die Galanterien gegen seine Nachbarin versäume. Diese sicherte mit ihren Freundinnen, die ihr zur Linken und gegenüber saßen; sie zuckte unmerklich mit den Achseln, was die Spielgefährtinnen in die heiterste Laune versetzte; sie ballte auch gelegentlich,

wenn Miß Betty den Bedienten Ordres ertheilte, das Fäustchen, indem sie komisch drohend die Brauen zusammenzog; dann flüsterte sie ihrer Nachbarin zu, sie werde ihm schon noch zeigen, daß sie auch in der Welt sei, und fing plötzlich an, sich in das Gespräch der Männer zu mischen.

„Herr Graf, Sie sprechen von den Naturwissenschaften; ich verstehe nicht viel davon; ich kenne nur einige Blumen im Garten und auf dem Felde, die Hausthiere, die unter der Aufsicht des Wirthschaftsinspektors stehen, und einige überflüssige Geschöpfe wie Frösche, Kröten und derartiges, was uns so über den Weg läuft. Sie sollen ja Schmetterlinge fangen und sammeln . . .“

„Es war früher meine Passion.“

„Ganz wie unsere Dorfjungen; es muß ein besonderer Reiz darin liegen, daß die Naturkinder und die großen Gelehrten diesen fliegenden Blättern des Thierreiches so eifrig nachjagen. Auch Käfer haben Sie gesammelt?“

„Allerdings!“

„Ich kenne nur die Goldkäfer; die sind so rasch, man fängt sie nicht leicht, und dann die Maikäfer, es ist mir ein Hauptvergnügen, solch einem schwerfälligen Burschen ein Fäßchen ans Bein zu

binden und ihn nach meiner Laune tanzen zu lassen."

Clotilde warf ihren Freundinnen einen triumphirenden Blick zu; sie begannen, verständnißsinnig hinter den Schnupftüchern zu kichern. Paul lächelte harmlos und leerte ein Gläschen Madeira. „Auch Steine zu klopfen ist ja ein Lieblingsvergnügen der Naturforscher," fuhr Clotilde fort; „das haben die Herren wieder mit den Tagelöhnern gemein; doch der Zweck heiligt das Mittel. Was studiren Sie denn jetzt?"

„Astronomie."

„Und da gucken Sie durch die langen Fernröhre in den Mond? Das ist amüßant! Grüßen Sie den Mann im Monde von mir. Er ist der einzige, den ich heirathen möchte; man sähe wenigstens etwas Neues dort oben, und er ist gewiß weniger langweilig, als die Männer auf Erden."

Paul konnte dem beweglichen Geist seiner Nachbarin nicht rasch genug folgen; auch wußte er nicht recht, wie er diese spöttischen Bemerkungen eines ungezügelten Uebermuthes deuten solle; er war zu gutmüthig, um auch bei anderen die Absicht eines böswilligen Hohnes vorauszusetzen.

„Clotilde!" sagte Ottomar, indem er warnend den Finger erhob; auch Miß Betty hielt es für

nöthig, einen strafenden Blick hinüberzuwerfen, soweit dies die Weinflaschen, Fruchtschalen und Blumenvasen erlaubten, die mit ihrem Stillleben von Frucht- und Blumenstücken die Tafel in dichtgedrängter Reihe schmückten.

„Da Sie Alles wissen, was droben am Himmel vorgeht,“ fuhr Clotilde ungestört fort, „so werden Sie mir auch Auskunft über die Kometen geben können; denn mich interessiren diese umherschweifenden Sterne da oben mehr, als die andern, die sich nicht vom Plaze rühren oder wenigstens einen so regelmäßigen Kursus durchmachen, daß sie wie am Faden herumlaufen. Ich habe einmal mehr Verwandtschaft mit so einem wild dahinstürmenden Kometen mit dem Feuerschweif, als mit den soliden Fixsternen, die da oben festgenagelt sind.“

Paul nahm diese Aufforderung ernst und begann mit etwas feierlicher Miene einige Resultate seiner Studien mitzutheilen, wobei er ganz vergaß, vor welchem Publikum er sein Katheder aufgeschlagen hatte. Es ging ihm, wie allen, die, in ihre Gedankengänge eingesponnen, mit Behagen die Fäden derselben auseinanderwickeln. Paul sprach von Kepler und Newton, von Olbers, Zentner und Böllner; er erwähnte die Aeußerung des ersteren,

daß der Weltraum voll Kometen sei, wie das Meer voll Fische; er sprach von Kometen ohne Schweif und von solchen mit mehreren Schweifen, von der elektrischen Theorie der Kometen, und von dem Zusammenhang von Kometen und Sternschnuppen, von der Uebereinstimmung der Bahnen der ersteren und der Sternschnuppenschwärme, sodaß einige Astronomen behaupten konnten, ein Komet bestehe aus einer Gruppe von Meteorsteinen; ja er erwähnte sogar die Aussicht, daß unsere Erde selbst unter Umständen eine Beisteuer zur Kometenwelt liefern könne; denn wenn sie durch einen ähnlichen Prozeß in Stücke zertrümmert würde, wie derjenige, durch welchen sich Olbers die kleinen Planeten entstanden denkt, so müßten sich neben den zahlreichen festen Stücken auch Theile der gegenwärtigen Meere zu einzelnen Flüssigkeitskugeln gruppiren und würden dann den Bewohnern anderer Welten den Anblick kometartiger Körper bieten.

„Dann könnte ich ja vielleicht auf einem solchen Meere mit herumschwimmen,“ rief Clotilde, die mit ihren Freundinnen während der langen Auseinandersetzungen im Stillen gefichert hatte; denn sie alle hegten jene Verachtung gegen Vernunft und Wissenschaft, wie sie in manchen höheren gesellschaft-

lichen Kreisen üblich ist und besonders davon herührt, daß die Priester derselben, die Hauslehrer und Hauslehrerinnen, den Cultus der Wissenschaft gründlich kompromittirt haben.

Ottomar fand die Auseinandersetzungen Pauls sehr lehrreich und fühlte sich zu dem jungen schüchternen Manne hingezogen, der mit solchem Ernst und mit solcher Ueberzeugung über wissenschaftliche Fragen sprach . . . er ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein und suchte und fand Auskunft, die der gelehrte Vetter bereitwillig ertheilte. Dieser hatte sich bei der Unterhaltung erwärmt und sprach dem Wein tapfer zu, sodaß seine bleichen Züge sich etwas rötheten.

„Wenn er nur nicht so struppige Haare hätte,“ flüsterte die dicke Marianne; „man merkt ihnen kaum die verzweifelte Mühe des Friseurs an, die an diesem Haarmuchs gescheitert ist.“

„Er studirt zu viel, man sieht es ihm an,“ meinte Friederike; „die gelehrten Männer sind die unleidlichsten von allen; sie übersehen alles, was in ihrer nächsten Nähe liegt, selbst so reizende Blumen, wie Clotilde, die doch so aufdringlich an Pauls Seite blüht.“

Cornelie von Gußlar hatte die Liebenswürdigeit, Miß Betty nach ihrer Ansicht über die Kometen zu fragen. Leise, um nicht von Paul gehört zu werden, äußerte die Miß einige schwerwiegende Bedenken gegen die kurzichtigen Naturforscher und ihre Theorien; sie meinte, daß das Weltall eigentlich unergründlich sei, daß dies in der Absicht des Schöpfers liege und daß die ganze Wissenschaft nichts, sei als ein großer Thurbau zu Babel; die Gelehrten verstünden sich ja auch so wenig untereinander, wie die bei jenem Bau beschäftigten Arbeiter, und was die einen Heu nennen, das sei für die andern Stroh.

Clotilde suchte sich vergeblich ihrem Nachbar, der jetzt ganz mit Ottomar in ein Gespräch vertieft war, bemerklich zu machen, indem sie allerlei kecke Behauptungen mit möglichst lauter Stimme zu Miß Betty über die Tafel hinüber rief. Diese suchte durch Blick und Wort immer von neuem den Uebermuth ihres Zöglings zu dämpfen. Clotilde empfand es als eine Zurücksetzung, daß sie von Paul so wenig beachtet wurde und steigerte den Ton ihrer Unarten.

Das Dessert gab ihr willkommene Veranlassung, die Aufmerksamkeit ihres Nachbarn zu ertrogen; sie

reichte ihm die Fruchtschale mit vieler Grazie: „Nehmen Sie, Graf . . hier diese Erdbeeren sind in unserem Garten gewachsen . . hier diese Kirschen . . ich sehe zu einem Kirschbaum mit solcher Andacht hinauf wie Sie zum gestirnten Himmel; es ist mir schon einmal eine Kirsche auf die Nase gefallen, was Ihnen mit Ihren Sternen nicht passieren kann: die sitzen fester. Darf ich Ihnen eine Apfelsine schälen? Es ist das eine Kunstleistung von mir . . . ich zerlege sie sehr geschmackvoll; ich sondere, wie Sie vorhin bei den Kometen thaten, den äußeren Dunstkreis von dem innern Kern.“

Paul hatte jetzt sogar ein verbindliches Lächeln für seine Nachbarin: so sehr hatte ihn der Champagner und das Gespräch mit Ottomar angeregt.

„Das Lächeln steht ihm gar nicht übel,“ meinte Cornelia; „wenn er sich nur öfter dazu entschließen könnte.“

„Nein,“ versetzte Friederike; „ich finde sein Lächeln etwas krampfhaft, er zwingt sich dazu. Sonst lächelt er gewiß nur, wenn ihm irgend ein unbekanntes Gestirn ins Fernrohr läuft.“

„Den Kaffee unten im Park, meine Herren und Damen!“

Das proklamirte Clotilde mit gebieterischem Ton. Ottomar war mit der Schwester sehr unzufrieden: er flüfterte ihr einige Worte zu, welche sie wenig zu erheitern schienen. Ein paar böse Gedanken versteckten sich in dem Schmollwinkel um ihre Lippen: dann sprang sie davon wie ein Wirbelwind und kehrte zurück mit Reifen und Bällen, denn es war ihre Absicht, unten auf der Wiese ein munteres Spiel zu arrangiren.

Man stieg die Treppen hinab und setzte sich unten auf eine Rundbank von Moos, die einen Tisch von Eichenborke umgab.

„Es ist hier schön,“ sagte Paul, behaglich seinen Kaffee schlürfend; das Plätschern und Glibern des Flusses im Sonnenschein, das Rauschen der hohen Bäume und das Spiel der Schatten auf der Wiese, sowie die Nähe anmuthiger Mädchen, das Rauschen ihrer Kleider im Gras: das Alles rief bei ihm eine heitere Stimmung hervor, wie sie in dem einsamen Greifenberg selten über ihn gekommen war.

Doch sein Quälgeist, die übermüthige Clotilde, brütete bereits über schlimmen Plänen, um sich für die Rücksichtslosigkeit, mit der er sie bei Tische behandelt hatte, zu rächen. Er mußte sich trotz seines

Sträubens am Reifenspiel der jungen Damen theiligen. Clotilde wies ihm die ungünstigste Stelle an und erzeugte ihm außerdem die Ehre, seine Nachbarin zu sein. Sie warf ihm stets den Reifen mit so hohhafter Ungeschicklichkeit zu, daß es ihm nie gelang, denselben aufzufangen. Während er vor- und rückwärts stürzte, im eifrigsten Bestreben, doch nicht gerade in den Augen der jungen Damen lächerlich zu erscheinen, machte er einen ganz verwilderten Eindruck; seine Toilette lockerte sich; sein Halstuch fiel, vom Knopf gelöst, mitten in den Reifen, als er ihn vom Gras aufhob, und in seiner lichten Sommerhose prägte sich im Naturselbstdruck das Grün der Wiese ab.

Der Schweiß triefte ihm von der Stirn, seine struppigen Haare standen hoch gesträubt; während die wilden Mädchen über das Reifenspiel zu jubeln schienen, lachten sie nur über die Angst, die Ungeschicklichkeit und das tragikomische Aussehen ihres Partners. Zulezt fiel der Reifen sogar in den Fluß und es fehlte wenig, daß Paul, der ihm in blindem Eifer nachsprang, auch in die Arme der Flußnixe gesunken wäre.

Jetzt folgte ein Blindfußspiel. Paul vor Allen war der Träger der weißen Binde, das

mußten die Mädchen schon so einzurichten, und wenn er suchend umhertastete, so zupften sie ihn an den Frackschößen und trieben jede Art von Neckerei mit ihm, die irgend bei solchem Sport im Grünen zulässig war.

„Sehen Sie, Herr Astronom,“ rief Clotilde, „hier ist die Venus, stolpern Sie nicht über die Milchstraße!“ Und so lockten sie ihn bis an den Rand des Flusses, wo sie rasch einen alten Weidenstamm mit Mänteln und Tüchern behängten. Mariannens Stimme ertönte hinter dem Stamm hervor; Paul umfaßte den flatternden Mantel, man nahm ihm triumphirend die Binde vom Auge: ein schallendes Gelächter belohnte ihn für den Mißgriff, den er gethan.

Er war ganz diesem wilden Mänadenschwarm überlassen. Ottomar ging inzwischen in der Hauptallee auf und ab, seine Cigarre rauchend und die Bedeutung des heutigen Tages erwägend, der langer Feindschaft ein willkommenes Ende bereitete. Miß Betty aber saß neben der befreundeten Gouvernante auf der Rundbank und fuhr fort, ihre pädagogischen Grundsätze ihr auseinanderzusetzen:

„Achtung vor jeder Persönlichkeit . . . das ist das Erste, was man den Kindern beibringen muß;

denn auch im Paria schlummert der göttliche Funke. Nichts ist empörender, als die Neigung der jungen Mädchen, ihren eigenen Wiß auf Unkosten Anderer geltend zu machen. Solche Auswüchse müssen mit der Gartenscheere der Erziehung bei Zeiten gestutzt werden. Die echte Bescheidenheit und Demuth, nicht die geheuchelte, ist die Zierde jedes weiblichen Wesens; denn in ihr liegt zugleich die Achtung der eigenen und der fremden Persönlichkeit."

Clotilde begleitete diese Auseinandersetzungen mit den muntersten Ausrufungen, mit denen sie sammt ihren Genossinnen den Blindekuhspieler zur Rundbank zurückgeleitete. Paul war in der That erschöpft und wehte sich mit dem Schnupftuch, das ihm aber kein Gott Amor als Binde um die Augen geschlungen, Kühlung zu. Er war weder ein Meister in ritterlichen Uebungen, noch gewöhnt an solche heftigen körperlichen Bewegungen, und hatte das Gefühl, daß er sich plump und ungeschickt benommen habe. Wie oft war er gestolpert auf dem Rasen . . . einmal sogar hingefallen! Weder die Freundlichkeit Ottomars, der sich zu ihm setzte, noch die Gelehrsamkeit der Miß Betty, die auf einmal ihre astronomischen Kenntnisse leuchten ließ, vermochten ihn aus seiner gedrückten Stimmung aufzurichten.

Er nahm zeitig Abschied, doch das Lächeln der jungen Damen machte auf ihn einen peinlichen Eindruck und in ihren allzutiefen Knixen sah er eine ironische Huldigung.

Als er im Wagen saß, mußte er sich gestehen, daß er die Hoffnungen seiner Familie wenig gerechtfertigt habe und mit seiner Brautfahrt gescheitert sei. Er hörte noch immer das Rascheln der Kleider im Grase; er sah in die feurigen Augen der übermüthigen Clotilde und es kam ein Gefühl des Ungenügens über ihn, allerlei Wünsche, von denen er sich nicht Rechenschaft geben konnte. Nur das sah er voraus, daß Schloß Greifenberg ihm von jetzt ab recht einsam und verlassen vorkommen werde: ein Gefühl, das er früher nicht gekannt hatte.

Neuntes Kapitel.

Die Damen aus Paris.

Der Justizrath saß behaglich im Lehnstuhl und rauchte seine Nachmittagspfeife zum Kaffee; die Justizräthin häfelte am Fenster in möglichster Entfernung von dem Tabaksdampf einen Antimakassar; Hugo blätterte in einer Sammlung neuer Dramen und gähnte:

„Das ist ein berühmter Schriftsteller, dessen Stücke überall Kasse machen. Sieht man sie auf dem Theater, mögen sie leidlich scheinen; doch wenn man sie liest . . . welche trostlose Geistesarmuth und Dede! Einem Theaterpublikum kann man mit Erfolg das Kläglichste vorsehen, wenn's nur Mode ist und der Mann sein Handwerk einigermaßen versteht; aber die Poesie auf der Bühne . . .“

„Was soll denn die Poesie auf der Bühne?“ versetzte der Justizrath, eine breite Wolke aus seiner Pfeife blasend; „die Bühne soll ein Bild des Lebens sein, aber da wir im Leben keine Poesie mehr haben . . .“

„Ich dünkte doch,“ sagte die Justizräth'in, indem sie sich des Streites imponirend bemächtigte; „gibt es nicht auch bei uns Poesie? Ist sie nicht poetisch, diese angebrannte Pariser Schönheit, die uns fast unser Städtchen angezündet hätte? Und das andere Mädchen aus der Fremde mit den goldblonden Locken und dem etwas verwüsteten Madonnengesicht? Wenn dergleichen noch in unserem Thal bei uns armen Hirten erscheint, da kann doch die Poesie nicht aussterben.“

„Du bist eifersüchtig, Julie,“ entgegnete der Justizrath, mit großer Ruhe qualmend.

„Eifersüchtig? Du giebst mir hoffentlich keine Veranlassung, Gott sei Dank. Du bist kein Schmetterling, den diese Spinnen in ihrem Gewebe einfangen würden . . . das lohnte sich wohl der Mühe! Dergleichen hat zwar oft aparte Neigungen und Gelüste; ihr Herz soll wie ein Straußenmagen sein, der auch Steine verdaut; nun, mir sollen sie nicht in den Weg kommen.“

„Du sprichst ja von ihnen, als wenn es Landstreicherinnen wären; es sind vornehme Damen.“

„Das ist ganz egal! Was aus Paris kommt, hat haut-gout; was aus Sodom und Gomorrah kommt, riecht nach Schwefel. Gewiß, man kann eine Abenteuerin sein und dort doch Kaiserin werden, und man kann dort eine Herzogin sein und die zweideutigsten Erlebnisse haben, wie eine Figurantin in den Hundertweiberstücken; doch warum bleiben sie nicht in ihrem Babel, wo man Respekt hat vor ihren Todsünden? Was führt sie hierher zu uns, wo noch gute deutsche Sitte herrscht?“

„Theilweise,“ ergänzte der Justizrath.

„Ich weiß es, Du nimmst sie immer in Schutz; wahrscheinlich nur, weil Du gewohnt bist, Verbrecher zu vertheidigen. Davon bleibt immer etwas hängen. Wer so von Amtswegen ein X für ein U machen muß, der will auch sonst immer das Schiefe gerade finden. Eine Frau, die Alles beim rechten Namen nennt, hat ein wahres Herzeleid mit solch einem Manne.“

„Nun, Mama,“ sagte Hugo, der sich oft seines Vaters annahm, weil er stets aus Gerechtigkeitsgefühl die Partei der Schwächeren ergriff, „ich finde

diese Damen sehr schön, besonders die Brünette; ich habe sie Beide mehrmals zu Pferde gesehen."

"An Dich, Kleiner, hab' ich gar nicht gedacht," sagte die Justizräthin, ihre Häkelarbeit auf den Tisch werfend. „Das fehlte noch, daß sie an Dir eine Eroberung machten. Daß Du Dich nicht unterstehst, ein Auge auf sie zu werfen!"

"Doch, beide Augen, Mama! Sie gefallen mir eben, und ich bin froh, einmal etwas zu sehen, was mir gefällt. Und dann bin ich ja majorenn, Mama, und kann meine eigenen Dispositionen treffen, auch in Bezug auf das weibliche Geschlecht, und überdies bin ich ein Dichter, und die Dichter brauchen Anregungen und Emotionen. Jedes wahre Gedicht ist ein Gelegenheitsgedicht, und ein Poet muß die Gelegenheit suchen, auch diejenige, welche Diebe macht."

Vater und Mutter hatten sich gleichzeitig von ihren Stühlen erhoben, als Hugo diese Probe seiner Beredsamkeit gab.

"Laß mich von Deiner vermünschten Poesie nichts hören," versetzte der Justizrath, mit der Pfeife lebhaft gestikulirend, daß er die Asche aus dem Pfeifenkopf verschüttete; „es ist Zeit, daß Du mit Ernst einen festen Beruf ergreifst! Poesie will ich gelten lassen,

wenn man ein Genie ist; davon aber hab' ich bei Dir noch nichts bemerkt! Und auch das kann nur zur Entschuldigung dienen, wenn man sich auf ein so abgelegenes und wenig nutzbringendes Gebiet verirrt. Im Uebrigen sind mir die Halben überall zuwider, die Laien, die Dilettanten: das ist Alles ein lauwarmes Wasser, das man nicht hinunterzwingen kann."

"Du irrst, Papa," versetzte Hugo; „gerade ein gewisser Mangel an poetischem Talent verschafft heutigentags die durchgreifendsten Erfolge. Sieh hier diesen Dramatiker," fuhr er fort, das Buch erhebend, „er hat keinen Funken vom Poeten und ist der Mann des Tages geworden, hat sogar größere Einnahmen, als Du, Papa . . . und darauf kommt es Dir doch hauptsächlich an."

"Das mag sein, wie es will," rief die Mutter vom Fenster her, indem sie den Sohn in ein wirksames Kreuzfeuer versetzte; „dichte soviel Du willst; aber hüte Dich vor diesen Pariser Hexen, die gewiß auf Besenstielen von ihrem Blocksberg, dem Montmartre, herübergeritten sind. Wenn ich Dich nur mit ihnen zusammensehe, so fahr' ich dazwischen mit Feuer und Schwert. Und was Deinen Papa betrifft . . ."

In diesem Augenblick trat das Mädchen ein und überreichte eine Visitenkarte.

„Frau Baronin von Montreux.“

Die Justizräthin wurde starr vor Staunen und Schreck; Hugo aber rief triumphirend:

„Mutter, da seh' ich durchs Schlüffeloch.“

„Führe sie in mein Arbeitszimmer,“ sagte der Justizrath zum Mädchen, warf dann einen Blick auf seinen bunten Schlafrock und riß ihn in aller Eile herunter.

„Mein guter brauner Ueberrock mit dem Ordensband im Knopfloch,“ rief er der Gattin zu, die sich wie eine Schildwache vor die Thür des Kleiderschranks gestellt hatte.

„Muß die Sirene über meine Schwelle kommen,“ brauste die Justizräthin auf. „Deinen guten braunen Rock bekommst Du nicht, Alterchen . . . willst wohl noch mit dem bunten Bande Eroberungen machen? Der graue Sommerrock ist gut genug und steht Dir zum Entzücken.“

Der Rath wußte, daß es bei dem Sommerrock sein Bewenden haben würde; denn auf eine lange Debatte konnte er sich jetzt nicht einlassen. Er prüfte indeß vor dem Spiegel, ob der Sitz des ihm oktroyirten Kleidungsstückes auch nichts zu

wünschen übrig ließ. die Gattin begleitete diese Attitüden vor der Quecksilberfolie mit einem mitleidigen Achselzucken.

„Schön genug,“ versetzte sie ironisch; „ich glaube indeß, man wird Dich doch für einen deutschen Bären halten, wenn Du auch noch so sehr Deinen Pelz im Spiegel bewunderst.“

Der Justizrath war, als er in sein Arbeitszimmer trat, fast betroffen von der Eleganz der weiblichen Erscheinung, die ihm hier entgegentrat. In der That, das war ein Kabinetstück, wie er es hier noch nie gesehen, obschon diese oder jene Hofdame ihm bisweilen die Ehre ihres Besuches erwiesen hatte, und zwar oft in delikaten Angelegenheiten; denn die Aerzte und die Juristen sind die modernen Beichtväter. Ein feiner Parfüm, der wonnige Empfindungen erregte, erfüllte das nur an Tabaksqualm gewöhnte Gemach. Das Hütchen auf dem blonden Gelock oben, die unmöglichen Füßchen unten, die aus dem enganschließenden Gewande hervorlanschten, die schlanke Wespentaille: Alles erinnerte ihn an die Modenkupfer in den Journalen der Leihbibliothek, auf welche die Familie abonnirt war. Denn ein selbstständiges Modejournal zu halten, das wäre in seinen Augen ein Luxus ge-

wesen, dessen sich seine „Alte“ nicht schuldig machen durfte. Er suchte nach einem Ausdruck, um das Eigenartige dieses reizenden Wesens zu bezeichnen; und da fiel ihm zur rechten Zeit das Wort chic ein; ja das war chic von Kopf bis zu Fuß, chic die Gestalt, chic die Toilette, chic die Grazie der Bewegung, die Taille, der Parfüm . . . jetzt erst verstand er dies Wort.

Er zeichnete sich sonst gerade nicht durch Höflichkeit aus; die Mehrzahl seiner Klienten verlangte keine gesellschaftlichen Formen, sondern nur guten Rath für gutes Geld, und in den höheren Kreisen war er gerade durch seine Offenheit und Derbheit bemüht, sich den Ruf eines Originals zu erwerben. Es schien ihm dies für seine Praxis vortheilhaft; denn Originale sucht man auf. Doch dieser Schönheit gegenüber fühlte er ganz unwillkürlich das Bedürfniß, auch etwas chic zu entfalten, wenn auch seine eingerostete Höflichkeit gleichsam in ihren Angeln knarrte.

„Was führt Sie zu mir, gnädige Frau?“ sagte er mit einem verbindlichen Kompliment, indem er sie einlud, auf einem Sopha Platz zu nehmen, das durch einen neuen Ueberzug über sein ehrwürdiges Alter täuschte.

„Graf Waldenbach in Paris,“ versetzte die Dame, „ist ein Gast meines Salons, ein Freund meines Hauses.“

„Wie geht es dem Grafen?“ unterbrach der Justizrath, indem er eine antheilvolle Miene heuchelte. Im Grunde hatte er dem alten Roué, wie er ihn zu nennen pflegte, stets nur geringe Sympathien geschenkt.

„Er ist leidend, schwer leidend. Die Pariser Luft bekommt ihm nicht; gleichwohl will er sich von Paris nicht trennen. Das ist nicht so leicht, wie es scheint! Wer einmal dort das sonnige Leben genossen, der sieht das Ellysium ungern wo anders als in den Champs Elysées. Der Graf ist ein Welt- und Lebemann und Welt und Leben ist nur in Paris.“

„Und was fehlt ihm?“

„Eine Art von Lähmung; er ist seit einiger Zeit an das Zimmer gebannt; doch wer den Lärm der Weltstadt nur von fern hört, der fühlt sich nicht vereinsamt. Weil der Graf kaum mehr nach Deutschland zurückkehren wird, so hat er die Absicht, seine Villa hier zu verkaufen, um so mehr, als ja auch Graf Ottomar meistens abwesend ist. Ich war nicht abgeneigt, mir in Deutschland einen

Sommeraufenthalt zu suchen und reiste deshalb hierher, um mir die Villa anzusehen."

Die Baronin begann bei diesen Worten ein lebhaftes Fächerspiel; doch so sehr auch der metallene Schein in der Sonne blitzte, so wenig blendete er den Justizrath, der, sobald es sich um geschäftliche Angelegenheiten handelte, seine geistige Spürkraft nicht so leicht verlor. Reizend erschien ihm nach wie vor das Pariser Wunder, das mit meteorischem Leuchten in seine Studirstube gedrungen war; doch der sanfte Ausdruck der goldblonden Schönen ließ ihn nicht vergessen, daß mit der Taubensanftmuth sich Schlangenflugheit vereinigen könne.

"Ich habe die Villa besucht," fuhr die Baronin fort, "ich finde sie reizend; ihr Besiß würde mir sehr willkommen sein; doch ich habe mit dem Grafen nie über den Preis derselben gesprochen; es wäre mir daher lieb, wenn ich ihn erfahren und schon hier zu einem festen Entschluß kommen könnte. Der Graf hat mich an Sie gewiesen," fügte sie mit dreister Stirn hinzu, und ein gewinnendes Lächeln sollte die Bitte ergänzen, die sie nicht aussprach.

"Ich bedauere, gnädige Frau", sagte der Justizrath, "der Herr Graf hat mir keinen Auftrag ertheilt."

"Doch Ihre Ansicht über den Werth der Villa . ."

„Sie gehört zu jenen Dingen, für welche es ein pretium affectionis giebt. So nennen wir Juristen den Werth, der sich nicht schätzen läßt, den Werth, den ein Gegenstand für den Käufer oder Verkäufer hat, je nachdem er ihm ans Herz gewachsen ist. Und darüber kann nur der Graf entscheiden.“

„Sie als sein Rechtsfreund . . .“

„Ich kann ihm Rath ertheilen, doch ich habe keine Entscheidung.“

„Und welchen Rath würden Sie ihm ertheilen?“ fragte die unermüdliche Sirene.

„Die Villa zu behalten,“ versetzte der Justizrath trocken.

Die Baronin machte eine ungeduldige Bewegung und klappte ihren Sonnenschirm ärgerlich zusammen; doch es war nur ein Augenblick der Uebereilung; dann heftete sich wieder ein freundliches Lächeln auf ihre Lippen.

„Sie haben Recht; Sie wünschen nicht, daß ein Theil des schönen Besitztums losgerissen wird.“

„Die Villa ist ein Besitz für sich.“

„Gewiß . . . Sie sind gegen den Verkauf; doch der Graf hat seine Launen; wir können nicht dagegen

ankämpfen, wir andern! Er braucht ein solches mon repos und sans souci nicht mehr; er will sich davon losfagen, vielleicht auch von allen Erinnerungen, die daran haften: er will ein Stück Vergangenheit loswerden . . . die älteren Herrn haben oft eigenthümliche Anwandlungen.“

Sie lächelte dabei dem Justizrath etwas herausfordernd zu; doch dieser lehnte jede Verständnissinnigkeit ab, indem er mit ernster Miene eine Prise nahm und schweigend von seinem Vorhemdchen den verstreuten Dosenstaub fortblies.

„Ein schönes Schloß, dies Waldenbach,“ fuhr die Baronin fort, „ich habe es neulich im Vorbeireiten bewundert . . . so majestätisch ist seine Lage, es könnte mit jedem Fürstenschloß wetteifern. Gewiß sehr große Bestzungen?“

„O ja, allerdings viel Wald!“

„Nichts geht über einen solchen schönen deutschen Bergwald; man verliert sich in den grünen Labyrinth, unter den schlanken Buchen, den hochstämmigen Eichen. Doch er bringt wohl nur geringen Ertrag, solch ein Wald?“

„Die großen deutschen Grundbesitzer messen den Werth ihres Besizthums nicht bloß nach dem Ertrag.“

„Und doch muß auch dieser bedeutend sein;

denn Graf Waldenbach lebt als ein echter grand seigneur in seinem Palais in Paris. Es haften wohl wenig Schulden auf den Gütern?" fügte sie beiläufig hinzu.

"Ich bin überzeugt, gnädige Frau, daß die liebenswürdigsten Pariser Damen auch ihre Geheimnisse haben, die sie in ihren verborgenen Schubladen so sorgfältig bewahren, daß kein Fremder auch nur den leisesten Parfüm derselben erhaschen kann. Wir deutschen Juristen sind in derselben Lage; wir haben unsere Aktengeheimnisse, und Diskretion, das große Wort, ist auch unsere Pflicht."

Die Baronin sah ein, daß sie nicht den Zauberstab besitze, um aus diesem Felsen eine Quelle zu schlagen; sie erhob sich daher mit verbindlichem Dank.

"Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben; denn wir werden bald in geschäftliche Beziehung treten, und diese gestaltet sich doch freundlicher, wenn man nicht bloß den Namen unter einem Aktenstück liest, sondern bei diesem Namen zugleich das Bild eines braven Mannes sieht, dem man die Hand gereicht. Leben Sie wohl, Herr Justizrath, und schrauben Sie das pretium mit dem merkwürdigen lateinischen Namen nicht zu hoch; denn auf Sie kommt es an; Sie sind der Vertrauens-

mann des Grafen und er wird nichts thun ohne Ihren Rath."

Sie reichte dem Justizrath in deutscher Weise freundlich die Hand und schied mit einem verbindlichen Lächeln. Nichts blieb im Zimmer zurück als ein feiner Parfüm, wie das ambrosische Gewölk, nachdem die Göttin verschwunden war.

Er riß das Fenster auf.

"Fort mit diesem eau de mille-fleurs aus den Pariser Kloaken! Ich will dieser Spionin ein pretium affectionis vorsetzen, daß sie davor erschrecken soll. Wenn nur der Graf sich nicht von ihr be-thören läßt und die Villa verschleudert!"

Der Justizrath kam sich wie immer sehr klug vor, er hatte die Abenteuerin durchschaut und wollte ihr schon das Spiel verderben . . . und doch glaubte er an den ernstgemeinten Kauf und erwog sinnend, welche störenden Klauseln er in das Kaufinstrument einfügen könne.

"Nun, da bist Du ja wieder," rief die Gattin ihm zu, als er in das Wohnzimmer zurückkehrte; „laß Dich doch ansehen, ob etwas von der Pariser Glorie an Dir hängen geblieben ist! In der That, Du siehst ganz verklärt aus . . . wir armen deutschen Hausfrauen, wir strahlen kein solches Licht aus.“

„Ich freue mich nur,“ versetzte der Gatte,
 „daß ich diesen Angriff klegreich abgeschlagen habe.“

„Also doch ein Angriff . . .“

„Aber nur auf den Juristen.“

„Welche haarspaltenden Unterschiede! Wo fängt der Jurist an und wo hört der Mensch auf?“

„Ich habe sie gesehen,“ rief Hugo hereinstürzend,
 „eine interessante Schönheit, etwas blaß sentimental,
 Genre Feuillet, aber tuilerienhafte Eleganz; wo sie
 hintritt, müssen die Novellen aus dem Boden wachsen,
 jeder Zoll second empire. Und doch . . . die an-
 dere gefällt mir besser. Das ist Genre Victor Hugo,
 Ballade, Ode, Orientale, Schwung, Feuer . . .“

„Der Junge ist toll,“ rief die Justizräth'in, die
 Hände ringend; „ich sage Dir, des Doktors Hedwig
 ist schöner als sie alle; denn die Schönheit dieser
 Damen hat einen schlimmen Beigeschmack. Gott . . .
 muß mir das passiren, daß Gatte und Sohn plöz-
 lich von der Tarantel gestochen werden.“

Die Baronin schritt inzwischen ihrem Hotel zu,
 vor dem eine Equipage hielt. „Graf Ottomar ist
 bei Zoë,“ sagte sie für sich, „ich werde nicht stören.“

In der That, die Rumänin hatte die Theil-
 nahme Ottomars in ungewöhnlichem Grad erregt.
 Es ließ ihm keine Ruh' auf seinem Schloß . . .

immer wenn er einsam durch seine Wälder ging oder ritt, sah er ihr Bild vor sich, bald auf der grünen Wiese am Quell gelagert, bald auf litchtem Gewölk über den Wipfeln . . . und um jede Waldecke glaubte er sie biegen zu sehen, hoch zu Ross, eine entzückende Begegnung. War sie nicht eine Waldkönigin?

Es lag in Zoë's Wesen etwas Dämonisches . . . sie war wie eine Reiterin aus dem Gefolge des wilden Jägers, das mit schnaubenden Rossen im Nachsturm über die Wipfel fährt; sie gab ihm das Geleite, doch müde des Hallo und Hussa kehrte sie dann in den stillen Wald zurück . . . und in irgend einer Weißdornhecke, die überblühend ihre Schönheit der Welt verbarg, wartete sie auf ihren Merlin.

Müde dieser Phantasienspiele, dieser erhitzenden Bilder einer unbestimmten Sehnsucht, welche den Wiesengrund, das stille Buschversteck, ja den unter silbernen Trauerweiden schlummernden Waldteich mit der schönen Gestalt des fremden Mädchens belebte, eilte er dann mit stürmenden Biergespann nach dem Residenzstädtchen, wo die holde Gegenwart der traumbeherrschenden Schönheit seiner Phantasie Ruhe gönnte, aber von Tag zu Tag mehr sein Herz entzündete.

Ste saß auf dem Sopha in halbliegender Stellung; auf ihr dunkles Haar senkten sich die lichten Blüthen einer Schlingpflanze, die auf einer Konsole über ihr stand, und Ranken des Epheus, der sie zierte; ein umgeschlungenes Tuch gab ihr das Ansehen einer Zigeunerin, aber keiner hindostanischen Wald- und Wiesenblume, nein, einer Prachtblüthe aus dem Orient; ein anderes Tuch hatte sie lässig über den Verband geschlungen, der noch ihre heilenden Brandwunden deckte; dies Tuch verschob sich über der fast offenen Brust und man sah den dunkelnden Marmor der schönen Formen hindurchschimmern.

„Ich hoffe zwar, Comteß,“ sagte Ottomar, „daß Ihre Wunden bald heilen werden, doch noch mehr hoffe ich, daß Sie trotzdem unser schönes Thüringen nicht sobald verlassen werden.“

„Meine Freundin,“ versetzte Zoë, „reist bald nach Paris zurück und wünscht, daß ich sie begleite.“

„Und zieht es Sie wieder dorthin?“

„Aufrichtig gesagt, ich halte Paris für die einzige Stadt, in welcher man das Vollgefühl des Lebens hat. Welcher Tod in unseren weiten Gras-ebenen, welche jammervolle Dede auf unseren Schlössern in Rumänien! Da erstirbt der Gedanke,

da versumpft das Gefühl. Meine Mutter nahm mich einmal mit in ihre Vaterstadt Athen . . . wie herrlich dort das weite Meer, vom Kap Sunium gesehen, wie mächtig die Akropolis! Auch die Bienen des marmorreichen Hymettos ließ ich mir um die Stirne summen und wandelte im Sophokleischen Thal, in den Olivenhainen von Kolonos. Es ist ein Hauch der Poesie, der uns dort die Stirne kühlt; doch alles Vergangenheit, der Odem, der aus einem versunkenen Jahrtausend weht. Ich liebe die Gegenwart, ihren vollen Pulsschlag, ihren freien Athemzug . . . und ob ich auch, das Angedenken der Mutter ehrend, eine gute hellenische Patriotin bin, so kommt mir doch dort alles so kleinlich vor: ein nach der Elle der europäischen Diplomatie zugeschnittenes Land, oktroyirte Könige von der Zsar, vom Sund und Belt, die dem Volke fremd sind; ein lärmendes Pathos, verbrausend wie der Lärm der Wogen an der jetzt sieglosen Insel Salamis: soll alles das unser Herz und unsern Sinn erheben und begeistern? Die Enkel des Miltiades und Themistokles sind jetzt beschäftigt mit fruchtlosen räuberischen Abenteuerzügen und mit ebenso fruchtlosen Ministerkrisen. Ich fühle etwas in mir vom Blute der Aspasiën, und jene

Göttinnen, die den Olymp bevölkerten, hatten doch in ihrem Schor etwas vom Blute der Hellenen, er war nur poetisch destillirt. Ich rühme mich solcher Herkunft, doch ich würde mich unheimlich fühlen in der Stadt der Helden und Dichter am Cephissos."

Stolz und feurig sprach Zoë diese Worte; sie hatte sich aufgerichtet, ihr Auge blickte, und eine Epheuranke, die sich um ihre Stirn geschlungen, erinnerte an den grünen Hauptschmuck der Bacchantinnen. Ottomar mußte sich sagen, daß die wallachische Gräfin doch nicht so wild aufgewachsen, wie es des Landes Sitte mit sich zu bringen schien, sondern daß sie in der Kunde des Alterthums wohlbewandert sei. Unwillkürlich legte er den Maßstab der antiken Heroinen an die hohe Gestalt und den Maßstab der feinen geistigen Bildung, welche die Tochter von Milet ausgezeichnet hatte.

Und ihm schien's heute mehr als je, als ob sie dieses Maß nicht zu scheuen brauche.

„Und wie gefällt es Ihnen hier bei uns?“ fragte er.

„Gewiß . . . es ruht sich hier angenehmer aus, als in vielen französischen Villen mit ihren im Sonnenglanz blendenden Kalkmauern. Tieferer Schatten ist hier in den Thälern, ein wärmeres

Licht auf den Wiesen; doch wenn man in diese Städte kommt, da erfaßt uns ein wahrhaftes Grauen vor der Alltäglichkeit. Kleinbürger bis in die Hofkreise . . . die ganze Welt, wie sie Paul de Kock gemalt, umgiebt mich hier und ich sehe alle diese Helden auf dem Eselsritt nach der Klatschrosenwiese begriffen. Lauter Modelle für eine deutsche Jungfrau von Belleville . . . und wenn ich mir diese Mägde interessant machen will, so versetze ich sie in irgend ein burleskes Abenteuer, wie sie Kock zu schildern liebt . . . ein Sturz vom Esel, haha . . . anders kommt dergleichen nicht auf den Olymp.“

Das übermüthige Lachen Zoë's drohte die Umrisse wieder zu verwischen, welche sich Ottomar für das Bild seiner Göttin gezeichnet hatte. War das Aspasia oder war es eine Pariser Phryne?

„In der That,“ fuhr Zoë fort, „wer Sinn hat für Genremalerei, kann hier vortreffliche Studien machen. Mir fehlt dieser Sinn, mich bedrückt das Kleine und Enge. Eure Menschen verderben mir die Natur . . . neben den hohen Eichen und Tannen sind sie gar so klein, und ich glaube, daß sie die Natur ansehen, wie der Lohgerber die Eiche, wenn er ihre Rinde taxirt. In den Wäldern hier möcht' ich wohl spazieren gehen, aber lieber in den Dorf-

gassen, wo das Vieh aus dem Stall getrieben wird, als in den Straßen Eurer Städte, wo der Kleinbürger zur Tränke wandert. Doch auch ruhen möcht' ich nicht zu lange im Schatten Eurer Wälder . . . das stärkt nicht, das ermattet! Leben ist nur in den großen Hauptstädten, wo täglich alle Kräfte angespannt sind, wo die unerwartete Bewegung stets von Neuem den Sinn erregt, wo die Feuer lodern in der Schmiede der Menschheit und die dröhnenden Hammerschläge des Schicksals Geschlechter in den Staub schmettern."

Soë sprach diese Worte nicht ohne eine gewisse Größe. Ottomar bewunderte das Aufleuchten ihrer Augen, die feurige Röthe, die sich über ihre dunkeln, aber edeln Züge ergoß.

"Das Alltägliche ist mir zuwider; hier in diesem Lande seh' ich nichts, was darüber hinausreicht. Und doch muß die Welt öfters umgeschüttelt werden, wenn die Elemente sich glücklich mischen sollen; das geschieht nur in den großen Weltstädten: da hört man in den Lüften das dumpfe Brausen einer nahenden neuen Zeit. Dort ist mein Leben, dort geht mir die Seele auf. Aus allen beengenden Schnürbrüsten der Gesellschaft herans sehnt sich das Herz nach dem göttlichen Odem der Freiheit.

Glauben Sie, daß die Welt so bleiben wird, wie sie jetzt ist? Es wäre schade um den jüngsten Tag, er käme zu spät; die Welt wäre schon vorher an Langerweile zu Grunde gegangen! Paris aber ist der loschnurrende Wecker an der alten Uhr Europa . . . und wenn die Völker erwachen, dann erwachen auch die Herzen."

Ottomar hörte aus diesem allen eine Weltanschauung heraus, die der seinigen fremd war; wie sollte er, der früh in die leitenden Kreise getreten war, mit den Gedanken großer Umwälzungen sich vertraut machen, die aus den Tiefen kommen? Dafür aber schlug das Herz Boë's. Aus dem europäischen Osten stammend, wo zahlreiche Völkerstämme sich mühsam zu halber Unabhängigkeit durchgekämpft, hatte sie den Sinn für politische Freiheitskämpfe geerbt; ihre angeborene Leidenschaftlichkeit sehnte sich nach dem Sturme der Revolutionen. Ottomar war kein Anhänger des Althergebrachten . . . er war empfänglich für den Geist der Reform . . . aber diese sollte maßvoll auf gesetzlichem Wege ihre Ziele erreichen. Nach seiner Ansicht konnte ein genialer Staatsmann mit einem einzigen Federstrich mehr ausrichten, als ein empörtes Volk mit den Waffen in der Hand. Doch sollte er mit

einem feurigen Mädchen um Politik streiten? War gerade für sie nicht diese vielleicht ein Bedürfnis, wie Trompetengeschmetter für das Schlachtroß, das sich dann erst mit schraubenden Rüstern steigend in seiner ganzen Schönheit zeigt?

„Wir denken bei uns hierüber anders, ruhiger,“ versetzte er; „Sie sollten eine Zeitlang bei uns bleiben, sich an Menschen gewöhnen, deren Puls nicht in so wildem Takte schlägt.“

„Ist der Thrige so ruhig?“ fragte Zoë; „ich würde mich schlecht auf die Menschen verstehen, wenn ich nicht das Feuer und die Leidenschaft aus Ihren Zügen heraus läse.“

„Das wäre ja ein dem Thrigen verwandter Geist.“

„Gewiß!“

„Wohl . . . die Politik ist uns Sache des Kopfes, da läuten wir nicht mit den Sturmglocken; doch wenn wir einer Schönheit gegenüberstehen, die fesselt: da verlieren wir das Maß des Bildners, da erfaßt uns glühende Sehnsucht und wir möchten glücklicher sein als Pygmalion, der nur den todten Stein umarmt.“

War es die Erinnerung an den hellentischen Meister, war es die plötzliche Bewegung der Ku-

männin, die sich halb vom Sopha erhob, die linke Hand aufs Herz gedrückt und sich dann wieder zurücklehnte mit halbgeschlossenen Lidern: Ottomar fühlte sich wie von plötzlichem Rausch ergriffen, drückte die Schöne ans Herz und einen Kuß auf ihre Lippen; er begegnete keiner zürnenden Abwehr.

Es war ein flüchtiger Rausch, ein wortloser Augenblick, ein Blitz wie aus einer vorüberziehenden Wolke.

„Sie müssen bei uns bleiben, Comteß,“ fuhr Ottomar im früheren Gesprächston fort.

„Versuchen Sie's, mich zu halten,“ sagte Zoë, die Augen groß aufschlagend, „doch nicht mit einem Feuer, das so tiefe Wunden brennt, wie ich sie hier im Nacken fühle. Ich bin es müde, Patientin zu sein.“

Und sie riß die Tücher ab; noch sah man die Brandwunden auf den schönen Formen.

„Lange aber hält mich nichts . . . nichts auf der Welt.“

„So bleiben Sie hier? So reisen Sie nicht mit Ihrer Freundin fort?“

„Der Arzt wird die weite Reise kaum erlauben.“

„Das ist schön! Doch wird er Ihnen bald

erlauben, spazieren zu reiten: ich will Ihnen unsere prächtigen Thäler zeigen und dann müssen Sie mit mir auf unsern höchsten Berg: dort wehen freie Lüfte und es ist von dort eine köstlich erhebende Rundschau."

"Wohl, ich will auch diese Landkost genießen; doch etwas anderes ist es, auf dem Arc de l'Etoile zu stehen oder auf der Galerie des Pantheon und herabzusehen auf das Häusermeer, auf die Straßen und Plätze, wo die Schlachten der Weltgeschichte geschlagen wurden."

"Sie Unverbesserliche! Die deutsche Luft soll Sie heilen . . . auf baldiges Wiedersehen!"

Ottomar drückte ihr die Hand; sie schmiegte sich einen Augenblick leise an ihn; dann trat sie zurück, rieb sich die Augen, als wollte sie einen Traum verwischen und stand wieder stolz und fremd vor dem Scheidenden.

Gleich darauf kam die Baronin und warf sich ärgerlich in den Lehnstuhl.

"Der Justizrath, oder wie sie diese Species hier nennen, ist ein unausstehlicher Mensch. Nichts ist ihm abzulocken . . . ich habe es an süßem Honig nicht fehlen lassen, aber dieser deutsche Bär verschmäht ihn. Wer kennt die Taxen hier zu Lande?"

Ich kann nicht erfahren, wie hoch die Villa im Preis steht, und ich möchte doch mein Geschenk auch nach seinem wahren Werthe würdigen."

"Wozu diese Skrupel? Ein Geschenk ist doch keine Verlustziffer."

"Ich möchte mich nicht abfinden lassen; mein Ehrgeiz geht höher. Das Schloß . . . das Schloß!"

"Erst die Villa, dann das Schloß . . . das sind ja die Etappen Deiner berechnenden Liebe. Ich will Dich hierin nicht stören, doch mir ist solche Berechnung zuwider."

Mariam stützte ihr blondes Haupt auf die Hand; sie saß in Betrachtung versunken. Ein Maler hätte vielleicht ihr Bild gewählt, um die anmuthige Melancholie einer edlen Seele darzustellen; gleich sie nicht der heiligen Cäcilie Raphaels, welche auf den Gesang der Himmlischen lauscht, wenn sie das Auge aufschlug? Und doch waren es nur Ziffern, nichts als Ziffern, die an ihrem innern Auge vorüberzogen.

"Ich werde morgen nach Paris zurückkehren," versetzte sie; "eine längere Abwesenheit könnte mir verhängnißvoll werden und anderen Einflüssen Raum verschaffen. Vielleicht gelingt es mir doch noch

das höchste Ziel zu erreichen . . . wenn ich nur wüßte, wo der andere jetzt verweilt."

Wieder verfiel Mariam in tiefes Sinnen, während Zoë ungeduldig an die Fensterscheiben klopfte.

"Du begleitest mich nicht?" fragte Mariam.

Zoë schüttelte mit dem Kopfe und zeigte auf ihre Brandwunden.

"Es ist unangenehm, allein zu reisen; man ist so vielen Liebenswürdigkeiten ausgesetzt."

"Ich kann Dir's nicht ersparen," sagte Zoë.

"Gerade in der ersten Klasse . . . ich denke noch an das tête-à-tête mit dem wallachischen Prinzen."

"Du bist die Sklavin Deiner Rücksichten und Berechnungen; ich bin frei; drum will ich mich hier in frischer Luft von meinem Wundfieber erholen."

"Und was sag' ich Gordon, wenn ich ihn sehe?"

"Daß ich fast verbrannt sei, wie eine lebende Fackel des Nero, daß ich nach meiner Heilung wieder nach Paris kommen werde. Den Ort unseres ländlichen Aufenthalts wähle, wie er Dir paßt; ich bin Niemandem in der Welt Rechenschaft schuldig von meinem Thun."

„Doch Gordon wird sie verlangen.“

„So werd' ich sein Verlangen nicht erfüllen.“

„Du kennst seine Wildheit.“

„So wird er die meine kennen lernen, wenn er mich reizt.“

„Liebe Zoë,“ sagte Mariam; „es ist mir sehr unangenehm, daß dieser junge Graf Dir eine so lebhaft e Theilnahme einflößt und daß Du auf dem besten Wege bist, eine Liaison mit ihm anzuknüpfen; er kommt Dir leider entgegen.“

„Unangenehm . . . und weshalb?“

„Nun, ich habe noch einen weiten Weg, um Deine künftige Schwiegermutter zu werden; jedenfalls hast Du aber einen noch weiteren bis zu meiner Schwiegertochter.“

„Heirathe Du immerhin den Vater ich werde den Sohn nie heirathen; ich hasse die Ehe.“

„Gleichviel . . . wir sind mit unsern Interessen und Empfindungen an dieselbe Familie gerathen, und das wird und muß zu Verwicklungen führen. Ich muß ein verdecktes Spiel spielen . . . und es könnten leicht einige Karten durch Zufall aufschlagen, wenn Du mich zur Unzeit störst. Ich warne Dich überdies vor Gordon.“

„Ich hoffe, Du wirst schweigen.“

„Also doch Bedenklichkeiten, doch ein Schatten von Furcht, doch ein leises Klirren der Sklavenskette!“

„Ich will nur unangenehme Auftritte vermeiden.“

„Komm mit! laß Dir rathen. Es ist das Beste! Was soll hier aus dieser Scholle werden? Der alte Graf wird davon hören . . . man weiß, daß Du meine Freundin bist . . . unsere Reise hierher kommt an den Tag. Auch für mich stehn unholde Scenen in Aussicht. Komm, denk' an Gordon! Er erwartet Dich mit klopfendem Herzen; er theilt Deine Anschauungen, Deine Gefühle. Was soll Dir hier dieser Deutsche, ein Ritter von der Scholle und von der Feder, der Dich nur für eine Abenteuerin halten kann und mit Dir einige Wochen verändeln will? Das deutsche Blut bleibt uns ewig fremd: er hat kein Verständniß für Dein Wesen.“

Soë ging einige Male nachdenklich im Zimmer auf und ab; dann sagte sie entschlossen: „Ich bleibe“ und stampfte dabei ungeduldig mit dem Fuße auf.

Mariam nahm die Miene der resignirten Dulderin an, die ihr gut zu Gesicht stand.

„Ich füge mich zunächst Deinen Launen; doch ehe ich allein reise, will ich selbst noch einige Tage warten, ob Deine Stimmung nicht wechselt und mit ihr Deine Entschlüsse. Ich habe mir's überlegt: ich werde Schloß Waldenbach noch einmal umlauern, um das kleine Mädchen kennen zu lernen, das dort die Herrschaft führen soll. Dann reis' ich aber bestimmt und ich weiß, daß, wenn Du mich nicht begleitest, in Dir unser Unheil hier zurückbleibt.“

Mariam verließ das Zimmer mit dem holdseligen Lächeln, das stets um ihre Lippen schwebte; Zoë aber warf sich aufs Sopha, schloß die Augen und ließ allerlei verlockende Bilder an ihrer Seele vorübergleiten.

Zehntes Kapitel.

Die Fee im Walde.

Im Walde, nicht allzuweit vom Schlosse Ottomars, war an einer Quelle ein schattiger Ruheplatz.

Mariam hatte erfahren, daß dorthin Clotilde oft des Nachmittags zu pilgern pflege, und darauf baute sie den Plan einer zufälligen Begegnung. An drei Tagen hinter einander mit unermüdlicher Ausdauer erschien sie an diesem Ruheplatz . . ohne Clotilde zu treffen. Und doch hieß der Platz Clotildens Ruh und das gab ihm eine besondere Bedeutung bei der fortwährenden Unruhe, mit welcher das junge Wesen durchs Leben hüpfte.

Und was wollte Mariam von dem Mädchen?

Ihr ganzes Streben ging dahin, dem alten Grafen in Paris, den sie bereits vollständig umgarnt

hatte, zuletzt noch das Netz der Ehe übers Haupt zu werfen; ja er selbst, das wußte sie, würde sich nicht dagegen sträuben. Das Hinderniß lag nur auf ihrer Seite; es war eine früher eingegangene Verpflichtung, die auf ihr lastete und welche zu lösen sie fest entschlossen war, koste es, was es wolle. Ihre Reise nach Thüringen betrachtete sie als eine große Reconoscirung; sie wollte sich genauer nach dem Besiß und den Vermögensverhältnissen des Grafen erkundigen, die Lage seiner Güter in Augenschein nehmen, sich die Villa ansehen, welche der Graf ihr geschenkt hatte: eine Schenkung, die er in nächster Zeit zu rechtlicher Geltung bringen wollte. Auf Schloß Waldenbach wagte sie sich freilich nicht; ebenso vermied sie es, dem jungen Grafen zu begegnen; auch fehlte ihr jeder Anlaß zu einem Besuche. Boë's Beziehungen zu Ottomar waren ihr besonders störend und unwillkommen. Doch Clotilde wollte sie sehen und sprechen; sie hatte so viel von diesem wilden Mädchen gehört, und der Gedanke, die Mutter einer solchen unbändigen Tochter zu werden, warf einen kleinen Schatten auf die lichten Hoffnungen der Zukunft.

Es gehörte die Geduld und Ausdauer dazu, welche die blonde Heilige besaß, um durch mehrfaches

vergebliches Warten nicht zu ermüden. Sie benutzte ihre Muße dazu, um Kränze aus Waldblumen zu winden, worin sie eine besondere Meisterchaft besaß. Auch Sträuße, die sie geschmackvoll zu ordnen wußte, band sie mit Bast zusammen, und mit allerlei Laubguirlanden schmückte sie das kleine Regendach, das über dem Ruhefische angebracht war. Die Vorübergehenden, besonders die Kinder und Frauen aus den benachbarten Dörfern konnten das etwas zurückliegende grüne Versteck von ihrem Fußweg aus erblicken; sie sahen die geheimnißvolle blonde Schönheit und es verbreitete sich das Gerücht, daß hier im Walde eine Fee ihr Asyl gefunden, eine Waldfee von wunderbarer Schönheit; ja es wurde schon darüber berathen, ob man sie nicht um die Zukunft befragen solle. Einige von ihnen, welche der Aufklärung huldigten und nicht frei von Zweifeln waren, hatten sich unten im Schlosse bei dem Gesinde erkundigt, ob eine solche Dame hier zum Besuche sei; doch die Antwort lautete verneinend, denn vom Livreebedienten bis zum Hofknecht war man darüber einig, daß eine Verwechslung mit Miß Betty schon der Schönheit wegen, die bei jener Erscheinung so hervorgehoben wurde, unter keinen Umständen möglich sei. Kopfschüttelnd begaben sich auch die kühnen

Freigeister ins Dorf zurück. Die phantasievollen Schwärmer und Schwärmerinnen behielten die Oberhand; einige wollten sogar das Zauberweib gesehen haben, wie es auf einem weißen Hirsch reitet, den es mit Schlangen zäumt.

Solcher Zäuber wäre unserer Waldfrau nicht allzu fremdartig gewesen, weniger fremd als des deutschen Waldes Zauber in Blumen und Vögeln. Wohl wand sie Kränze; doch es war dies nur eine Beschäftigung zum Zeitvertreib und um ihr Geschick zu zeigen. Der Duft, das zarte Leben der Blumen war ihr gleichgiltig; sie hätte ebenso gern gemachte Blumen künstlich gruppiert; ja, wäre noch die blaue Blume darunter gewesen, nicht jene der deutschen Romantiker, sondern die Wunderblume der alten Sage, welche zu verborgenen Schätzen führt . . . oder hätte sie die breitblättrige gelbblumige Araun graben können, die das Gold, das man auf sie legt, im Laufe einer Nacht verdoppelt: vor dem Galgen und dem Gehängten, zu dessen Füßen das Zauberkraut wächst, wäre sie nicht zurückgeschreckt. Was aber sollten ihr diese Bergißmeinnicht, diese Weidenröschen, diese Mondviole und Scabiosen, die so harmlos durch ihre Hände glitten?

Und was kümmerte sie der Gefang der Vögel,

der herrliche Chor des deutschen Laubwaldes? Sie hörte nicht auf den Wirol und auf den Buchfinken; sie saß unachtsam wie in einer italienischen Opernloge und plauderte mit sich selbst, da sie mit Andern nicht plaudern konnte.

Sie war im Innern mit Zählen und Rechnen beschäftigt, und wenn der Specht in die Baumrinde hackte, wenn der Kukuk seinen Ruf ertönen ließ, da horchte sie auf, da begann sie zu zählen mit den hackenden und rufenden Vögeln, und jeder Hammerschlag des Spechtes, jeder Kukukruf war die prophetisch verkündete Ziffer für die Nullen, Tausend oder Zehntausend, die sie gerade bei den Raubzügen ihrer Phantasie beschäftigten.

Das war die blonde Fee, auf deren Goldgelock die Sonnenstrahlen schwebten, abwechselnd mit den Schatten der vom Windhauch bewegten Zweige, der die Blumen des Waldes entgegenschälten, denn wie hold und sinnig war das Antlitz, das sich über sie neigte!

Clotilde hatte in den letzten Tagen mit ihrer Erzieherin weitere Spaziergänge unternommen und deshalb ihr Ruheplätzchen vernachlässigt. Die Kunde von der Waldfee war inzwischen vom Schloßhof bis zu ihr gedrungen und sie beschloß, ein Wort

mit dieser Fee zu sprechen. Den kleinen Spaziergang zu ihrem Waldversteck machte sie in der Regel allein; heute bestand sie um so mehr darauf, als sie bei dieser merkwürdigen Begegnung keine Zeugen haben wollte, um ihren Muth zu bewähren; sie behauptete, sie würde mit allen Feen der Welt fertig werden und dieselben allein mit ihrem Sonnenschirm in die Flucht jagen. Die Bedenken der Miß Betty wurden energisch beschwichtigt, obgleich diese schon aus geheimer Neugierde hier ihre Autorität geltend zu machen suchte. Ein Kammermädchen wurde auf Kundschaft ausgesandt und brachte den Bescheid, daß die Fee wieder auf Clotildens Ruh Kränze winde.

Es war ein sehr bunter Sonnenschirm, mit dem sich die Komtesse bewaffnete, als sie den Pfad in den Wald hinaufschritt. Man hätte glauben können, wenn man den Schirm durchs Gezweig glänzen sah, daß einer der gelbrothen Fliegenpilze einen Spaziergang durch den Wald mache. Clotilde machte Halt, als sie an dem Kreuzungspunkt angekommen war, wo der Fußweg sich zu ihrem Ruheplätzchen abzweigte; sie sah bereits das hellseidne Kleid durch die Gebüsche schimmern; sie wußte nicht recht, welche Anrede sie an den fremden Eindring-

ling halten sollte, sie klappte inzwischen den Schirm energisch zu und nahm eine möglichst ingrimmige Miene an, obgleich sie sich sagen mußte, daß das Plätzchen im Walde für Niemand durch ein Verbot abgesperrt sei. Als sie näher kam, ohne daß die fremde Dame sich dadurch stören ließ, da fühlte sie sich doch in ihren Besitzrechten gekränkt, und mit einer leichten, etwas spöttischen Verbeugung zeigte sie auf eine am Eichenstamme angebrachte Tafel mit der Spitze ihres Sonnenschirms. Auf dieser Tafel stand mit unverwischten lesbaren Buchstaben: „Clotildens Ruh.“

Mariam, welche den Gruß mit leichtem Kopfnicken ermiedert hatte, folgte der Bewegung des Sonnenschirms mit den Augen, warf einen gleichgiltigen Blick auf die Inschrift und wandte dann ihre Aufmerksamkeit wieder den Blumengewinden zu, die sie mit kunstfertiger Hand an einander kettete.

Jetzt regte sich in der Comtesse das Blut der Waldenbach; sie wurde purpurroth und mit den Füßchen aufstampfend, rief sie:

„Madame . . . wer Sie auch sein mögen . . . ich bin Clotilde . . . und das ist mein Ruheplätzchen.“

Mariam sagte lächelnd:

„Ich freue mich, die junge Dame kennen zu

lernen, welcher dieser schattige Sitz seinen Namen verdankt."

"So werden Sie wohl so freundlich sein, mir Platz zu machen."

Mariam rückte etwas beiseite.

"Wer sagt Ihnen denn, daß ich Ihre Gesellschaft wünsche," sagte Clotilde, indem sie stolz das Näschen rümpfte.

"Ich komme weit her . . . achten Sie das Gastrecht!"

"Das kann jede Zigeunerin auch sagen," versetzte die Comtesse schnippisch.

Jetzt warf Mariam dem jungen Mädchen einen strafenden Blick zu: in der That, wer hätte sie, die blonde annuthige Schönheit mit dem goldflimmern- den Gelock, aus dem jetzt gerade die Sonnenfunken stäubten, für ein fahrendes Kind des Ostens halten können? Clotilde selbst fühlte sich gebannt durch den Blick, der etwas Schlangenartiges hatte; sie schlug nun einen milden Ton an.

"Und überdies . . . es sieht hier aus, wie in einer Fußmacherwerkstatt . . . alles voll von Blumen, Blättern und Zweigen, Tisch und Bank. Ist dies Ihr Metier, Madame? Und machen Sie hier Studien im Grünen?"

„Ich bin eine Freundin der Blumen . . . und übe meine Kunst so uneigennützig, daß ich gern bereit bin, hier diese Stätte mit meinen Guirlanden und Kränzen zu schmücken.“

„Das ist wenigstens artig,“ sagte Clotilde, bei der sich der schmollende Zug um die Lippen allmählig verlor; sie scharrte mit dem Schirm noch einige Johanniskräuter von der Bank beiseite, hielt eines davon gegen das Licht, blickte auf die durchscheinenden Blätter und setzte sich neben Mariam.

„Doch wer sind Sie eigentlich, Madame? Meine Visitenkarte ist hier am Baum angenagelt . . . darf ich um die Ihrige bitten?“

„Sie erlauben mir, mein Infognito zu wahren.“

„So sind Sie doch vielleicht eine Fee, wie die Leute meinen? Es würde mir interessant sein, die Bekanntschaft eines so aparten Wesens zu machen. Vielleicht tanzen Sie des Nachts hier auf den Wiesen; wenn Sie einige niedliche Elfen in Ihrer Gesellschaft haben, so laden Sie mich auch freundlichst zu Ihrem Thé dansant ein. Doch das sag' ich Ihnen im Voraus, Thautropfen aus den Blumenkelchen und dergleichen trink' ich nicht, am wenigsten bei Bällen.“

Die ärgerliche Stimmung Clotildens war schon wieder in eine übermüthige übergegangen.

„Uebrigens sind Sie so lichtblond, wie ich mir stets die Wassernixen gedacht habe; doch in aller Welt, warum wollen Sie Ihren Namen nicht nennen?“

„Ich habe allen Grund, vorsichtig zu sein.“

„Da haben Sie wohl ein böses Gewissen?“

„Keineswegs . . . auch wegen guter Zwecke kann man das Geheimniß nöthig haben.“

„Da intriguiren Sie wohl?“

„Durchaus nicht . . . ich suche Blumen und winde Kränze im Walde. Kann man harmloser sein?“

„Meinetwegen,“ versetzte Clotilde, indem sie die Nachbarin etwas scheu von der Seite ansah; „doch es ist immer unheimlich, mit Jemand zu verkehren, der gar kein Etikette hat, von dem man nicht weiß, von wannen er kommt und wohin er geht. Ich will Ihnen gern glauben, daß Sie nicht aus unserem guten Thüringen stammen; dazu sind Sie etwas zu duftig, denn unsere Thüringer sind sehr kernhafte Leute und auch unsere Damen können mit Feen durchaus nicht verwechselt werden, auch nicht in den unbewachtesten Augenblicken. Aus der leisen Tonfärbung höre ich, daß Sie eine Ausländerin

sind; doch warum Sie gerade hier Blumen pflücken, die in der ganzen Welt wachsen, das begreif' ich nicht."

"Doch bin ich Ihnen nicht so fremd, wie es den Anschein hat; ich kenne den Grafen, Ihren Vater."

Clotildens Züge wurden freundlicher.

"Den guten Papa . . . den häßlichen Papa, möcht' ich sagen! Warum kommt er denn gar nicht zu uns zurück? Warum läßt er mich allein mit der albernem Betty? Denn Ottomar . . . das ist nämlich mein Bruder . . . Ottomar ist auch selten zuhause auf unserem Schlosse, und auch wenn er seine diplomatischen Ferien hier zubringt, flirrt er überall wie ein Irrlicht umher. Sie kennen meinen Vater . . . nun gefallen Sie mir noch einmal so gut. Wo haben Sie ihn denn gesehen?"

"Auf einer seiner Reisen in Italien."

"Und er gefällt Ihnen?"

"Ein lebenslustiger, geistreicher Herr, noch so jugendlich lebendig."

"Ach, wenn er doch lieber hierher zurückkäme! Was er nur in dem langweiligen Paris sucht! Da sind ja Menschen genug auch ohne ihn; da summt es wie in einem Bienenkorb, daß man sich die

Ohren zuhalten muß. Wie schön ist's bei uns. Dort haben sie, wie ich gelesen habe, lauter Parks mit geschorenen Hecken, mit verwitterten Götterbildern, alles nach der Schnur. Dort gentren sich die Vögel zu fingen, wenn nicht Einer den Taft schlägt. - Wie ganz anders hier . . . das ist Alles so grün und so frisch und man stolpert nicht über die Menschen, und die Vögel singen nach Herzenslust. Papa kann ja den Winter über dort bleiben, wenn ihm die Herren Franzosen so gut gefallen; doch im Sommer, da soll er bei uns sein, bei mir, in unseren laubgrünen Wäldern."

"Wie ich erfahren habe," versetzte Mariam, "ist Ihr Vater in letzter Zeit leidend."

"Um so mehr sollte er zu uns kommen. In Paris kann man nicht gesund werden; dazu bedarf's der Ruhe, der frischen Luft und einer guten Pflege. Er soll's nur mit mir versuchen. Ich habe zwar kein Talent zur barmherzigen Schwester, aber am Krankenbette Papas . . . da würd' ich eine Diakonissin sein von Kopf zu Fuß."

"Er findet vielleicht andere Pflege; es geht das Gerücht, daß Ihr Vater sich wieder verheirathen will."

Mariam sprach diese Worte wie gleichgiltig

vor sich hin, heftete aber einen festen Blick auf das Mädchen.

Clotilde erblaßte.

„Verheirathen . . . unmöglich!“

„Eine Freundin aus Paris hat es mir geschrieben.“

„Nun, Papa kann übrigens machen, was er will und braucht meinen Segen nicht. Verheirathen . . . sieh, sieh! Wohl mit einer Pariserin?“

„Wahrscheinlich.“

„Das ist wohl ein Märchen, liebe Fee, das Deine Elfen Dir zugeflüstert haben.“

„O nein! Man erzählt es sich in Paris, man schreibt es mir.“

„Ja, ja, es ist wahr, er kann heirathen; es steht ihm nichts im Wege . . . und das wird seine rechte Frau; aber meine rechte Mutter wird es nicht, sondern meine Stiefmutter . . . garstiges Wort! Wenn ich's höre, ist mir immer zumuthe, als ob mir jemand auf die Hühneraugen träte.“

Mariam zog unmerklich die Augenbrauen zusammen.

„Und warum?“

„Mir würde es immer vorkommen, als gehörte sie nicht hierher; es ist doch immer eine ganz fremde

Person und wir andern sind hier zusammen aufgewachsen, und ich hatte eine so herzensgute Mutter . . . wenn sie auch bisweilen heftig war, sehr heftig. Wenn Papa heirathet, da würd' ich's eher ver- schmerzen, wenn er in Paris bliebe."

"Das wird er nicht," sagte Mariam mit holdem Lächeln; „jezt mag ihn jene Schöne an Paris fesseln; doch wenn sie sein Weib geworden, da werden sie zusammen die Flitterwochen ihrer Ehe auf dem alten Stammschlosse der Waldenbach zubringen. Sie wird gewiß stolz darauf sein, einen solchen Namen zu führen und kann ihn nur hier mit allem Glanz vertreten; sie wird sich freuen, ein so reizendes Töchterchen, wie Comtesse Clotilde, ans Herz zu drücken."

"Eine Pariserin!" fuhr Clotilde auf; „das wollen wir uns doch noch überlegen, ob wir uns so ohne Weiteres ans Herz drücken lassen. Ich liebe die Franzosen nicht, weil ich das Französische nicht liebe . . . diese nasalten Accente, wie Miß Betty sagt, sind mir widerwärtig, und wer weiß, ob bei dieser Dame nicht alles für mich nasal ist, ich meine nämlich, mir zuwider. Nous verrons! Mich freut zwar alles, was Papa Freude macht, aber gerade dies nicht . . . dies durchaus nicht."

Mariam war aufgestanden und flocht die ge-

wundenen Guirlanden um die Ruhebank, reichte Clotilden den schönsten Strauß, den sie gebunden, und sagte dann:

„Ich habe mich gefreut, die Tochter eines Mannes kennen gelernt zu haben, den ich hochschätze. Gedenken Sie freundlich dieser Begegnung, als wären Sie hier mit einer guten Fee zusammengetroffen, die jetzt nur gute Wünsche, vielleicht aber noch einmal reiche Gaben für Sie hat.“

Clotilde sah die Scheidende mit fragenden Blicken an. Mariam aber murmelte, über den Waldweg wandernd, vor sich hin: „Die wilde Katze . . . ich werde sie schon zahm machen.“

Clotilde war mit sich unzufrieden; sie setzte sich auf die Bank und zerpflückte die Blumen. Sie hätte der Fremden energischer entgegentreten, den Ton beibehalten sollen, den sie anfangs angeschlagen; sie hatte sich allzu sehr bestücken lassen von dieser sanften Fee, die den Schleier des Geheimnisses ja nicht im Geringsten gelüftet hatte. Was suchte sie hier? Clotilde legte sich diese Frage immer von neuem vor und ärgerte sich darüber, daß sie dieselbe nicht zu beantworten vermochte; sie warf den Strauß in die Büsche und begann, die Guirlanden von der Ruhebank abzureißen.

In dieser Beschäftigung wurde sie durch einen Herrn gestört, der vom Hauptweg zu ihrem Versteck einlenkte.

„Ei, ei, vielleicht ein Geburtstagskind? So gratulir' ich,“ sagte Herr von Werben mit sehr höflichem Gruß; „nur begreife ich nicht, warum Sie so gegen die unschuldigen Laub- und Blumengewinde erbittert sind, welche festlich diese Stätte schmücken.“

Herr von Werben gehörte zu Clotildens Lieblingsen; er war so nett, so gescheut; er hatte so feine Manieren; sie schämte sich ihrer Heftigkeit vor ihm. Einen Augenblick stand sie verlegen da, öffnete und schloß ihren Sonnenschirm. Dann sagte sie mit einer etwas krampfhaft übermüthigen Laune:

„Ach, Herr von Werben, es gehn hier die wunderbarsten Dinge vor! Feenhände schmücken mein einsames Waldasyl . . . und ich habe hier eben eine Fee gesprochen, ohne Paßkarte, ein geheimnißvolles Wesen, reizend zum Verlieben es ist ein Glück, daß Sie ihr nicht begegnet sind. Wer weiß, ob sie es Ihnen nicht angethan hätte!“

Es war etwas wie Eifersucht aus diesen Worten herauszuhören.

Herr von Werben erkundigte sich noch näher nach dem Aussehen und den Mittheilungen der

Fremden; er wußte, daß Ottomar der Schwester die beste Auskunft hätte geben können. Doch da dieser offenbar über seine Begegnung mit den geheimnißvollen Damen schwieg, so hielt es auch Werben für das Beste, seine Vermuthungen nicht weiter auszusprechen.

„Es ist begreiflich,“ sagte er galant, „daß die Feen ihre Gunst so schönen Erdentöchtern zuwenden.“

Clotilde fühlte sich sehr beglückt durch diese Schmeichelei; sie lächelte und erröthete, sie war nicht an Schmeicheleien gewöhnt; es gab sich Niemand im Schlosse die Mühe, das wilde Kind dadurch noch übermüthiger zu machen, und sehr selten kam sie in die Kreise junger Herren.

„Darf ich Sie geleiten bis an den Waldjaum, damit nicht wieder eine unbekannte Fee es übernimmt, Sie zu schützen und durch ihren Schutz in Verlegenheit zu setzen?“

Clotilde nickte zustimmend. Herr von Werben bot ihr galant seinen Arm.

„Eine Polonaise im Grünen,“ sagte Clotilde; „nun, Miß Betty kann ja nichts dagegen einwenden, auch wenn es gegen die Anstandsregeln verstoßen sollte.“

In der That, es war hier Niemand anwesend. Der Förster, der mit Herrn von Werben gekommen war und am Waldwege stand, grüßte ehrerbietig und blieb in bescheidener Entfernung zurück.

Herr von Werben war nicht zufällig dieses Weges gekommen; auch war es nicht das erstemal, daß er Clotilden hier getroffen hatte. Er kannte ihren Lieblingsplatz. Die Abschätzung einiger Waldparzellen, die hier im Gebirge lagen und die er als Beamter der Landschaft zu unternehmen hatte, gab ihm den willkommenen Vorwand. Die Welt erfuhr nichts von dem geheimen Einverständniß, das er mit Comteß Clotilde anzubahnen versuchte, und hätte sie davon erfahren . . . wer hätte ihm dabei eigenmüthige Absichten schuld geben können? War es doch offenkundig, durch sein Benehmen in der Gesellschaft beim alten Hofmarschall, durch alle seine Aeußerungen, daß er die Verbindung zwischen Ottonmar und Clarissa in jeder Weise zu fördern suchte. Damit aber gab er das große Erbe des alten Wegleben aus seinen Händen. Doch war der Landesälteste nicht bekannt als ein edler und uneigenmüthiger Herr?

Nur eins war seinen Freunden aufgefallen. Die Mittheilung, Graf Paul habe in Waldenbach



einen Besuch abgestattet, erregte ihn so, daß er dies kaum zu verbergen vermochte. Paul und Clotilde; das war offenbar eine Konstellation, die ihm höchst unwillkommen war. Doch man schloß daraus nur, daß es eine Regung von Eifersucht sein müsse, daß er gewiß für die junge Comtesse selbst lebhaftes Theilnahme empfinde.

Herr von Werben erheiterte seine Begleiterin durch angenehme Plaudereien über die jüngsten Ereignisse in Hofkreisen und entwarf treffende Charakteristiken der einzelnen Hofchargen, die er durch lebhaftes Minenspiel besonders ergötzlich zu machen suchte. Sein so beweglicher Kopf und seine nicht minder beweglichen Gesichtsmuskeln kamen ihm dabei sehr zu statten. Clotilde lachte so herzlich, daß sie das Echo des Waldthales hervorrief und sich sogar einmal auf eine Bank am Wege setzte, um dem Ausbruch ihrer Fröhlichkeit freien Raum zu gönnen. Als sie an den Rand des Waldes gekommen waren, von wo aus man das hochragende Schloß auf seinem Felsrücken liegen sah, verabschiedete sich Herr von Werben und Clotilde reichte ihm die Hand mit dem anmuthigsten Lächeln, über das sie zu verfügen hatte. Sie schritt dann dem Wege zu, der zum Schlosse hinaufführte; er kehrte in den Wald zurück.

Es war eine volle Sympathie, die zwischen den Beiden herrschte. Clotilde erwog im sinnenden Gemüth, daß Herr von Werben zwar nicht gerade jung und schön zu nennen sei, daß er ihr aber besser gefalle, als die ganze männliche Jugend der Umgegend, denn er sei viel gescheuter und geistreicher, und besonders Graf Paul könne gar keinen Vergleich mit ihm aushalten; es sei so vergnüglich, mit Herrn von Werben spazieren zu gehen, daß man darüber die Blumen und Vögel im Walde vergesse; ja selbst das blonde Mirakel, über das sie sich so geärgert hatte, war ihr darüber ganz aus der Erinnerung gekommen. Herr von Werben war der Meister, der im Regelspiel des Esprit alle Neune warf, Graf Paul höchstens der Regeljunge.

Herr von Werben trällerte, als er in den Wald zurückschritt, ein munteres Lied; er war mit sich zufrieden; Clotilde mußte die Seine werden; sie durfte unter keinen Umständen von dem Greifenberger erobert werden; er selbst hatte die feste Absicht, sie zu heirathen: so nur glaubte er das Wegleben'sche Fideikommiß für sich behaupten zu können.

Und Ottomar und Clarissa? Das war sein Geheimniß.

Elftes Kapitel.

Der Alte aus der Waldhütte.

Der Förster Stromer war inzwischen unter den Tannen des Waldwegs auf- und abgegangen; er erfreute sich wenig an diesen Prachtkönigen des Waldes, die hier wie bei einem Fürstenkongreß sich versammelt hatten. Seine Gedanken verweilten bei einzelnen Vorgängen der Vergangenheit, bei denen er selbst theilhaftig war. Die Erinnerung daran war ihm nicht gerade angenehm; er fuhr sich oft mit der Hand in das rothe Haar und strich sich über die Stirne, als wollte er mißliebige Gedankenbilder auslöschen. Seine kleinen unruhigen Augen hafteten nirgends . . . nicht auf den Wipfeln der Tannen, über welche Krähenschwärme kreischend dahinzogen, nicht auf dem Ameisenhaufen zu seinen Füßen, der seinen kleinen Thierstaat mit einer Rührig-

feit haute, als hinge das Heil der Welt davon ab, daß er um jeden Preis eine Großmacht würde: das sah er alles gedankenlos, ohne daß seine Sinne dabei verweilten; seine umherschweifenden Blicke suchten nichts da draußen in der Welt; es waren innere Bilder der Seele, die sie so unstät umherirren ließen.

„Ich werde doch noch einmal Zeugniß ablegen müssen . . . auf dies Zeugniß kommt es an, doch es muß mir selbst verderblich werden. Oft brennt mir der Boden unter den Füßen; ich möchte in eine andere Welt fliehen; doch was ich hier bin und habe, meine ganze Stellung verdanke ich dem, was ich gethan, und der Verpflichtung, die ich übernommen, wenn es sein muß, dafür einzustehen. Wenn es sein muß . . . vielleicht wird mir's erspart und ich kann mich in Ruhe des erlangenen Besitzes auch fernerhin freuen.“

Nachdenklich setzte sich der Förster im Schatten einer Riesentanne nieder. Die Sonne hatte sich hinter Wolken versteckt; durch die Wipfel ging ein Rauschen und die Äste der Nachbarbäume fuhren gegen einander, vom Sturm bewegt, mit unheimlichem Knarren.

„Wird's ein Wetter geben, Stromer?“ fragte

Herr von Werben, als er des Försters ansichtig wurde.

„Wir werden noch vorher das Walddorf erreichen,“ meinte dieser.

Beide schritten rüstig zu; der Weg senkte sich herab in eine düstere Thalschlucht, die auf der einen Seite von hohen Felswänden eingengt war, während auf der anderen ein Bach unter hochragenden Tannen dahinrauschte, über Felsstücke und Baumstämme brandend.

Nur ein kleines Stück Himmel blickte herunter; doch es war von ziehenden Wolken verhüllt, deren düstere Decke allmählig in ein tieferes Schwarz überging. Alles athmete hier schwermüthige Verlassenheit; doch die beiden Wanderer empfanden nur ein Gefühl des Unbehagens und beschleunigten den Schritt, um aus dieser düsteren Schlucht herauszugelangen.

Herr von Werben machte diesen Gang keineswegs als landwirthschaftlicher Beamter, und auch der Förster gehorchte nicht der Pflicht seines Amtes, als er ihn begleitete. Das hörte man aus ihren Gesprächen heraus. So einsam der Grund war, so sprachen sie doch leise mit einander, als ob sie einen Lauscher fürchteten und erschrafen fast, wenn

ein scheues Reh durch die Zweige huschte oder der Specht auf einem hohlen Aste plötzlich zu trommeln anfang.

„Du hast sie selbst gesprochen?“ fragte Werben.

„Gewiß, ich traf sie, wie sie gerade auf Holzräubereien ausging. Es geht ihr schlecht sie ist gelähmt und kann schon seit längerer Zeit ihr Gewerbe nicht mehr treiben. Da ist sie hierher zurückgekommen, wo sie von früher her noch Anhang und Verwandte hat. Sie wohnt bei dem Waldläufer drüben; die Frau desselben ist eine Nichte von ihr. Sie trägt mit ihren kleinen Ersparnissen etwas zum Haushalt bei.“

„Und sie weiß nichts von dem Kinde?“

„Nichts! Es kommt mir bisweilen vor, als wäre sie nicht immer ganz klar im Kopfe und als spräche sie oft verworrene Dinge.“

„Das wäre unangenehm,“ versetzte Werben; „sie ist auch eine wichtige Zeugin . . . wenn wir einmal des Zeugnisses bedürfen.“

Der Förster nahm seine Mütze ab und trocknete sich die Stirn.

„Es ist hier schwül . . . die Sonne ist fort . . . aber es ist, als ob ihr Brand hier an dem

Felsen hängen geblieben wäre. Das Thal ist wie eine Esse, wie ein glühender Rauchfang."

"Stromer Sie machen sich Skrupel wegen der Zukunft. Fürchten Sie nichts, ich werde Sie schonen, solange ich kann; ich schonen damit ja auch das Andenken meines Vaters. Auch ich hoffe, daß uns der Beweis erspart bleibt."

Stromer athmete freier auf . . . das Thal erweiterte sich, ein frischer Hauch wehte herein; einzelne Tropfen fielen aus dem Gewölk . . . der aufsteigende Weg führte zu den Hütten eines Waldorfes, die aus dem Gebüsch hervorblickten.

"Bringe die Alte hierher," sagte Herr von Werben; „es würde Aufsehen erregen; wenn ich mich da oben bei den Holzhackern und Waldläufern zeigte. Hier unten ist eine Art von Halbinsel, die der Bach bei seiner Windung macht: ich werde mich dort auf den Baumstamm setzen; die Büsche ringsum bilden einen dichten Versteck; wir können dort ungestört mit ihr sprechen."

"Es wird eine Weile dauern, Herr, denn sie bewegt sich mühselig genug vom Plaze."

"Ich will mich in Geduld fassen . . . bringe nur das alte Skelet in Trab, so gut sich's thun läßt. Versprich ihr ein blankes Goldstück . . . das

wird Wunder thun. Schade, daß die Zeit vorüber ist, wo die Hexen auf ihren Besen ritten: da würde sie rascher an Ort und Stelle sein."

Werben mußte in der That lange Zeit allein bleiben mit dem plaudernden Bach, der ihm wenig Unterhaltung gewährte, da er von lyrischen Anwendungen und Stimmungen während seines ganzen Lebens verschont geblieben war. Dagegen beschäftigte er sich mit allerlei Möglichkeiten der Zukunft, die in den Lüften lagen, und je nachdem das geschüttelte Kaleidoskop anmuthige oder mißliebige Figurationen zeigte, erhellen oder verdunkelten sich seine Züge.

Endlich erschien der Förster, ein Weib, das hinkend auf einer Krücke heranlahmte, den Gang zum Bach herunterleitend.

"Ei, da sind Sie ja, Frau Olen," sagte Werben mit gewinnender Freundlichkeit; "es ist gut, daß Sie hier in der Nähe sind; es gehn jetzt hier allerlei Dinge vor, die es wünschenswerth machen, daß wir Sie gelegentlich zur Hand haben."

"Wünschenswerth . . . ha, ha," lachte die Alte, indem sie sich, mühsam Athem holend, auf den Baumstamm setzte; "wünschenswerth . . . doch nicht für mich."

„Ihr seid undankbar, Men,“ versetzte Werben mit weniger freundlichem Ton; „Ihr habt eine Verpflichtung übernommen, wofür Ihr im voraus glänzend belohnt worden seid. Dagegen ist das Schlimme, das nachfolgen kann, unsicher . . . und ist's denn so schlimm, wenn man Euch auf Eure alten Tage einen Ruhefist anweist, wo Ihr Euch von den Strapazen des Lebens erholen könnt? Und wenn Ihr nicht aus den Mauern und Thoren herausdürst . . . was schadet's Euch? Ihr wollt ja doch nicht mehr auf Abenteuer ausgehen.“

„Beste Herr, man hat doch auch sein bißchen Ehre im Leibe und es ist einem ein Stich ins Herz, so unter einer Nummer begraben zu werden.“

„Ob mit oder ohne Nummer,“ sagte Werben spöttisch, „einen Denkstein wird man Euch doch nicht setzen, wo Euer Name mit goldenen Lettern steht, und ich verpflichte mich gern, wenn ich Euch überlebe, ein paar Monatsrosen oder Bergißmeinnicht auf Euer Grab pflanzen zu lassen.“

„Wie der Herr spotten können . . . ja, um uns arme Leute kümmert sich Niemand als der liebe Herrgott, und wenn wir's mit dem verscherzt haben . . .“

„Ihr seid ja in einer verzweifelten Stimmung, Alte! Es scheint Euch schlecht zu gehen; wohin ist denn das viele Geld, das Ihr vor langen Jahren erhalten habt?“

„In die Lüfte . . . wir zogen in eine große Stadt und lebten dort in Saus und Braus, ich nämlich und die Amme mit dem Kinde. Mein Gewerbe trieb ich fort, hatte ein schönes Haus und daran das schönste Schild von allen Hebammen in der Stadt, und ich war sehr gesucht, denn wie man's raushängt, so kommt's auch wieder herein!“

„Wir wußten davon. Ihr habt wenigstens Wort gehalten und uns immer Eure Adresse gegeben.“

„Ja, ehrlich muß man sein und pünktlich . . . daran hab' ich zeitlebens festgehalten. Und dann muß man auch wissen, was man thut; der rechte Griff zur rechten Zeit, sonst kommt nichts Gescheutes heraus; doch ich wurde allmählig meines Gewerbes müde; es ist keine Kleinigkeit, Herr, fortwährend die schlummerlosen Nächte und der ewige Jammer; ja, ja, es folgt mir noch in meinen Träumen . . . ich meine, ich bin in der Hölle und ist Heulen und Zähneklappern um mich her . . . und der ganze schreckliche Lärm um das bißchen

Glend, das sie nachher zu ertragen haben, die kleinen Kindsköpfe, wenn der Flaum auf dem Kopfe dicke Wolle oder Seide geworden ist."

"Was phantastirt sie da zusammen, Alte, bleibe sie bei der Sache!"

"Kurz, ich bekam einen Abscheu davor, das kleine Volk in die Welt hineinzupracticiren; der ganze Spektakel wurde mir zuwider; ich vermiethete Zimmer und hatte ohne Lärm und Jammer denselben Ertrag; doch auch hier hatt' ich Malheur; es gab einmal einen kleinen Skandal, ein Wüthender schoß auf seinen Nebenbuhler. Die Sache kam vors Gericht . . . und ich ward mit verwickelt in die ganze Geschichte und mußte ins Gefängniß wandern."

"Nun, da hat sie ja schon Vorstudien machen können."

Dem Förster ward der Gang, den das Gespräch nahm, unbehaglich; er zupfte sich nachdenklich den röthlichen Bart und ging unruhig auf und ab. Die Alte aber sicherte vergnügt, legte die Krücke beiseite an einen Erlenstamm und rieb sich die Hände.

"Hatte aber doch Unterhaltung im Gefängniß, wenn ich so nachdachte über alles, was ich erlebt

. . . möchte nicht tauschen mit einer gelangweilten Bürgersfrau, welche von Morgens bis Abends die Schwarzwälder Uhr ticken hört und Nachts ihre Schläge zählt, bis der Mann aus der Wirthsstube betrunken nach Hause kommt; ha, ha, wo sie dann bisweilen noch mehr Schläge zu zählen bekommt, mit denen aber die Schwarzwälder Uhr nichts zu thun hat. Alle Tage ein Abenteuer . . . wenn man so hinter die spanischen Wände blickt, da sieht's anders aus als draußen. In meinem approbirten Gewerbe . . . da wird man gegen das Geschrei bald gleichgültig. So eine Mutter möchte sich gern freuen, wenn ein kleiner Weltbürger ans Licht will, doch die Natur ist gescheuter, sie sagt, es muß dabei gejammert werden, denn es wird wieder ein Wesen ins Elend hinausgestoßen . . . oft mit was für einer Mitgift, du lieber Gott!"

Eine Weile noch überließ sich die Alte dem wüsten Durcheinander ihrer Erinnerungen und Betrachtungen, bis Herr von Werben endlich sagte: „Wir haben Euch plaudern lassen nach Herzenslust, Alte, man hört ja gerne einem Seemann zu, der von seinen Fahrten erzählt. Doch nun ist's genug, nicht deshalb ließ ich Euch rufen. Ihr sollt mir mündlich wiederholen, was Ihr einst schriftlich

meinem Vater mitgetheilt; wie kam's, daß Ihr die Spur des Kindes verloren?"

„Das trug sich zu, als ich im vergitterten Käfig saß. Die Amme war eine stattliche Frau, blond und groß und, wie es schien, ferngesund. Und dennoch erkrankte sie . . . und, wie dies bei solchen Frauenspersonen zu gehen pflegt, die einer Krankheit handfesten Widerstand zu leisten wissen: es packt sie dann um so schlimmer. Eines Tages erfuhr ich, daß sie gestorben sei.“

„Und das Kind?“

„Darüber wußte man mir wenig zu sagen: ein fremder Herr habe es mit fortgenommen, der schon vorher die Amme öfters besucht und sich kurz vor ihrem Tode noch von ihr hatte ihre Papiere geben lassen. Offenbar hat er das Kind an Kindesstatt angenommen.“

„Und etwas Näheres weiß man nicht über den Herrn?“

„Als ich freikam, erkundigte ich mich sogleich bei den Leuten, wo meine Nichte gewohnt hatte. Doch es war unmöglich, irgend welche Auskunft zu erhalten. Auch später hab' ich nichts erfahren können. Nun, beruhigen Sie sich nur, bester Herr!“

„Es giebt mir ein Gefühl von Unsicherheit,

daß ich nichts von dem Verbleiben des Kindes weiß."

"Im Grunde ist's ja ganz gut, daß es weit fortgekommen ist," sagte die Alte; "es wäre uns ja doch hier im Wege gewesen."

Werben stand auf und ging eine Zeitlang schweigend auf dem eng zugemessenen Raum der grünen Halbinsel hin und her.

"Und nun, wie steht's hier um Euch, Alte?" fragte er vor sie hintretend.

"Sammervoll . . . kann nichts mehr thun . . . lebe bei Verwandten da drüben in der Waldhütte. Sie sehen's, bester Herr, ich bin gelähmt."

Sie griff nach ihrer Krücke und stützte sich wieder darauf.

"Das ist das Ende vom Liede; es fährt einem zuletzt in die Glieder, Lust und Leid. Das ganze Leben wird wie ein hohler Zahn . . . der Nerv liegt bloß und jede Berührung schmerzt."

"Legt das kleine Pflaster auf Eure Wunden," sagte Werben; "es wird ein wenig Linderung schaffen."

Er reichte der alten Frau ein Goldstück, das sie durch ihre von allerlei Schmerzen steif gewordenen und krummgezogenen Finger gleiten ließ, wobei sie ein Wort des Dankes murmelte.

„Was Ihr damals gethan, müßt Ihr vertreten, wenn es Noth thun sollte: Euer schriftliches Geständniß liegt bei mir wohl versorgt und aufgehoben eine mündliche Bestätigung wird es verstärken. Und was liegt am Rest Eures Lebens? Unheil könnt Ihr doch nicht mehr anrichten und Ihr seid besser gepflegt in der Zelle.“

„Glauben der Herr?“ sagte die Hebeamme, indem sie ihre Züge zu einem grinsenden Lächeln verzog; „ja, was man so Ehre in der Welt nennt, das haben nur die vornehmen Leute. In der Nacht sind alle Rüche grau, und wer so im Elend lebt, für den ist's immer Nacht . . . und da ist's gleichgültig, ob er blank mit Ehre angestrichen ist oder mit Schande bestäubt und beschmutzt. Da kann's dazu kommen, daß man sich nach dem Zuchthaus sehnt, denn eine sorgenlose Existenz . . . das ist doch die Hauptsache, und da nimmt einem eine wohlweise Justiz die Sorge ab. Das meint der Herr ja auch, und ich verstehe das recht gut. Na, ich hab' mich vertraut gemacht mit dieser Aussicht, und das ist ja nicht schwer . . . fahren doch alle Menschen am Ende in den dunkelsten Sack; das ganze Leben ist eine nichtswürdige Sackgasse . . .“

wir wissen's und trällern doch gelegentlich ein lustiges Lied."

Der Förster schien nicht der gleichen Ansicht zu sein; er ballte die Faust wie unwillig und seine kleinen Augen bligten.

"Mein Wort werd' ich halten: es ist ja auch eine Freude, wenn man mit solchen klugen Herren zu thun hat," sagte die Alte, indem sie mit liebenswürdigem Grinsen Herrn von Werben ins Gesicht blickte. "Ihr Papa, das war ein entschlossener Herr . . . wie er an dem Abend kommandirte . . . jeder war an seinem Platz, dort der rothe Freund, der Herr Kammerdiener, ich selbst, die Amme . . . alles hatte seinen Schick und ging am Schnürchen. Und der junge Herr hier sind ebenso klug . . . das sieht man ihm an den Augen an . . . und so entschieden! Sie werden's festhalten, was Sie haben und wer zu nahe kommt, piff, paff, der geräth in ein Kreuzfeuer. Sie werden uns nicht ausrücken lassen, wenn's nicht sein muß; Sie werden uns schonen; wir bleiben in der Reserve, der rothe Freund und ich."

Sie reichte Herrn von Werben ihre gekrümmte Hand, in welcher sie die seinige eine Zeitlang prüfend hielt.

„Feine Linien . . . feine Finger . . . ein prächtiger Goldfinger . . . doch hier fehlt noch ein Ring. Wenn der rechte Ring hieran practicirt wird, da können wir beide, dort der Rothe und ich, wohl in Ruhe schlafen.“

Mit dem unglücklichen Versuch eines Knixes wandte sich die Alte zum Fortgehen, indem sie dem Förster noch zuzinkerte und zuwinkte wie einem guten Kumpan und Schicksalsgenossen.

Das Wetter grollte am Horizont und warf versprengte Blitze aus den Rändern eines tief-schwarzen Wolkenskessels in die Höhe, als Herr von Werben und der Förster sich zum Heimweg anschickten. Der Erstere war gesprächiger als sonst; er ließ sich in eine Unterhaltung ein über die großen Waldungen, die zum Wegleben'schen Fideikommiß gehörten und jetzt in seinem Besitze waren.

Stromer antwortete einfüßig auf alle Fragen mit militärischer Kürze. Werben merkte den verdrossenen Ton; sein Begleiter wurde ihm auf einmal unheimlich. Er wandte sich, mehrmals um, wenn der Förster hinter ihm ging . . . und wenn dann des Blitzes Widerschein den Bart in Rothfeuer verwandelte und über die dicken, rothschimmernden Brauen wie mit leuchtendem Finger dahin-

fuhr, und die Augen des Mannes mit unsicherem Blick zur Seite schielten: dann wandelte es Werben an fast wie Furcht; er mußte sich sagen, daß er den Begleiter ganz in seiner Gewalt hatte; doch der Sklave ist oft ein Schreckbild für das Gewissen des Despoten.

Und in der That, das Gefühl, das Herrn von Werben in der einsamen Thalschlucht beschlich, war dem Bann jener geheimnißvollen Wirkungen entsprungen, die aus den Ausströmungen eines wortlosen Willens hervorzugehen scheinen. In den Gedanken des Försters lag etwas wie zähneknirschende Energie, eine furchtbare Drohung, und diese dunkeln, aber mächtigen Regungen streckten gleichsam ihre unsichtbaren Löwentägen aus nach dem Manne, der vor ihm des Weges ging, der zugleich sein Beschützer und Gönner und sein gefährlichster Feind war. Und in diesem stillen Brüten sagte der Förster zu sich: „Er kann mich ehrlos machen und den Schleier des Geheimnisses lüften; doch ehe dies geschieht, bin ich entschlossen, das Aeußerste zu thun. Ich bin nicht wie die Alte . . . ich hab' ein Kind und muß dafür sorgen, ihm einen ehrlichen Namen zu hinterlassen.“

Zwölftes Kapitel.

Dichtersfahrten.

Seitdem die blonde Baronin das Haus des Justizrathes besucht hatte, ließ es dem Sohn des Hauses keine Ruhe mehr; er mußte um jeden Preis die Bekanntschaft der fremden Dame machen. Das war er sich schon als Dichter schuldig, denn ein Poet hat Hoheitsrechte, von denen gewöhnliche Menschen in der Regel keinen Begriff haben; was er erlebt, was er duldet und was er sündigt: es kommt ja Alles den künftigen Geschlechtern zu Gute. Wie viele Kommentare werden über Goethe's Liebschaften geschrieben: wer mißt sie mit dem gemeinen Maß?

Hugo wußte, was er von sich zu halten hatte. Für Hedwig hegte er zwar eine stille Neigung; er war mit ihr aufgewachsen; auch seiner Eltern

Wunsch, daß er dies Mädchen heirathen möchte, war ihm ebenso bekannt, wie es ihm kein Geheimniß war, daß Hedwigs Vater diesen Wunsch theilte, und wenn er sich selbst befragte, so war er im Grunde damit einverstanden, denn es war ein liebes, schönes Mädchen; überall hörte er ihre Vorzüge, ihre Reize rühmen und das schmeichelte seiner Eitelkeit, als ob er schon ihres Besitzes sicher wäre. Aber . . . sich schon jetzt zu beschränken im Hinblick auf ein künftiges Glück, das war er nicht im Stande; wer konnte dies von ihm, einem Dichter, einem genialen Menschen verlangen? War der Spießbürger einmal das Ziel, auf das Alle in der heutigen Welt lossteuern müssen: so sollte dasselbe wenigstens so spät als möglich anfangen, wenn das Genie sich seine Sporen verdient hatte . . . und das geschah nicht immer im Dienste Apolls und der neun Musen; es konnte auch im Dienst der Venus und der drei Grazien geschehen.

In der letzten Zeit hatte die Freundschaft zwischen seinen Eltern und dem Doktor einen womöglich noch gesteigerten Grad der Vertraulichkeit erreicht: Besuche hier und dort, dabei Heimlichthum und Flüstern!

Seine Mutter, die er in dieser Hinsicht für be-

sonders gefährlich hielt, gab dem Doktor förmliche Stellbucheins; es stand eine Wolke am Himmel des Familienglücks, die sich in Thränen der Rührung zu entladen drohte. Doch Hugo wußte, daß man ihn nicht überraschen konnte, da er das entscheidende Wort zu sprechen hatte, und vor Ueberrumpelung war er auf seiner Hut.

Es schien ihm jetzt eine ganz geeignete Diverſion, den Krieg in Feindesland zu spielen und einer der fremden Schönen den Hof zu machen; er hoffte, darüber nicht Hedwigs Neigung einzubüßen, die er mit seiner Familie als eine selbstverständliche Sache annahm: sollte aber Hedwig darüber schmollen, dann mußte er es sich überlegen, ob sie überhaupt würdig sei, die Gattin eines Dichters zu werden, dem poetische Lizenzen nicht blos in seinen Versen zeit- lebens nachgesehen werden müssen; denn die schöne Zauberblume der Dichtung wächst nicht blos in silberhellen Schwanenteichen, sondern auch oft in sumpfigen Wassern, und wer sie pflücken will, darf sich nicht scheuen, auch durch Moräste zu waten.

So trozte Hugo im Stillen den guten Absichten seiner Familie. Indes war es nicht die Baronin Mariam, die ihn anzog, obgleich es auch durch ihre blonden, duftigen Locken wie ein Hauch aus Roman-

kapiteln wehte; es war Zoë, die ihn fesselte, die Rumänterin mit den Feueraugen, die dunkle, wilde Schönheit. Er quälte sich in seiner erfinderischen Phantasie vergeblich damit ab, irgend ein Abenteuer zu arrangiren, wo er sich mit Glanz bei ihr einführen konnte. In Wirklichkeit begegnete er ihr nur auf der Landstraße, wenn sie hoch zu Roß einhergaloppirte und ihn mit Staubwirbeln überschüttete. Und wenn auch das Pferd mit ihr durchgegangen wäre: es hätte ihm wenig geholfen, da er zum Lebensretter kein Talent besaß. Er war zu sehr Poet und zu wenig Reiter oder Stallknecht, wie er sich selbst auszudrücken beliebte, um das rechte Niveau für solche handgreiflichen Ritterlichkeiten ein für allemal festzustellen.

Was sollte er thun? Er umlauerte das Hotel tagelang, um Zoë's Lebensgewohnheiten, die Zeit ihrer Spazierritte und Spaziergänge genau kennen zu lernen, und wäre er nicht ein guter Bekannter aller mehr oder weniger erwachsenen Bewohner der Residenz gewesen man hätte ihn für einen Einbrecher halten können, der für seine Gewaltthat die günstigste Gelegenheit auszuspähen sucht.

Erst in letzter Zeit, als Mariam sich bereits mit den Vorbereitungen zur Abreise nach Paris be-

schäftigte, pflegte Zoë, welche nicht allein ausreiten wollte, kurz vor Tisch eine kleine Promenade im Schloßpark zu machen. Das hatte Hugo endlich entdeckt und haute darauf den Plan einer kühnen Begegnung. Nachdem der Hoffriseur das künstlerische Gelock des jungen Dichters einigermaßen gestutzt und ihn so der menschlichen Gesellschaft näher gerückt hatte, so daß der hoffähige Mensch gewann, was der unsterbliche Dichter verlor, erschien der Doktor in einem Strohhut mit kühn flatternden Bändern und mit einem Blumenstrauß von einem nicht schüchternen Umfang in der Hand in der Hauptallee des Schloßgartens und patrouillirte in den Seitengängen umher, die durch schützende Spiraeen und andere Sträucher in schattige Verstecke verwandelt wurden und sich von der schnurgraden Allee durch ihre mäandrischen Windungen vortheilhaft unterschieden.

Diese Seitenwege, auf denen sich hier und dort eine Ruhebank fand, schienen für einen Ueberfall besonders günstig; hier hoffte Hugo eine Scene ausführen zu können, die er später einmal mit Glück in einer Novelle schildern konnte. Seinen Strauß suchte er, besonders als er durch die vorlaute Hauptallee dahinschritt, welche in ihrer regelmäßigen Länge

und Breite als Schießstand für die Artillerie hätte benutzt werden können, schamhaft zu verbergen; doch er hatte bei dem Kunstgärtner ein solches Ungeheuer von Bouquet gekauft, daß es diesen Bemühungen den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzte. So kam es denn, daß die beiden scharfblickenden Hoffräulein, die Guntershausen und die Kahlau, welche gerade des Weges kamen, das Bouquet zugleich mit dem Ritter erblickten.

„Wo will denn der dicke Strauß mit dem jungen Justizrath hin?“ sagte die Guntershausen, indem sie Hugo mit dem Namen bezeichnete, mit dem sie ihn bei Hofe ein für allemal aus der Taufe gehoben hatten.

„In der That, er sieht aus, wie ein Hochzeitbitter,“ versetzte Fräulein von Kahlau, und obschon Hugo rasch um die grüne Ecke bog, so wurden ihm doch noch einige Salven nachgeschickt.

„Der arme Mensch! Er soll ja auch ein poetischer Blumengärtner sein, aber so was Dickes hat er in der Poesie noch nicht zu Stande gebracht.“

Hugo bereitete sich inzwischen auf eine poetische Anrede vor, indem er mehrere Sätze, die ihm in den Sinn kamen, kritisch zergliederte und ihnen, da sie ihm zu lang erschienen, einige Gliedmaßen am-

putirte; doch der rechte, anmuthige Fluß der Rede wollte sich nicht einstellen. Hinter einem Fliederstrauche stehend, blickte er indeß hinaus auf die Allee, ob die angebetete Schönheit sich nicht zeige. Endlich kam sie unter den hohen Pappeln einhergeschritten, stattlich und schön, wie ein Wesen höherer Art, wenn sie Hugo mit den kleinen Hoffräuleins verglich, die eben vorüber gegangen waren. Doch in welchen Seitenweg wird sie einlenken? Sie ging an dem Hinterhalt vorüber, in welchem ihr Lehrer lauerte; doch den nächsten Weg, der nach derselben Seite zu abführte, schlug sie ein und Hugo durfte hoffen, ihr jetzt in den vielgewundenen Nebengängen zu begegnen. In der That, er hörte mit nervösem Schauern das Rascheln eines Kleides auf dem knirschenden Kies, und mit raschem Entschluß ihr entgegentretend, setzte er ihr sein Bouquet wie einen Revolver auf die Brust.

Sie erschrak indeß durchaus nicht, sondern lächelte.

„Gnädiges Fräulein,“ deklamirte der junge Doktor, „gestatten Sie mir, Ihnen diesen Strauß zu überreichen als Ausdruck der stillen Bewunderung, die ich für Sie stets empfunden habe . . . ich ver-

ehre die Schönheit und Sie machen mich glücklich, wenn Sie mir erlauben, das auszusprechen und hierin keine Zudringlichkeit sehen."

Zoë nahm das Riesenbouquet und dankte mit einer leichten Verbeugung, indem sie mit kundigem Blick den jungen Mann musterte. Hugo mit seiner schlanken Gestalt, den lebhaften Augen, dem kleinen Schnurrbärtchen, konnte schon eine solche Musterung vertragen. In der That war der Erfolg derselben ein günstiger. Zoë dachte nicht daran, den jungen Mann abzuweisen.

„Wie romantisch . . . welche Ueberraschung! Das sieht ja aus wie ein Abenteuer . . . und das begegnet mir hier so selten. Mit wem hab' ich die Ehre?“

Hugo nannte seinen Namen und verweilte bei dem Doktor mit stolzer Betonung.

„Besten Dank, mein Herr Doktor! Sie sind Mediziner?“

„O nein! Es macht mir keine Freude, an dem menschlichen Körper herumzupfuschen; ich will ihn wie ein Bildhauer bewundern, aber nicht wie ein Handlanger zurechtstücken.“

„So sind Sie Jurist?“

„Eigentlich ja, doch als Doktor bin ich Phi-

losoph, eine Art von Doktor Faust, will Alles wissen, Alles begreifen."

"Aha . . . solch ein Doktor Klingsohr aus dem Ungarland, doch Sie sehen nicht aus wie ein Magier."

"Die Magie ist heutzutage nur noch bei der Schönheit: o, wenn Sie wüßten, wieviel Ihnen dieser bunte Strauß zu sagen hat."

"Ich verstehe mich nicht auf die Blumensprache."

"So will ich sie Ihnen erklären."

Und mit der Bedanterie, die seinen Genialitätsgelüsten stets die Wage hielt, setzte Hugo der schönen Dame auseinander, zu welcher Klasse die einzelnen Blumen gehörten, welche Namen sie führen in Deutsch und Latein und welche Bedeutung sie haben für die Frauen der östlichen Harems, die Erfinderinnen der Blumensprache.

Zoë hörte diesen Auseinandersetzungen zerstreut zu: "So sind die Deutschen," dachte sie, "langweilig selbst in ihren Galanterien . . . und auch dieser artige junge Mann hat seinen kleinen Popf, der immerhin kein übles Spielzeug wäre."

Hugo gefiel ihr: "die jugendlichen Deutschen haben etwas Apartes, solch ein Ausströmen geistiger

Jugend, wie man es sonst nicht findet, eine Art von Fluidum, welches elektrisch wirkt."

Inzwischen knirschte der Kies in der Nähe von den Schritten eines Spaziergängers; es war Zeit, das Gespräch abzubrechen.

"Besuchen Sie mich in meinem Hotel," sagte Zoë verbindlich; "ich werde mich sehr darüber freuen."

Und so mit dem unbequemen Blumenbouquet ausgerüstet, das der Riese Gargantua seiner Gattin hätte zum Geschenk machen können, schritt Zoë durch den Park, gleichgültig gegen das Aufsehen, das sie erregte. Die Fräulein von Guntershausen und von Kahlau kehrten gerade von ihrem Spaziergang zurück.

"Um's Himmelswillen . . . da hat ja der junge Justizrath sein Bouquet abgelagert. Die schöne Pariserin . . . bei ihr also ist diese Bombe geplatzt. Sie trägt den Sammer übrigens mit Anstand, das muß man sagen . . . und sieht nicht ganz so aus, wie eine Köchin, die etwas zum Geburtstag des Hausherrn vom Markte nach Hause bringt, um es in die große Vase in der guten Stube zu stecken."

Hugo aber ging noch lange, in tiefes Sinnen

verloren, in den Gängen des Parkes auf und ab. Wie hoheitsvoll, wie bedeutend erschien ihm diese Fremde, wie eigenartig war selbst die leise Dialektfärbung ihrer Sprache, wie frei von engherzigen Rücksichten ihr Benehmen! Welche Heldin für ein Kapitel in seinem Roman . . . vielleicht in seinem Leben. Er wußte nicht recht, wo er sie zuerst unterbringen sollte; doch entschied er sich dann für das Letztere. Er mußte sie sehen, sprechen, studiren, lieben . . . vielleicht eine große Leidenschaft . . . welch ein Glück für die Schlußkapitel . . . dann konnte sich das schläfrige Wasserrad seines Romans noch in ein sprühendes Feuerrad verwandeln.

Zu Hause hörte er immerfort von Hedwig sprechen . . . gewiß, sie war schön, aber sie war alltäglich; schöner als die Anderen im Residenzstädtchen, aber sie gehörte zu derselben Sorte. Ihr Bild verblaßte neben der glänzenden Erscheinung Zoë's. Das war eine exotische Prachtblüthe, Hedwig nur ein anmuthiges Pflänzchen im Hausgarten.

Als junger Gelehrter ging Hugo gründlich zu Werke; er wußte, daß Zoë aus Rumänien stamme und holte sich aus der Stadtbibliothek mehrere Werke um über dies Land Studien zu machen.

Dann ließ ihm wieder der Begriff des demi-monde keine Ruhe: ein Stichwort, das seine Mutter fortwährend vorbrachte, wenn von den Pariserinnen die Rede war. Soß, eine rumänische Gräfin, sollte zum demi-monde gehören . . . unglaublich! Hugo studirte die neuesten Pariser Romane, deren Heldinnen diese zweifelhaften Wesen waren, diese Dämmerungsfalter zwischen dem Tag der feinen Gesellschaft und der Nacht der wüsten Sünde. Da fand er manches Kapitel, das ihn nachdenklich machte. Gab es da nicht Schönheiten aus allen Zonen, sogar Kreolinnen im Herzen der Weltstadt! Und eine Rumänierin war doch nicht von so weither importirt! Dann die Frauen ohne Männer . . . er dachte an die Baronin, deren Baron so wenig über den Horizont emporsteigt, wie die Sonne in den Polarnächten; er dachte an diese allein herumabenteuernden Mädchen und Frauen, diese kühnen Amazonen, welche die weibliche Begleitung und den männlichen Schutz verschmähen und die wie in der Luft wurzelnde Pflanzen gar keinen Zusammenhang zeigen mit irgend einer Familie, aus der sie hervorgegangen.

Gleichviel . . . ein Signalement, das bei der Polizei verdächtig macht, kann die beste Empfehlung

sein für den Dichter . . . und auch die Liebe fragt nicht nach der Paßkarte.

Hugo befand sich in großer Erregung, alle seine Nerven waren gespannt auf die Stunde des Wiedersehens . . . und da es in seine Gewalt gegeben war, so verkürzte er die Dauer der Erwartung und erschien schon am nächsten Tag im Hotel, in welchem Zoë wohnte. Diese war unwohl . . . verstimmt! Mariam hatte sie kurz vorher verlassen, nicht ohne wiederholte Strafreden über ihr müßiges Verweilen; sie hatte die Freundin an den Postwagen begleitet, der sie zur Eisenbahnstation bringen sollte, und die Klänge des Posthorns tön-ten ihr noch immer wie eine unangenehme Mahnung in den Ohren. Auch war ihr der Verkehr mit Mariam eine Gewohnheit geworden . . . und deshalb verursachte ihr die Trennung ein Gefühl des Mißbehagens. Ein erneuter Schmerz der Brandwunden hatte sie veranlaßt, zum Doktor zu schicken. Gleichwohl nahm sie Hugo's Besuch an; sie wollte sich zerstreuen um jeden Preis: vielleicht plauderte der junge Deutsche ihr die mißmuthige Stimmung fort, in der sie sich befand. Sie sah in ihm nur einen netten Bagen, welcher der Wissenschaft die Schleppe trug, keinen genialen Doktor Faust

der sich in ihren Talar hüllte. Hugo, in dessen Brust sich himmelstürmende Gedanken und Gefühle regten, würde sich tief verletzt gefühlt haben, wenn er die geringschätzigte Meinung hätte ahnen können, welche Zoë im Herzen von ihm hegte. Er trat herein mit kühner Entschlossenheit, den Strohhut in der Hand. Zoë merkte jetzt erst, daß sein Haupthaar in vollem Gelock seine Züge umrahmte. Mit diesen Locken ließ sich's vielleicht anmuthig spielen, wie die Sultantin spielt mit dem Kraushaar des äthiopischen Sklaven.

„Ihre Blumen sind noch nicht verwelkt,“ begann Zoë, auf den Strauß deutend, der ihren Toilettentisch schmückte. Hugo, der sogleich wieder unter dem Bann der rumänischen Schönheit stand und dabei das türkisch bunte Negligée bewunderte, das trotz aller weiten Falten doch ihre schlanken Glieder abzeichnete, hatte sich vorgenommen, heute durch Geist zu glänzen.

Einem deutschen Doktor der Philosophie kann dies nicht schwer fallen, sobald er nur den ernststen Vorsatz hat. Es war dies wenigstens Hugo's Ueberzeugung; er suchte das Gespräch, nachdem die unvermeidlichen Alltäglichkeiten am Anfang überstanden waren, alsbald in eine Bahn zu lenken, in welcher

er sein Genie verwegen tummeln konnte. Zoë, die ihn zu sich aufs Sopha genöthigt hatte, und einige sultanische Gelüste mit Mühe unterdrückte, meinte freilich, daß er nur die Schule reite und daß diese Volken der deutschen Gelehrsamkeit ziemlich ermüdend und langweilig seien.

Man sprach zunächst von den Völkern des Ostens. Hugo begann tiefsinnig den indogermanischen Sprachstamm zu zergliedern und brachte dann die Unterhaltung auf Rumänien, wobei er alle neuerdings mit Hülfe der Stadtbibliothek erworbenen Kenntnisse verwerthete, zum großen Erstaunen Zoë's, welche dabei Manches erfuhr, wovon sie selbst keine Ahnung hatte. Dann lenkte Hugo ein auf Zoë's neue Heimat Paris und erging sich in Vergleichen zwischen Deutschland und Frankreich. Als eifriger Leser des modernen Feuilletons erkannte er die tonangebende Bedeutung Frankreichs an; auch hoffte er dadurch sich bei der fremden Schönen einzuschmeicheln, bei der er nur geringe Sympathie für sein eigenes Vaterland voraussetzte.

„Es ist bedauerlich, daß zwei Völker, die so berufen sind, einander zu ergänzen und zusammen die Entwicklung der Kultur auf ihre höchste Stufe zu bringen, sich so feindlich drohend gegenüber-

stehen. Der dritte Napoleon denkt schon lange an die Rache für Waterloo und er hat dabei den Instinkt des ganzen Volkes für sich. Dabei steht ganz Deutschland unter der geistigen Herrschaft von Paris. Die Moden der eleganten Pariser Damen schlottern, kläglich nachgeahmt, um die taillenlosen Leiber der deutschen Melusinen, die mit ihrem urwüchsigem Fischschwanz im Wasser der germanischen Geschmacklosigkeit herumplätschern; unsere Spüraugen schielen nach Paris und holen sich von dort das Feuilleton, doch das französische Feuilleton macht aus jedem Nichts Etwas, das deutsche aus jedem Etwas Nichts."

Joë nickte dem begeisterten Süngling ermuthigend zu . . . er hatte den Muth, eine Quaste vom Gürtel ihres Negligées zu ergreifen und spielte zerstreut mit derselben, während er mit seiner Rede fortfuhr: „Das deutsche Feuilleton kommt mir immer vor wie der Giertanz eines Bären: ein paar mühselige pas, dann knirscht die zerstampfte Schale und der geistige Dotter spritzt herum. Besser als die Bären sind freilich die Affen, welche eine besondere Geschicklichkeit darin besitzen, den Nachbarn drüben Alles abzulauschen. So kann ein Deutscher als Franzose zweiten Grades diesseits des Rheines mit denselben Eigenschaften

berühmt werden, mit denen er drüben nur ein großer Stümper bliebe.“

Es war eine zarte Aufmerksamkeit von Zoë, daß sie aus dem Strauß eine Blume genommen, eine Theerose, und sich ebenso andächtig in das Aroma derselben vertiefte, wie in das geistige Aroma, das aus Hugo's Neben ihr narkotisch entgandufstete. Sie warf indeß über die schüchterne weiße Rose hinweg einen fragenden Seitenblick auf ihren Nachbar, der im rednerischen Schwung an der Quaste zog und zerrte, daß das eigenthümliche Geberdenspiel für die Haltbarkeit des Gürtels gefährlich zu werden drohte. Es lag aber in ihrem Blick noch ein anderes Fragezeichen: sie war eine patriotische Rumänin und wunderte sich über den Mangel an Vaterlandsgefühl, den ihr junger Nachbar mit solchem Stolz zur Schau trug.

„Sie gehören wohl selbst zu diesen halben Franzosen?“ sagte sie lächelnd; „Sie erkennen die Ueberlegenheit Ihrer Feinde ja mit solcher Wärme an . .“

„Ich spreche nur von Thatsachen; einer der wenigen deutschen Vorzüge ist unsere Unparteilichkeit: Thatsache ist die Abhängigkeit unserer Presse von der französischen. Und gar unser Theater: statt die

ideale Poesie, die unsere Domäne ist, auch auf der Bühne zu pflegen oder das echt humoristische Charakterlustspiel, das für die Franzosen selbst ein Buch mit sieben Siegeln ist, gehn unsere Autoren drüben in die Lehre, um das Degen- und Mantelstück in seiner neuesten Verkleidung als soziale Komödie zu studiren, bringen französische Sitte auf unsere Bühnen, lauschen den dramatischen Handwerkern drüben ihre Kunstkniffe ab, besonders das Hauptkunststück, jedem Stoff irgend eine große Rührscene abzuquälen und das übrige Stück mit bunten Genrebildern vollzutüpfeln. Und mit all' dieser Willfährigkeit bringen sie nur Machwerke zustande, über die man an der Seine lachen würde; denn so kühne Ehebrüche wagen sie doch nicht in Scene zu setzen und es sind kindlich rührende Harmlosigkeit, die sie aufstischen und hinter denen nur ein ganz verderbter Mensch etwas Schlimmes suchen kann. Gleichwohl schweifwedelt die Feuilletonkritik, die ihres Zeichens selbst französischer Herkunft ist, vor diesen Bastardgeburten mit ihren matten Gallizismen der Erfindung und des Stils . . . sind sie doch wenigstens mit Seinewasser getauft und das Publikum beklatscht diese dramatischen Gauferien; sie tragen ja doch den Firniß der Mode; geht doch

von ihnen ein Leuchten aus, wenn's auch nur das Leuchten des Moders und der Verwesung ist. Doch das Schlimmste ist, daß diese franzöfirenden Bühnenerzeugnisse aus zweiter Hand die aus der ersten nicht verdrängen können.

„In hundert Uebersetzungen überfluthen die französischen Originale unsere Bühne, und die geachtetsten Dramaturgen verwenden ihre Mußestunden dazu, Alles, was auf einer französischen Bühne auftaucht, gleich für die deutsche einzufangen. Was in Paris Fiasco macht, wird mit zerbrochenen Gliedern noch auf die deutsche Bühne geschleppt und erregt hier noch Bewunderung. Der deutsche theatralische Barnaß ist ein französischer Scherbenberg, ein *Mont testicularis*, wie der an der Tiber in dem ewigen Rom.“

Bei dieser letzten Wendung, welche Hugo selbst für ebenso gelehrt wie geistvoll hielt, hatte er mit unwillkürlichem Nachdruck die Gürtelschnur etwas stark angezogen, so daß sie sich zu lösen anfing. Zoë bestrafte ihn dafür, indem sie ihm kokett auf die Hände schlug, die Quaste ihm entriß und die Schnur wieder fester nestelte.

Hugo küßte die Hand, die ihn geschlagen und war eben im Begriff, den Versuch zu machen, ob

seine Buße nicht noch einen höheren Aufschwung nehmen, noch mehr Innigkeit und Inbrunst durch einen glühenden Kuß auf die Lippen der verzeihenden Madonna an den Taglegen könne, als es plötzlich klopfte. Hugo fuhr zurück, als lauerte in der türfisch bunten Gewandung eine Schlange; doch noch mehr erschraf er, als er ein Mädchen hereintreten sah, und so sehr er sich anfangs dagegen sträuben wollte, erkennen mußte, daß es Niemand anders sei, als des Doktors Hedwig in ihrer ganzen leibhaftigen Gestalt und Anmuth.

Und doch . . . was war ihm Hedwig? Durfte sie ihn in seiner Freiheit beschränken? Hatte er ihr je ein hoffnungsvolles oder gar ein bindendes Wort gesagt? Hatte er die stillen Hoffnungen und Wünsche der Eltern je bestärkt? Nein, sie mochte sehen, daß er seinen eigenen Weg ging, wie es eines Genies würdig sei.

Gleichwohl fühlte er sich sehr beschämt . . . er wußte selbst nicht recht warum; er sprang vom Sopha auf in größerer Geschwindigkeit, als die Höflichkeit allein hätte verantworten können, griff nach seinem Strohut, um sich den Anschein eines flüchtigen Besuchers zu geben und drehte ihn dann verlegen in der Hand, wie der Jongleur einen Teller,

den er dann auf der Nasenspitze balanciren will. Hedwig selbst schien weder betroffen noch erzürnt über das Zusammentreffen mit ihrem Jugendfreund; sie grüßte freundlich, nachdem sie der Comtesse ihre Verbeugung gemacht.

„Entschuldigen Sie, gnädigste Comtesse! Der Portier wies mich an diese Zimmernummer und ich fand Niemand, der mich angemeldet hätte. Mein Vater, der Doctor Foller, plötzlich zu einem schwerkranken Patienten in der Umgegend abgerufen, schickt mich zu Ihnen und läßt um Entschuldigung bitten, wenn er erst gegen Abend bei Ihnen eintreffen kann, er läßt Sie ersuchen, die Salbe, die er Ihnen neulich verschrieben, zunächst wieder auf die Wunde aufzulegen.“

„Er hätte mir keinen angenehmeren Stellvertreter schicken können,“ sagte Zoë, indem sie Hedwig nöthigte, Platz zu nehmen. Hugo warf, trotz seiner Verlegenheit, einen prüfenden und vergleichenden Blick auf die Beiden: da saßen sie neben einander, das blühende, vom Reiz der Herzensunschuld strahlende deutsche Mädchen und die wildfremde Schönheit mit dem dunklen Feuer des Orientes. Ihm ging in diesem Augenblicke ein ganzes Romankapitel auf: doch er konnte sich nicht länger in den Reiz

dieses Kontrastes verfenken; seine eigene Lage war zu ungünstig für den Standpunkt eines ruhigen Beobachters. Er sann und sann auf eine Abschiedsrede, mit welcher er seine Anwesenheit maskiren und entschuldigen konnte: seine erfinderische Phantasie, die auf dem geduldigen Papier unerschöpflich war, aber in der schnöden Wirklichkeit von dem raschen Instinkt jeder mit Mutterwitz begabten Erastochter beschämt wurde, ließ ihn längere Zeit im Stich; endlich hielt er es für das Gerathenste, Hedwig selbst zu kopiren, obschon er als Kopist eine ziemlich unglückliche Rolle spielte:

„Mein Vater, gnädigste Comteß,“ sagte er, „wird sich selbst die Ehre geben, über diese Angelegenheit noch näher mit Ihnen zu sprechen, wenn dies nach den Aufklärungen, die ich Ihnen zu geben vermochte, noch Ihr Wunsch ist.“

Soë warf einen fragenden Blick auf Hugo und dann auf das Mädchen, das an ihrer Seite saß; dann sagte sie in gleichgiltigem Ton, der aber doch etwas boshafte Schadenfreude durchscheinen ließ:

„Ich werde auf den Besuch Ihres Vaters verzichten, wenn Sie selbst die Güte haben, gelegentlich noch einmal mit den Aufklärungen fortzufahren, die Sie mir heute gegeben.“

„So stör' ich wohl?“ sagte Hedwig und erhob sich.

„Durchaus nicht . . . ich vertrage nicht so lange gelehrte Gespräche, das greift meine Nerven an; aber nach einer längeren Pause will ich mich gern in der Sache weiter orientiren.“

Hugo hielt eine Verbeugung für eine ausreichende Zusage und verschwand mit einer Schnelligkeit, mit der man den heißen Boden eines Kraters verläßt, aus dem die Flamme zu brechen droht.

„Ein artiger junger Mann,“ sagte Zoë.

„Er ist ein Jugendgespieler von mir,“ versetzte Hedwig, „voll Talent und Geist, lebhaft und lebenswürdig. Auf den Schulen hatte er stets die besten Zeugnisse; sehr jung noch hat er sein Doktorexamen bestanden; er ist die Hoffnung und der Stolz seiner Eltern; nur befindet er sich jetzt in einer Epoche unentschiedenen Schwankens, welchen Beruf er wählen soll; er hat die Rechte und die Philosophie studirt . . . den Begabten wird es am schwersten, den rechten Weg zu finden.“

Wenn Zoë in diesem Lob den Ausdruck inniger Zuneigung zu finden glaubte, so irrte sie sich; es war ebenso unbefangen wie aufrichtig und nicht einmal durch freundschaftliche Gesinnung diktiert, son-

bern aus Ueberzeugung hervorgegangen: so spiegelte sich das Bild des Jugendfreundes in der klaren Seele des Mädchens.

Nicht Zuneigung zu Hugo war es, was Hedwigs Herz lebhafter schlagen ließ, als sie neben der Fremden saß, in der sie nicht Hugo's, sondern Ottomars Freundin sah. Doch wie klein fühlte sie sich neben der vornehmen Dame aus Paris! Wieviel hatte diese gesehen und erlebt, was sie im Laufe des Gesprächs berührte! Wie lebendig waren ihre Schilderungen, wie geistreich ihre Urtheile!

Und doch war dies alles nicht erlernt, nicht bloß der oberflächliche Ton der Salons und der Mode! Welch ein Feuer leuchtete aus ihren Blicken, welche Gluth überflog ihre Wangen, wenn der Gegenstand sie hinriß, von dem sie erzählte! Und war sie nicht eine Schönheit, diese hohe Gestalt, schlank und voll zugleich, der edle Schnitt der Züge, das prachtvolle, üppige Haar? Neidlos erkannte Hedwig die Ueberlegenheit der Fremden an, neidlos . . . doch nicht ohne ein schmerzliches Gefühl, nicht ohne die Wehmuth der Entsagung, die ja keinem verheißenen Glück, sondern nur stillen Wünschen und Träumen gelten konnte.

Und doch . . . wenn sie bewundern wollte, un-

eingeschränkt bewundern, ein Gefühl, welches für edle Gemüther so wohlthuend ist: da trat ein Etwas dazwischen, für das sie so schnell keinen Namen finden konnte. Zoë berührte in gleichgültigem Gespräch so vieles, was für Hedwig aufregend, ja verlegend war; sie glitt mit leisen Andeutungen über Verhältnisse hinweg, deren bloße Erwähnung den Sinn des Mädchens empörte. Und als sie den entzückenden Taumel des Pariser Lebens schilderte, da kam es über sie wie eine dithyrambische Gluth und Hedwig sah auf einmal in ihr die feurig blickende Mänade . . und sie hatte das Gefühl, als müßte sie, wenn der ephruebekränzte Schwarm an ihr vorüberjauchzte, ihr Antlitz im dichtesten Laubwerk verstecken.

Und so schied sie mit getheiltem Gefühl! Sie hätte ihm, den sie aus der Ferne und in der Stille liebte, das reichste Glück gegönnt; doch konnte dies wilde Mädchen es ihm gewähren? Konnte es eine dauernde Neigung verstehen und pflegen? War sie nicht mehr eine Gefahr als ein Glück für ihn? Hedwig hatte nie solche Frauen gesehen; sie erkannte ihr berücksendes Wesen, ihre siegreiche Uebermacht an und doch mit Besorgniß, mit Angst, mit Zweifel. Seitdem erfüllte sie eine innere Unruhe; wie eine

bange Ahnung lag es auf ihrer Seele: was wird ihm die Zukunft bringen?

Soë selbst war für Hedwigs Anmuth nicht unempfindlich; sie prüfte ihre Schönheit und fand sie tadellos; alles in schönstem Ebenmaß, Hand und Fuß, die sie mit schnellem Blick streifte, das Goldblond der üppigen Haare, der zarte Teint, das unverfälschte tiefe Blau der Augen . . . und doch, der Frühlingsduft dieser Jugend und Unschuld berührte sie fast peinlich wie eine geheime Anklage; alle Blüthen des Lebens, die sie abgestreift, sahen ihr wie hohnlächelnd aus diesem frischen Kranze siegesfreudig entgegen . . . und sie half sich damit, daß sie die Schönheit des kleinstädtischen Mädchens verspottete. „Ein Wachsbild und ein Puppenkopf für den Friseurladen dieser imposanten Residenz,“ sagte sie vor sich hin, als Hedwig das Zimmer verlassen hatte; aber im tiefsten Herzen war sie neidisch auf Reize von einem für sie unerreichbaren Zauber, den sie nie besessen oder unwiederbringlich verloren hatte.

Am nächsten Tage sollte Hedwigs Geburtsfest gefeiert werden. Der Arzt und der Justizrath hofften, daß vielleicht die Kinder sich näher treten würden und irgend welche Präliminarien für eine künftige

Ehe oder mindestens für eine Verlobung unterzeichnet werden könnten. Hugo war aber gerade ganz in den Banden der Rumänin, die seine Phantasie und seine Sinne berauscht hatte. Hedwig konnte sich zwar neben ihr sehen lassen, das mußte er eingestehen; aber sie blieb ihm ja als der milde Stern seiner Heimat, während die Fremde meteorisch am Himmel vorüberzufliegen drohte. Als Geburtstagsgratulant hatte er indeß eine alte Pflicht zu üben; er stellte sich alljährlich bei Hedwig mit einem kleinen Gedicht ein; er hatte sie verwöhnt und fürchtete daher, sie werde diese süße Gewohnheit vermissen, wenn die Verse ausblieben. Er begab sich auf sein Gemach, eine Dachmansarde mit schönem Fernblick, und, um in die dichterische Stimmung zu kommen, welche die Mutter unsterblicher Werke ist, ließ er sich eine Flasche Cliquot holen und nahm einen Band von Goethe's Werken; denn Goethe war ja der größte Gelegenheitsdichter aller Zeiten. Die Schiller'sche Begeisterung aber trank er aus dem Champagnerglas . . . aus solchen Schaumperlen waren ja gewiß die mouffrenden Verse hervorgegangen, mit denen Mortimer um die Liebe der todgeweihten Königin wirbt. Glas auf Glas . . . da strahlte an seinem Dichterhimmel das Gestirn

der unsterblichen Dioskuren. Doch zuerst die Feuer-
gluth für Zoë . . . dann hoffte er auch, daß in
dem Gedicht für Hedwig

die zähe Glockenspeife
Fließe nach der rechten Weise.

Und er begann mit glühendem Schwung, nach-
dem er sich die Haare von der Stirn gestrichen
hatte:

Du leuchtend Wunder, herrlich Meteor,
Vor dessen Glanz die Sterne rings erbleichen:
Zu Deinem Feuerchein blick' ich empor,
Als wär' er meines Glücks verheißend Zeichen.
Ich weiß, mein Glück wird nur im Sturm geboren.
Und wenn ich's fassen will, so ist's verloren!
Den Flammentod in Deinem Arm zu sterben,
Ist süßer Rausch und seliges Verderben.

Damit hatte sich Hugo selbst genug gethan;
es war etwas im Stil von Mortimer, nur daß
diese Maria Stuart den Sklaven umflechten konnte
mit Locken, die noch nicht des Todes finsternen Mäch-
ten verfallen waren. Doch nun mußte der Dichter
seine Lyra herabstimmen, um dem Geburtstagskind
gerecht zu werden; er las Goethe's Gedichte mit
Andacht, besonders die Gelegenheits- und Hofgedichte,
wobei er sich im Stillen sagte, daß der Pegasus des
Weimariſchen Meisters bisweilen doch einen recht

harten Trab gegangen sei; doch er selbst mußte ja den konventionellen Ton des Familienfestes zu treffen suchen, und da waren ihm diese goethe'schen Verse mit ihren gesteihten Superlativen und den Frackschößen ihrer gezierten Reime ganz willkommen: er fühlte, wie des Geistes Fluthstrom nach und nach ebhte, und bald war er tief genug gesunken, daß er das Gedicht an Hedwig schaffen konnte:

Von Herzen grüß' ich Dich, Du zierlichst Holde
 Im hellsten Schmuck, in Deiner Locken Golde,
 Und spenden möcht' ich Dir an Deinem Feste
 Von allem, was die Erde trägt, das Beste:
 Die schönsten Blumen, die den Anger schmücken,
 Die schönsten Lieder, die den Wald entzücken,
 Die frommsten Wünsche bring' ich Dir entgegen,
 Dir aber bringe jeder Heil und Segen!

Auch mit diesen Versen war Hugo zufrieden; es schien ihm, als wären sie mit dem leuchtenden Finger der Goetheschen Poesie betüpfelt; er belohnte sich mit einem neuen Göttertrunk, den die dickleibige Flasche bereitwillig hergab . . . und suchte dann ein paar zierliche Kouvarts hervor, auf welche er die Adressen der beiden Damen hinschrieb . . . dann aber gab er sich, eine Cigarre rauchend, behaglichem Selbstgenuß hin. Alle echte Poesie ist doch Gelegenheitspoesie; greift nur hinein ins volle Menschen-

leben . . . wie von unsichtbarer Macht wird es uns in die Feder diktiert, wenn wir leibhaftig die Gestalten vor uns sehen, denen unsere Begeisterung gilt! Ich bin doch ein wahrer Poet . . . wenn die Welt nur mehr Sinn hätte für das Echte, für das „einmal Gesagte!“ Doch wer unterscheidet heute Gold und Salmi?

Hugo trank Glas auf Glas . . . er sah sich selbst in immer schöneren Verklärung und Glorie . . . noch hatte er keinen Band Gedichte drucken lassen, aber ein Band mit Gedichten wie diese . . . selbst das schwerhörige Publikum der Gegenwart muß achtsam lauschen, wenn ein solcher fastalischer Quell zu sprudeln beginnt! Rosenrothe Gewölke trugen ihn empor . . . Hugo feierte seine eigene Apotheose . . . und als er das letzte Glas geleert, schien die Welt unter ihm im blauen Dämmer zu verschwinden. Er erhob sich . . . doch es war um ihn, wie ein Schwanken und Schweben . . . und die frische Luft, die seine Stirne kühlte, erhöhte noch den anmuthigen Taumel, der ihn umsing. Dazwischen hörte er die Stimme der Selbstanklage: es ist doch der Gipfel des Egoismus, sich so allein zu berauschen. Doch allein? „War ich denn allein? Die Poesie und die Liebe waren ja bei mir!“ Er wollte seine

Verse noch einmal lesen; doch die Zeilen verschwammen vor seinen Blicken. Er steckte die Gedichte in die Kouverts, klingelte, gab sie dem Mädchen, daß es sie auf die Stadtpost trage, und warf sich dann aufs Sopha, wo er alsbald in süße Träume versank, und sie waren so konfus, daß er Hedwig auf wildem Roß reiten und seinen Vater mit Thränen der Rührung der holden Zoë aus der Geburtstagsbowle das Glas vollschenken sah. In der That, er hörte im Traum die Stimme seines Vaters; doch vergeblich suchte der Papa Justizrath den Sohn zu erwecken, welcher das Abendbrod und den Abendstern verschlief und erst in der Morgendämmerung erwachte, die er für die Abenddämmerung hielt, bis die kräftige Stimme der Justizräthin, die ihn zum Frühstück rief, ihm die Situation klärte.

Doch dieser Tag, der für ihn mit der Abenddämmerung angefangen hatte, sollte noch manche Verwirrung in seinem Schoße bergen. Hugo holte sich beim Kunstgärtner einen Strauß, das heißt ein schüchternes Sträußchen, das in feinem Sedezformat höchst bescheiden abstach gegen die Blumenfülle in Folio, welche Zoë von ihm empfangen: offenbar wollte er bei Hedwig nicht zu große Hoffnungen erwecken; dies Sträußchen mit seiner nur leise flüsternden

Blumensprache sollte ihr sagen: „Dein Jugendfreund stattet Dir pflicht- und gewohnheitsgemäß seine alljährliche Huldigung ab; denke freundlich an das Arkadien, in dem wir zusammen gespielt haben, das aber jetzt Jahrzehnte weit hinter uns liegt.“ Mit diesem Sträußchen bewaffnet, schritt er dem Hause des Doktors zu: da flog Zoë auf wildem Roß an ihm vorüber. Er hatte gerade noch soviel Zeit, seinen Strauß aus der rechten in die linke Hand hinüberzutafchenspielen, um mit der rechten den Hut ziehen zu können. Zoë aber schien es nicht zu bemerken . . . und doch hatte sie ihn angesehen mit einem Lächeln, das ihm weniger freundlich als spöttisch zu sein schien, und dabei hatte sie so trohig drohend mit der Reitgerte in der Luft herumgefahren, als wollte sie nicht bloß ihrem Flügelroß, sondern auch ihrem Verehrer ein Zeichen geben, was er bei ihrer augenblicklichen Stimmung von ihr zu erwarten habe.

War dies der Lohn für die schönen Verse, die er am gestrigen Tage in der vulkanischen Esse geschmiedet hatte, in welcher sein Genie, kein lahmer Hephästos und kein einäugiger Cyclop, aber mit Riesen- und Götterkräften ausgestattet wie diese, unsterbliche Werke schuf? Er konnte sich auf diese

Berfe nicht mehr beftimmen; fo fehr er auch fein Gedächtniß anftrengte, fie zerrannen ihm wie perlender Champagnerſchaum, doch er hatte das dunkle Gefühl, daß ihm der kühne poetiſche Wurf gelungen war.

War er vielleicht zu kühn geweſen? Hatte ihn der Schwung ſeiner Phantaſie nicht zu weit fortgeriſſen? Er tröſtete ſich mit dem uralten Recht der poetiſchen Licenz. Zoë war ja hochſinnig genug, um ſolche poetiſchen Licenzen zu würdigen.

Im Hauſe des Doktors fand Hugo nicht die Jugendfreundin: ſie war in den Wald gewandert; doch er durfte in ihrem Zimmer auf ſie warten. Es war ihm hier ſo eigen, ſo traulich zumuthe: doch als er ſich dieſe Stimmung für ein Sonett zurechtlegen wollte, da merkte er zu ſeinem größten Aerger, daß ihm Niemand Geringeres als Goethe ſelbſt alle Gedanken vorweggenommen hatte, die ein geborener Dichter, wie er ſelbſt war, bei ſolchem Anlaß zu Tage fördern könnte:

Es athmet alles rings Gefühl der Stille,
der Ordnung, der Zufriedenheit.

Er fühlte ſich auf einmal als Epigone . . . woher die Unſterblichkeit nehmen, wenn ſie einem ſchon von den großen Geiſtern der Vergangenheit

forteskamotirt worden ist? Die Reminiscenz . . . das ist das fluchwürdige Erbtheil des nachgeborenen Geschlechts! Man glaubt einen eigenen Gedanken zu haben . . . und sieht man näher hin, so trägt das Kind die Züge irgend eines anderen unsterblichen Vaters. Eine Sentenz, welche man mühsam seiner Phantasie abgerungen, erweist sich auf einmal als eine natürliche Tochter von Goethe oder Schiller, und für den Ehebund, den man mit der Muse geschlossen, gilt nicht einmal der alte Rechtsatz: Pater est, quem nuptiae demonstrant! Unser Wissen ist Reminiscenz und unser Weissagen ist Plagiat . . . und wir müssen uns oft selbst betasten, ob unsere Glieder unser eigen sind oder ob unser ganzes Leben nur die hundertste Inkarnation irgend eines früheren Wischnu ist.

In diesen entmuthigenden Gedanken und Träumen hatte sich Hugo auf die strohgeflochtene Causeuse hingeworfen, die Hedwigs schlichten Gartensalon zierte, und er stieß mit dem Fuße ärgerlich den Schemel beiseite, auf dem doch so oft die zarten Füßchen des holden Mädchens geruht hatten.

Endlich erschien sie selbst, so frisch, so morgenschön, wie er sich sagen mußte, abermals über eine Goethe'sche Reminiscenz stolpernd, die ihm im Wege

lag . . . sie trug in der Hand einen großen duffigen Waldblumenstrauß, welcher sein niedliches Gartensträußchen sehr beschämte. Es war ihm, als ob die Poesie des Waldes wie ein mahrender Hauch ihr leichtes Morgengewand umzitterte, als ob die blauen Glöckchen der Campanula ihr zu Ehren klängen und läuteten mit den Silbertönen des Elfenreigens, als ob des Waldmeisters Sternblüthen ihr den Weihrauch trunkener Andacht zudufteten. Waren doch ihre Augen tiefblau, wie des Wiesenveilchens Blüthenkrone, ihre Wangen frisch geröthet wie das liebliche Adonisröschen.

Und doch . . . so freundlich sie lächelte und Hugo's Gruß und Händedruck erwiderte, so herzlich sie dankte: es war etwas in ihrem Wesen, was wie stille Wehmuth gemahnte, ja wie das Mitleid, das die barmherzige Schwester einem Kranken entgegenbringt. Kein Wort von seinen Versen. Hugo war es nicht wohl zumuthe, sie kam ihm fremder vor als sonst; ihre Freundschaft, ja, wie er sich schmeichelte, ihre Liebe erschien ihm sonst als etwas Selbstverständliches; heute begann er daran zu zweifeln. Er hatte gehofft, daß sie ihm als Gegengabe auf sein Geburtstagsbouquet den Waldblumenstrauß schenken werde, den sie in der Hand trug . . . es

befremdete ihn, als sie den Strauß ruhig in die Vase steckte. Sein Besuch war kurz, er war ja bereits zum Abend eingeladen . . . und da konnten sie nach Behagen miteinander plaudern.

Zu Hause herrschte heute eine milde Temperatur. Die Mutter vermied alle Anspielungen auf Hugo's Champagnerrausch; desto kräftigeren Ausdruck gab sie ihrem Wunsch, Hugo und Hedwig möchten einander für das ganze Leben näher treten.

„Du brauchst ein resolutes Mädchen, das Dir den Kopf zurechtsetzt . . . und diese sanfte Hedwig hat einen festen Willen. Dann wirfst Du Dir auch ein bestimmtes Ziel setzen und darin kann sie Dich auch noch einen Theil des Weges begleiten. Die beiden Papa's greifen in ihre Chatouillen und statten Euch aus; das können sie, auch Dein Alter, obgleich er ein Geizhals ist, besonders was das Wirthschaftsgeld betrifft. Schön aber ist sie, Deine Hedwig, ich wiederhol's, sauber und schmuck . . . und die Glasur ist von ihr noch nicht abgesprungen, wie von den zerbrochenen Pariser Töpfen.“

„Mama, man muß sich so früh nicht binden; eine Zeitlang braucht man den Wechsel, die Ueberraschung, ich möchte sagen, die Sensations-

motive; man braucht sie ganz besonders, wenn man ein Dichter ist."

"Ich wünschte," sagte der Justizrath ärgerlich, "daß Dich einmal das Schicksal gründlich zerbläute und Dir die Lust an allen Sensationsmotiven ein für allemal nähme."

Am Abend war blos die Familie des Justizrathes im Hause des Doctors versammelt. Ein Nachmittagskaffee, zu welchem alle jungen Freundinnen eingeladen waren, hatte bereits seinen Abschluß erreicht; in der Nähe Hedwigs wagte sich die Medisance nicht hervor, mit welcher sich die weibliche Jugend sonst für das Alter vorbereitet. Es gab schon recht zungenfertige Ehrabschneiderinnen unter den jungen Damen; es fehlte nicht an Brennnesseln und Stechäpfeln in dieser Flora der Residenz; doch Hedwigs heiteres und harmloses Wesen hielt alle bösen Gelüste im Schach. Einige der Hauptrednerinnen verhielten sich schweigsamer als sonst, es lastete auf ihnen ein unwillkommener Druck, der ihre Lebensgeister lähmte. Das Fräulein von Guntershausen hatte absagen lassen; sie litt, wie sie schrieb, an den Folgen einer Assemblée, die so langweilig gewesen, daß sie den ganzen nächsten Tag davon Kopfschmerz gehabt; nur die genossene Langeweile

verursache ihr Migräne. Und da die ungezähmteste Lasterzunge der ganzen Gesellschaft fehlte, so verlief der Nachmittagskaffee in harmlos freundlichen Gesprächen.

Solch ein deutscher Geburtstag mit seinen Glückwünschen und Blumensträußen hat doch einen gewissen rührenden Zauber, auch in den alltäglichsten Kreisen! Der Arzt sah über das Glas Bowle hinweg, das vor ihm stand, mit einem Gefühl von Behmuth und Dank auf das holde Mädchen, das die Freude seines Alters war. Dem Justizrath war schon ganz schwiegerväterlich zu Muth und die Justizräthin erquickte das Geburtstagskind oft mit einem kräftigen Händedruck und winkte ihm verstohlen zu. Hugo selbst lächelte Hedwig an . . . der wohlbereitete Frank hatte ihn in heitere Laune versetzt; der Vater fürchtete schon, daß dieser Weindunst wieder in Verkrystallen anschließen möchte. Doch die Gedanken des jungen Philosophen verschmähten es diesmal, auf metrischen Füßen zu wandern; er hatte den Abend vorher sein Talent erschöpft; er sagte sich selbst und in ehrlicher Prosa, daß er doch sehr viel Glück bei den Frauen habe; er tröstete indeß im Stillen seine Nachbarin:

„Fürchte nichts und harre aus! Erst huldige ich der aparten Moral des Genies . . . und dann klopf' ich bei Dir an; fürs Familienglück bist Du geschaffen wie keine.“

Die alten Herren wurden munterer, auch die Justizräthin hatte tapfer getrunken: sie wurde durch den Wein stets in eine weiche Stimmung versetzt und dann konnte sie ihren innersten Gefühlen nicht länger Halt gebieten. So war es auch jetzt; sie erhob sich, daß die Gläser klirrten; denn ihr Embonpoint war mit dem Tisch in unliebsame Berührung gerathen; dann ihr Glas in der Rechten haltend, sprach sie mit weinerlicher Betonung, die bei ihrer Krafnatur seltsam komisch gemahnte:

„Und am heutigen Festtag darf ich's wohl sagen, nur als frommen Wunsch natürlich, aber mit Thränen in den Augen, Thränen freudiger Hoffnung: möchte doch endlich einmal der Tag kommen, an welchem unsere Häuser, unsere beiden alten Häuser . . . durch ein engeres Band noch fester verbunden würden.“

Hugo zerrte die Mutter am Kleid . . . er wußte nicht, was er für ein Gesicht zu dieser verfrühten Eröffnung machen sollte . . . er kam sich kläglich vor, wie Einer, der durch eine plötzliche Explosion

verschüttet wird. Die beiden Väter sahen ihn fragend an; er hätte sich am liebsten hinter der energischen Brustwehr verkrochen, welche seine korpulente Mutter darbot.

Da erhob sich, allen unerwartet, Hedwig und sprach mit festem Ton, während eine Röthe ihre edeln Züge überflog: „Das wird nie und nimmer geschehen; ich werde die alte Freundschaft dem Gespielen meiner Jugend immer bewahren, was auch kommen möge; ich werde mit Wehmuth ihm auf den Bahnen folgen, die abseits führen vom rechten Wege; aber . . . ich sag's frei und offen, mit vollem Gefühl meiner Verantwortlichkeit fürs ganze Leben, ich liebe ihn nicht!“

Jetzt war Hugo aufgesprungen, purpurroth, als wäre er auf die Mensur gefordert. Hedwig täuschte sich selbst sie mußte ja, um den Genius zu bewirthen, ihm das Weihgeschenk ihrer Liebe bringen. Er war ja Tasso . . an jedem Finger eine Leonore . . und sie wagte es ihm zu troßen!

Doch unbeirrt fuhr Hedwig fort:

„Und selbst wenn ich ihn geliebt hätte: ich würde mich mit dem heutigen Tage von ihm losgesagt haben . . . mag er wo anders den Feuer= tod der Liebe sterben. Dies Gedicht hat er mir

gesendet; es war für eine Andere bestimmt; ich konnte es nur mit Erröthen lesen. Beklagen kann ich ihn, aber lieben . . . nimmer!"

Und sie warf das Gedicht auf den Tisch und verließ den Salon. Wie eine Harpne fuhr die Justizräthin auf das rosa Papier zu: „Du leuchtend Wunder, herrlich Meteor . . . süßer Rausch und seliges Verderben . . . Das ist ja entsetzlich! Wie kam dies in Hedwigs Hände?"

„Das kommt von der verwünschten Poesie," sagte der Justizrath.

Der Doktor war der Tochter nachgeeilt; er bedauerte die Störung des heiteren Familienfestes.

„An wen hat der Junge diese Verse gerichtet?" fuhr die Justizräthin fort; „ums Himmelswillen, gewiß an dieses Pariser Meteor, von dem ich nur wünschen möchte, daß es mit einem lauten Knall in den Lüften zerplatze."

Hugo war leichenblaß geworden. „Ich habe die Verse verwechselt," sagte er stotternd; „die gute Hedwig als Meteor . . . doch das ist nicht das Schlimmste! Was wird Boë sagen . . . in ihrer Locken Golde? Es ist zum Verzweifeln."

Und auch Hugo stürzte fort, ohne sich um Vater und Mutter weiter zu kümmern.

„Nicht einmal zum Dichten ist er zu brauchen,“ sagte der etwas weinselige Justizrath, als er in den verkehrten Ärmel seines Sommerpaletots fuhr; „zum Juristen ist der konfuse Mensch längst verdorben, aber daß er auch an seine Verse verkehrte Affenfascikel hängt . . . das ist zu arg! Ein verwünschter Abend . . . draußen bleibt noch eine ganze Bowle stehen. Schade um den Göttertrank! Die arme Hedwig! Gieb mir den Arm, Alte! Die Söhne erben das Talent von der Mutter . . . Gott sei Dank, daß ich keine Verantwortung habe für die poetischen Sünden dieses unglücklichen Genies!“

Dreizehntes Kapitel.

Der Witt im Walde.

Tief beschämt durch die schlimme Verwechslung der Gedichte, wagte Hugo nicht, Zoë zu besuchen, so sehr sich seine Gedanken mit ihr beschäftigten; erst mußte die Sünde, deren er sich schuldig gemacht hatte, etwas in Vergessenheit gerathen sein.

Er tröstete sich mit literarischen Arbeiten: hierin war er ein Pedant, wenn er sich auch in der Lyrik für ein Genie halten durfte; er untersuchte die Werke der großen Dichter, kommentirte, interpretirte. Doch auch hier suchte er neue Bahnen zu wandeln, Aufsehen zu erregen, wenn auch nur im Kreise der Kärner, die viel zu thun haben, wenn die Könige bauen. Bald sollte die Welt erfahren, daß er auch ein bauender König sei. Er verfaßte für ein Lite-

raturblatt einen Aufsatz über „Gretchens Mutter.“ Soviel über Goethe und seinen Faust geschrieben worden: gerade über diesen Charakter hatten die Ausleger bisher geschwiegen. Er gehörte zwar nicht zu den Personen des Dramas, er spielte nur hinter den Coulissen mit; gleichwohl glaubte Hugo durch seine Arbeit eine Lücke auszufüllen.

Er konstruirte aus den wenigen betreffenden Stellen der Dichtung das Bild des Charakters und wies ihm alsbald seine gebührende Stelle in der Architektur des Ganzen an. Er war ja ein Philosoph und hatte Sinn für äußere Symmetrie, für den inneren Rhythmus des Kunstwerkes. Die böse Nachbarin Martha brauchte einen Gegensatz: das war eben die Mutter Gretchens, die Vertreterin des guten Principis. Es war aber eine echt künstlerische That des Dichters, daß er diese Mutter nicht selbst auf die Bühne brachte in greifbarer Gestalt, sondern ihr nur im Herzen, im Gewissen der Tochter einen Platz anwies. Gretchen ist es, in der die Mutter lebt und wirkt.

„Und meine Mutter ist in allen Stücken
So affurat.“

Eine echte deutsche Hausfrau! Sollte nicht ihr auch die Sauberkeit angerechnet werden, die in

Gretchens Gemächern herrscht? „Nicht jedes Mädchen hält so rein,“ sagt Mephisto. „Sedenfalls“ meinte Hugo in seiner Abhandlung, „hat die Mutter nicht bloß durch ihre Erziehung, sondern auch durch ihre Oberaufsicht großen Antheil an dieser Sauberkeit, und der „mütterliche Geist,“ von dem Faust spricht, könnte ja auch der Geist der Mutter sein:

Ich fühl', o, Mädchen, Deinen Geist
Der Füll' und Ordnung mich umsäuseln,
Der mütterlich Dich täglich unterweist,
Den Teppich auf den Tisch Dich reinlich breiten heißt,
Sogar den Sand zu Deinen Füßen kräuseln.

Wie achtsam die Mutter ist, geht auch daraus hervor, daß sie nicht fest schläft. Doch der Dichter soll uns nie einen reinen Engel malen: ein Makel der Sterblichkeit soll seinen Gestalten anhaften. Und so wird das Bild der Mutter erst dadurch lebenswahr, daß sie einen leisen Zug von Bigotterie erhält: sie giebt das erste gesunde Kästchen dem Geistlichen. Mephistopheles und auch Martha spotten hierüber, freilich mit übertreibendem Spott. Gretchens Mutter ist eben kein Freigeist; ihr Pflichtgefühl aber bewährt sich auch in der Enge ihres geistigen Gesichtskreises.

Und diese Gestalt gewinnt eine tragische Bedeutung: wenn der Verderber sein Werk durchführen

soll, muß sie, der gute Genius, aus dem Wege geräumt werden. Es geschieht dies durch einen Schlaftrunk, dessen Wirkung als eine tödtliche in der Dichtung hingestellt wird. Gretchen wird nicht nur vom bösen Geist angeklagt, daß ihre Mutter durch sie zur langen Pein hinüberschlief; sie klagt sich auch selbst an, daß sie die Mutter umgebracht hat und will ihr auf dem Kirchhof den besten Platz einräumen. In Gretchens Fieberträumen erscheint die Mutter auf dem Stein sitzend, mit dem Kopfe wackelnd; sie ist die schlimmste Last, die auf dem Gewissen der Unglücklichen ruht.

Hugo spritzte höchst selbstzufrieden die Feder aus, nachdem er so tiefsinnige Untersuchungen über eine bisher ganz vernachlässigte Gestalt des Faust angestellt hatte und freute sich seines Scherfleins, mit dem er einem Dünker, Bernays und ähnlichen hochverdienten Goethekritikern sich würdig an die Seite gestellt hatte.

Freilich, es genügte ihm nicht, eine solche Berühmtheit aus zweiter Hand zu sein, die auf den Schultern eines anderen steht: er wollte auch mit eigener Hand die Lorbeern pflücken, die dem selbstschöpferischen Genius winken. Der Strom seiner Empfindungen begann in seinem Roman zu stocken;

es fehlten ihm wichtige Motive; auf einsamen Spaziergängen in den Bergwäldern suchte er sie auszugrübeln; am liebsten wäre es ihm freilich gewesen, wenn er durch eigene Erlebnisse auf die rechte Spur geleitet worden wäre. Er hatte in seinem Roman einen verwandten Charakter wie Zoë, . . . wenn er im Buche ihres Lebens hätte blättern können, es würde ihm gewiß der Inhalt für viele Kapitel von selbst zugeflossen sein. Das steigerte seine Sehnsucht, sich ihr wieder zu nähern. Wäre nur das unglückliche Gedicht nicht gewesen; mit welchem Spott und Hohn mußte sie ihn empfangen! Hedwig hatte sich von ihm losgesagt: das konnte indeß nur eine Uebereilung aus vorübergehendem Aerger sein. Darüber tröstete sich Hugo mit stolzem Selbstgefühl; gleichwohl fühlte er sich jetzt gerade ganz frei, ganz ungebunden, und wenn die Frau Abenteuer auf weißem Roß durch den Wald geritten käme . . . er wäre jetzt ganz in der Stimmung gewesen, ihr in die Arme zu sinken.

Und sie kam durch den Wald geritten, aber nicht so, wie er sie ersehnt hatte; sie kam nicht allein. Hugo verbarg sich im Gebüsch; Zoë und Ottomar sprengten an ihm vorüber; weit und spät

hinter ihnen kam der Livreebediente, der sein Köpfelein nicht zur Eile antrieb, sondern so sachte einhertrottete, daß er sogar eine behagliche Pfeife bei seinem Ritt rauchen konnte.

Das Gefühl, das sich in Hugo's Brust regte, hatte er bisher noch nie empfunden: es war das der Eifersucht. Es begann ihn zu peinigen: er kam sich so beiseite geschoben, so gedemüthigt vor; er ärgerte sich, daß er kein Reiter war, nie Reitsunde genommen hatte, denn auf seinem unglücklichen Pegasus konnte er ja nicht mit Zoë spazieren reiten . . . und dazu der böse Fehltritt, den sein Flügelroß gethan.

Doch rasch suchte er sein trostbedürftiges Herz zu trösten: was den Menschen darniederbeugte, konnte ja den Dichter auf mächtigen Schwingen emportragen. Dies Gefühl der Eifersucht . . . er fing es ein, wie ein Knabe einen Trauermantel für seinen Schmetterlingskasten fängt; er hielt es fest zwischen den Fingern und brachte es unter die Lupe: so sieht es aus in einem Herzen, in welchem die Tortur der Eifersucht sich regt. Wie aber wenn er durch die aufmerksame Beobachtung das Gefühl störte und zerstörte? Doch nein, er merkte zu seiner Freude als Dichter und zu seinem Be-

dauern als Mensch: es war mächtiger, als der Eifer seiner Beobachtungsgabe; es war wie ein gefangenes Insekt, das dem Forscher durch seine Stiche schmerzhaft Wunden beibringt.

Er warf sich hinter den Büschen ins Gras und summirte alle Vorzüge, die ihn würdig machten, Ottomar zu verdrängen. Den einzigen, den er diesem einräumen mußte, den einer vornehmen Geburt, strich er sogleich als werthlos wieder aus. Und überdies . . . ein Ritter und Reiter, wie wenig in dieser Epoche der Gleichberechtigung und der Herrschaft des Geistes!

Hatte Ottomar einen Funken des Genies, das ihn selbst beseelte? Zoë mußte den Unterschied empfinden zwischen einem Ritter des Wappenbuchs und einem Ritter des Geistes. Jetzt erst erfaßte ihn eine heftige Leidenschaft für das „Mädchen aus der Fremde“, wie es seine Mutter zu nennen pflegte: war sie ihm doch freundlich entgegengekommen; durfte er doch hoffen, daß sie ihn bei näherer Bekanntschaft nach Verdienst würdigen, ihm dann ihre Gunst zuwenden werde. Oder war es nicht schöner, sie im Sturm zu erobern? Eine verzehrende Unruhe hatte sich des jungen Dichters bemächtigt: er zerpfückte Blätter und Blumen, stand

auf und legte sich wieder hin, zerquetschte mit einem abgerissenen Zweig verschiedene harmlose Fliegen und Käfer, die auf den Halmen und Blumenstengeln neben ihm umherkrochen: ja er vergaß zuletzt ganz, aus seinem armen gequälten Selbst Kapital zu schlagen für seinen Roman.

Ottomar und Zoë ritten indeß weiter auf dem sich verengernden Waldweg; die grüne Laube senkte sich tiefer, Zweige streiften ihnen das Gesicht; sie mußten die schnaubenden Rosse zügeln zu langsamem Tempo. In Ottomars Herzen war mit der Liebe die wilde Leidenschaft erwacht, die er in geregelterm Lebensgang zu mäßigen gesucht hatte; doch ihre unterdrückte Flamme schlug um so heftiger wieder hervor, seitdem sie an der verwandten Gluth im Herzen des Mädchens sich entzündet hatte.

Welche Empfindungen beseelten ihn, als er so an der Seite der stolzen Schönheit im Sturme dahinslog! Wenn der erste Kürassier in Wallensteins Lager sagt:

Frei will ich leben und also sterben,
Niemand berauben und niemand beerben
Und auf das Gehudel unter mir
Leicht wegschauen von meinem Thier,

so regten sich in Ottomar wohl ähnliche Gedanken; doch in dem „Gehudel unter ihm“ sah er auch

vieles, was andern wichtig und heilig ist, das ganze Alltagsstreiben mit den Vorschriften der landesüblichen Moral . . . er fühlte sich getragen von dem Schwung und Sturm einer Begeisterung, die frei ihrem eigenen Zuge folgte; Dithyramben der Leidenschaft erfüllten ihn ganz; alles Große in der Welt ist ein Werk der Leidenschaft, rief es in ihm; nur die Leidenschaft kann den Kultus der Liebe und Schönheit in einer entzückenden Weise verschmelzen!

Und dann blickte er auf sie, die mit gerötheten Wangen, mit fiebernden Pulsen, mit gelösten Locken an seiner Seite dahinbrauste, eine Bacchantin zu Roß, und empfand es als seltene Gunst, mit ihr fortzustürmen in den Abgrund der Seligkeit oder des Verderbens.

Am liebsten hätte er Zoë mit sich aufs Roß genommen, wie Wilhelm seine Leonore auf den Klappen, aber nicht wie der Geisterheld der Ballade, nicht mit dem Ruf: „die Todten“, sondern mit dem Rufe: „die Lebenden reiten schnell.“

Und Zoë hatte ein gleiches Gefühl: alles glitt und schwankte an ihr vorüber, alles Schatten und Träume . . . nichts bleibend, nichts sicher als das stolze Gefühl der eigenen Brust. Und als sie den wilden Ritt mäsigten, da neigten sie sich von Sattel

zu Sattel einander zu, schlossen sich ans Herz und Ottomar drückte Kuß auf Kuß auf Zoë's Lippen. O, wie der Kappe bäumte und schäumte beim unwillkürlichen Zügeldruck und wenn der Sporn des seitwärts gewandten Reiters ihm in die Weiche fuhr! Zoë glitt an seine Brust, schwebend gehalten, und es bedurfte raschen Griffes der Zügel, daß nicht unter ihr hinweg der schnaubende Renner enteilte.

So kehrten sie von dem Rondell im Walde, dem Ziel ihres Rittes, auf demselben Wege zurück. Hugo, der noch immer, allein mit seinen verwegenen Gedanken, im Grafe lag, hatte dies erwartet. Am liebsten hätte er die Kofse scheu gemacht, Zoë rettend ans Herz geschlossen, aber mit Vergnügen gesehen, wenn der Graf dabei den Hals brach. Gerade vor den Gebüsch, hinter denen Hugo lauerte, hielten die Reiter indeß ihre Pferde an. Kuß auf Kuß . . . es ging dem Laufher durch Mark und Bein; schon wollte er sich geräuschvoll erheben, um dem Stelldichein ein rasches Ende zu machen: da begannen sie hoch zu Kos ein geflüstertes, aber doch vernehmbares Gespräch.

„Am nächsten Donnerstag“, sagte Ottomar, „giebt Herr von Werben ein Abendfest, zu dem

wir alle geladen sind. Gegen Mitternacht gedenke ich loszukommen: dann erwarte mich auf unserer Villa; ich stelle Dir den Gartenschlüssel zu und werde dafür sorgen, daß Du ungestört bist."

Zoë flüsterte ein paar Worte, die Hugo aber nicht verstand; dann folgte auf das Adagio das Presto; wie in stillem Einverständnis gaben sie ihren Pferden den Sporn und brausten durch den Wald, durch das knisternde Gezweig, das die schnaubenden Köpfe streiften, und sobald nahm der wilde Ritt kein Ende. . . fernher donnerte die Brücke, die über den Fluß führte, ein Echo des über sie dahinbrausenden Ungeflüms.

Hugo sprang aus dem Gebüsch auf den Weg; es erhöhte seinen Mißmuth, als er noch dem rauchenden Livreedierer Platz machen mußte, der gemüthlich den Herrschaften nachtrabte. Nachdem er seinem eifersüchtigen Aerger genügend nachgegeben, sann er über irgend einen kühnen Plan, um den des Grafen zu kreuzen. Wie, wenn er rechtzeitig zur gräßlichen Villa Zutritt fand, solange Zoë noch allein war? Welche Fülle von Möglichkeiten bot sich da, die er in seiner Phantasie eifrig auseinanderfaserte. Beim Nachhausegehen arrangirte

er sich ein Romankapitel mit allen erdenklichen Varianten: nur das Eine stand ihm fest, daß er den Versuch machen wolle, ein Abenteuer zu stören und eins zu erleben, wenn die Muse Boccaccio's ihm hold war.

Vierzehntes Kapitel.

Der Gegenbesuch.

Obſchon ganz im Banne der fremden Schönheit, vergaß Ottomar doch nicht den Beſuch des Grafen Paul zu erwiedern. Der ſchüchterne junge Mann, welcher dem kleinen Dämon von Waldenbach ſo lächerlich vorgekommen war, hatte auf Ottomar durchaus keinen ungünstigen Eindruck gemacht; dagegen hegte dieſer eine Scheu vor Clariffa, die ihm in der Geſellſchaft bei dem Hofmarschall die Kamelie geſchenkt hatte. Klug und geiſtig bedeutend war ſie ihm erſchienen; aber er fürchtete, daß irgend ein Intereſſe ſie beſtimmen könne, in eine Liebe zu ihm ſich künstlich hineinzufühlen; er wußte ſehr wohl, daß ein Bund zwiſchen Clariffa und ihm das ganze große Wegleben'sche Erbe in ſeinen und ihren Beſitz bringen und auch Clariffa,

die bis jetzt in eingeschränkten Verhältnissen lebte, zur reichsten Dame des Landes machen würde. Dieser Gedanke war ihm peinlich, beunruhigend: er verwünschte dies unselige Testament, durch welches ein Mißton in alle Verhältnisse gebracht, jede Freundlichkeit der Mißdeutung ausgesetzt wurde. Doch wenn auch Clarissa eine ernstliche Neigung zu ihm gehegt hätte: was konnte sie ihm jetzt sein, wo seine ganze Seele mit dem Bilde Zoë's erfüllt war? In diesem etwas mißmuthigen Gedanken fuhr er dem Schlosse Greifenberg zu.

Dort war man keineswegs unvorbereitet: man sah diesem Besuch mit fieberhafter Spannung entgegen. Die Zustände im Schloß waren derart, daß eine plötzliche Ueberraschung allzusehr das „offene Elend“ der Familie aufgedeckt hätte. Der Inspektor Meide tummelte daher seinen Apfelschimmel alltäglich in der Residenz, um mit den Inspektoren von Waldenbach im engsten Rapport zu bleiben, und so gelang es ihm denn auch, den Tag zu erforschen, für welchen Ottomar seinen Besuch in Greifenberg festgesetzt hatte.

Leider gehörte Schloß Greifenberg nicht zu jenen verzauberten Prinzessinnen, die sich mit einem Schlage verwandeln lassen, daß ein glänzendes,

duftiges Feenkleid an Stelle ihres Bettlergewandes tritt. Das Schloß hatte etwas Dickköpfiges und ließ sich möglichst wenig in seinem Verfall stören. Indessen wurden einige allzulassende Mauerlücken rasch ausgefüllt; es wurde gescheuert und gebohrt; die Zimmer und Säle, in welche Ottomar geführt werden sollte, wurden mit Bildern und Kunstsachen ausgeschmückt, die man aus dem ganzen Schloß, besonders aus Clarissens Schlafzimmer, das damit am reichsten ausgestattet war, zusammentrug. Der Direktor eines Museums würde freilich wenig erbaut gewesen sein von diesem Durcheinander aller Kunststile und Kunstepochen; mußten doch selbst ein paar Ahnen dazu dienen, an einer verwitterten und entfärbten Tapete die himmelschreiendsten Stellen zu verdecken. Am schlimmsten sah es mit einigen Rococoschränken aus, welche vor Altersschwäche lahm geworden waren; es wurden ihnen einige Klöße untergeschoben. Zwar war die bunte Ornamentik der Schranckthüren längst verwischt, doch das zeugte nur für ein ehrwürdiges Alter. Am Stuck in dem fast gar nicht benutzten Rococosaal, in dessen Winkeln einige abgeschauerte Götter standen, war auch nicht mehr viel zu bessern; die geschweiften Linien der Stuckarabesken waren hier und dort in

grausamer Weise unterbrochen; hier fehlte dem Blatt ein Stengel, dort der Blütenkrone der Kelch, und irgend ein geflügelter Drache war wie der Lindwurm von Sanct Georg mitten durchgespalten. Gegen diese Lücken an Plafonds und Wänden ließ sich nicht mit Erfolg ankämpfen; wohl aber konnten die Spinnengewebe beseitigt werden, welche sich als die Arabesken schaffender Künstlerinnen an die Arabesken der Stuckatur angehängt hatten. Und mit diesem Säuberungsprozeß waren eine Menge Besen beschäftigt, welche, von den zarten weiblichen Händen der Hofe und den kräftigen der Dorfweiber geschwungen, unausgesetzt an der vergilbten Plastik des vorigen Jahrhunderts herumfuhrten.

Doch auch der innere Haushalt wurde zweckentsprechend geordnet. Der Kutscher, der als Livréebedienter in der Regel thätig war, wurde ins Gebet genommen; ein kleiner Katechismus von Fragen und Antworten sollte darüber aufklären, wieweit er der Aufgabe gewachsen war, die Honneurs des Hauses Greifenberg zu machen. Der Inspektor Meide war mit den Resultaten dieses Examens wenig zufrieden; seine Silberlocke fiel ihm oft melancholisch auf die Stirn herab. Die Papilloten der Frau Gräfin Mutter raschelten in fieberhafter

Emsigkeit hin und her. Der Tisch war zur Probe gedeckt und zwei gediente junge Leute aus dem Dorf wurden einexercirt in den Griffen der Tafelkellner, um hülfreich eingreifen zu können. Für ihre Repräsentation war leidlich gesorgt: es hatten sich noch zwei alte Livréen gefunden, denen die Motten zwar arg mitgespielt hatten; doch gelang es, die auffälligsten Löcher durch ein geschicktes Arrangement der Achselschnüre zu verbergen. Nur bei der einen Livrée wollte es nicht gelingen; da hatte vorn auf der Brust die Arbeit der kleinen Minierer ein Loch zu Wege gebracht, das sich durchaus nicht verstecken ließ. Indes fiel es dem Träger der Livrée zur rechten Zeit ein, daß er eine Medaille aus dem Feldzuge von 1866 besitze, welche mit ihrer Rundung den Defekt gerade zudecken könne. Und so war auch hier geholfen.

Die Gräfin Mutter hatte sich seit Jahren nicht so viel Bewegung gemacht; auch mußte sie sich lange Ruhepausen gönnen und schlief mehrmals ein zur großen Freude des Dienstpersonals, das die Gelegenheit benutzte, aus einigen probeweise geöffneten Bouteillen in dieser Kunstpause ein paar Schluck zur Stärkung zu nehmen.

Ein wichtiges Departement, das nicht vernach-

läßigt werden durfte, war das der Küche. In Schloß Greifenberg wurde nur Hausmannskost gekocht; auch war die alte Köchin mehr ein Charakter, als ein Talent, und hatte ihre altfränkische Kochmethode, an der sie mit Ausdauer festhielt. Glücklicherweise befand sich im Dorfe ein alter Koch außer Diensten, der früher in herrschaftlichen Häusern thätig gewesen war und, wenn auch nicht mit der Zeit fortgeschritten, doch noch über einige Kunststücke der feinen Kochkunst zu verfügen hatte. Eine weiße Mütze und Schürze wurde auch aufgetrieben. Der alte Melcher fühlte sich wie mit einem Zauber in schönere Zeiten zurückversetzt und wurde ausdrücklich angewiesen, bei dem Empfang des Grafen, wenn auch in bescheidener Entfernung, in diesem Nationalkostüm der Küche sichtbar zu sein, damit ein flüchtiger Blick des Gastes auf seiner verheißungsvollen Erscheinung ruhen könne. Damit war der Hofstaat des Hauses Greifenberg erst ganz vervollständigt. Doch Meister Melcher hatte große Mühe, die nothwendigen Unterlagen seiner Kunst zusammenzubringen, und der Küchenzettel, den er zuletzt vorzeigte, imponirte der Gräfin sehr, besonders deshalb, weil er ihr unverständlich war, wie die Zauberworte der Kabbala.

Paul kümmerte sich um dies Alles nicht; er saß im Thurmzimmer bei seinen astronomischen Tabellen, hatte sich aber am Empfangstage bereits in aller Frühe seinen feinsten Sommeranzug angelegt, um dies später nicht zu vergessen.

Die Mutter schalt ihn deshalb, weil er sich so seine besten Kleider ruinire; denn wenn er mit den Rockärmeln über den Erd- und Himmelsglobus dahinfahre, so bleibe der ganze kosmische Staub daran hängen.

Clarissa aber ging sinnend im Garten auf und ab. Niemals hatte ihr die Wahl der Toilette so viel Nachdenken verursacht: welche Farbe sollte sie wählen? Ihr Kleiderschrank enthielt den einzigen Luxus, der in Schloß Greifenberg sichtbar war: Kleider von allen Stoffen und Farben. Sollte sie in meergrünem Barège erscheinen? Das war zu nixenhaft und doch hatte sie alle Lust, heute eine verführerische Nixe zu spielen. Oder gar in weißem Tüllkleid? Da hätte sie zu sehr einer weißgekleideten Jungfrau ähnlich gesehen, welche zum Empfang eines Fürsten bereit ist. Oder im matten Seidenkleid, das sie so schlangenhaft schillernd umfloß? Es war ein Lieblingskleid von ihr, doch es war kein Hauskleid; es hätte zu pomphaft ausgesehen, zu

schwatzhaft ausgeplaudert, daß man den Grafen erwartete. Einige Regenwolken, die sich am Himmel zeigten, bestimmten sie zuletzt, ein dunkles Kleid zu wählen; aber unerlässlich war eine Kamelie im aschblonden Haar: das war ja die sinnvollste Zier, ein vielsagendes Zeichen. Und daran hatte sie bisher nicht gedacht. Sie eilte ins Treibhaus! Ja, das Schloß Greifenberg hatte ein Treibhaus; aber fast alle seine Scheiben waren blind und zerbrochen, und drin sah es aus wie auf einem Topfmarkt, auf welchem ein scheu gewordenes Pferd Verwüstungen angerichtet hat. Ueberall lagen zerbrochene Blumentöpfe in Scherben umher; ein paar dicke Drangeriekübel mit ausrangirten Kindern des Südens versperrten den Weg, und nur ein einziges Gerüst war mit unbeschädigten Blumentöpfen und Blumenstöcken ausgestattet. Ein Gärtner gehörte in Greifenberg längst zu den mythischen Personen; der Beamte Meide hatte auch die Gartenkultur in seine Hand genommen und betrieb sie im großen Stil, etwa nach den Grundsätzen der Dreifelderwirthschaft. Für das Treibhaus hatte er indeß einige Ableger von den Pflanzen genommen, welche der Gärtner eines benachbarten Rittergutes großgezogen. Doch mit Schrecken entdeckte Clarissa,

daß die schüchternen Stecklinge der Reine de France durchaus keine Blüthen trugen. Was nützte ihr daneben der prächtige, mit Rosenroth überschüttete Azaleenstrauch! Eine Azalee hatte ja keinerlei Werth für sie, keine Bedeutung; es lag ja in ihr keine Erinnerung an die erste Begegnung.

Was war zu thun? Ohne eine Kamelie wäre Clarissens Toilette, wie sie selbst sich sagte, seelenlos gewesen. Neide mußte seinen Apfelschimmel satteln und im Galopp auf das Nachbargut reiten; es war ja die höchste Zeit; denn beim Empfang des Grafen durfte der Hauptarrangeur nicht fehlen.

Clarissa setzte sich inzwischen mißmuthig auf eine Rasenbank im Schatten einer mächtigen Linde, und wie die Bienen um die Blüthen des Baums, so summten Gedanken um ihre Seele; doch ihre Ausbeute war nicht so süß wie der Raub aus den Blüthenkronen, den die Bewohnerinnen der wächsernen Burg nach Hause trugen. Auf ihrem einsamen Schlosse wußte Clarissa Alles, was Ottomar betraf. Neide war ihr Spion, und der Mann mit der melancholischen Silberlocke unterzog sich dieser Aufgabe mit überraschender Schlaueit. Die Wirthschaft litt freilich darunter, daß Neide immer unterwegs war; doch auf die Wirthschaft in Greifenberg

kam es wenig genug an; sie stand ja aus Mangel an Betriebsmitteln oft gänzlich still.

Neide hatte die Kunde von Ottomars Spazierritten mit Zoë heimgbracht und auf ausdrückliche Ordre über die fremde Dame die sorgsamsten Erkundigungen eingezo-gen. Erschöpfend konnten diese Mittheilungen nicht sein; aber sie genügten, daß Clarissa sich ein Bild dieser abenteuerlichen Schönheit entwerfen konnte. Das Verhältniß befremdete, beunruhigte sie; sie hatte eine Regung der Eifersucht zu bekämpfen, aber sie bekämpfte dieselbe siegreich. Ihr Herz stand im Dienste ihres Verstandes; und so war es zuletzt nur eine Frage, die sie beschäftigte: konnte dies Verhältniß ein dauerndes sein? Jede Mittheilung, welche Neide brachte, wurde für die Beantwortung dieser Frage verwerthet, und in den glücklichsten Augenblicken beruhigte sich Clarissa bei dem Gedanken, daß dies unmöglich sei. Wie eine kühle Dame der vornehmen Pariser Welt sah sie nur ein vorübergehendes Abenteuer in dieser Neigung Ottomars für Zoë . . . sie konnte darüber hinwegsehen; was sie selbst wollte, war ja eben das Bleibende, der dauernde Glanz des Lebens, die Wiedergeburt ihrer zerrütteten Familie. Ja, sie ertappte sich auf dem hochherzigen

Gedanken, daß sie später im Stande sein würde, Manches zu verzeihen, wenn das große Hauptziel erst erreicht sei. Ottomar war von leidenschaftlichem Charakter; doch so paßte er nicht zu der ebenso leidenschaftlichen Zoë, sondern zu ihr, deren überlegene Ruhe sein Ungefüg mäßigen, sein Leben harmonisch gestalten werde. Daß ihr Bruder Paul ihr zuvorkommen und Clotilde erobern werde, fürchtete sie nicht.

Paul hatte mit großer Unbefangenheit alle seine Erlebnisse im Schlosse Waldenbach erzählt und sie daraus den Schluß gezogen, daß dieser Besuch wohl nützlich gewesen, um wieder Fühlung mit der feindlichen Familie zu gewinnen, sonst aber gänzlich ungefährlich geblieben sei. Die kecke Clotilde hatte Paul verspottet: aus Haß kann Liebe erwachsen, aber aus Spott und Hohn nimmermehr. Die Familie zu retten, war ihre eigene Aufgabe; sie hätte Paul diesen Triumph nicht gegönnt. Und was wäre dann aus ihr selbst geworden?

Eine verblaßte Nebenfigur; jetzt umschwebte sie die Glorie des Wegleben'schen Erbes, das durch ihre Hand zu gewinnen war: und den Gedanken konnte sie nicht fassen, daß dies für irgend einen

Sterblichen, sei er noch so hochgeehrt, nur eine gleichgültige Zugabe sei.

Aus diesen Gedanken wurde sie durch das Rasseln eines Wagens auf der Heerstraße, die nicht so fern war, aufgeschreckt; durch das Laubwerk der Bäume hindurch erkannte sie Ottomar. Und wo war Neide? Wo ihre Kamelie? Sie sprang auf und eilte dem Schlosse zu. Da kam ihr Neide athemlos mit der Wunderblume entgegen: er sah ganz verstört aus vom wilden Ritte; zu der einen Silberlocke, die ihm auf die Stirn glitt, gesellten sich noch ein paar andere.

„Um's Himmelswillen, Neide,“ rief Clarissa, indem sie sich ohne Hülfe eines Toilettenspiegels die Blume ins Haar nestelte, „der Graf fährt ja gleich vor.“

„Ich eile zum Empfang,“ erwiderte der eifrige Beamte.

„Doch Sie sehen ja aus wie ein verwilderter Schilfgott, dem der Kranz ins Gesicht gerutscht ist; fristren Sie sich ein wenig, sonst erschrickt der Graf vor Ihnen.“

Und Neide setzte sich in Trab, indem er gleichzeitig mit Hülfe einer Taschenbürste die rebellischen Haare zu einer erträglichen Ordnung zurückzwang.

Die drei Livréebedienten waren indeß auf ihren Posten, um den Kutschenschlag zu öffnen und den Grafen zu empfangen. Der Koch Melcher ging gleichzeitig wie eine Wandeldekoration, weißleuchtend von fern, sichtbar durch das weit geöffnete Portal, über den Flur als vielbeschäftigter Mann und glommt noch eine Zeit lang mit matterem Licht am Fuße der etwas düsteren Haupttreppe.

Auch Meide war noch zur rechten Zeit angekommen; aber wenn auch keine vorlaute Locke seine Stirn überschattete, so war er doch durch den Dauerlauf athemlos geworden und konnte seine wohlformulirte Begrüßung nur mit Kunstpausen und mit jenem stoßweisen Athemholen vorbringen, mit welchem die Schauspieler der Provinz ihr Pathos schluchzend zu verstärken suchen.

Auch Paul erschien rechtzeitig mit freundlichem Lächeln; denn es war ihm eben eine schwierige Rechnung geglückt, und es freute ihn auch, daß Dittomar seinen Besuch erwiederte. Dieser wurde in den Empfangsalon geführt, in welchem der noch übrig gebliebene Glanz des Schlosses mit pomphafter Ueberladung zur Schau gestellt war.

Die Gräfin Mutter war von gewinnender Freundlichkeit; sie bedurfte einer gewissen Anstren-

gung, um eine Unterhaltung ohne allzugroße Pausen durchzuführen; denn sie war übermüdet von den Vorbereitungen, und ihre angeborene Schläfrigkeit war durch die Gewöhnung des einsamen Lebens in bedenklicher Weise gepflegt worden. Glücklicherweise war auch Clarissa zugegen; sie wußte den Faden des Gesprächs aufzunehmen, wenn er der Mutter aus den Händen glitt: Ottomar bemerkte sogleich die Kamelie im Haar.

Er mußte als Tischgast bleiben, natürlich à la fortune du pot, denn so speiste man immer in Greifenberg. Ein Gericht folgte dem andern; Melcher hatte seine Schuldigkeit gethan. Leider konnte man den Livréebedienten aus dem Dorfe nicht das gleiche Lob spenden: der tapfere Krieger mit der Medaille über dem Mottenloch wußte zwar rechts und links beim Front- und Rottenmarsch zu unterscheiden; doch begegnete es ihm mehrmals, daß er das Tablet mit den Speisen von der verkehrten Seite präsentirte, trotz aller Augenwinke der Mutter und Tochter, und seinem Leidensgefährten stieß sogar das Unglück zu, daß die Bratenschüssel in unliebsame Berührung mit der hochaufgestapelten Frisur der Gräfin Mutter kam und einen Theil ihres flüssigen Inhaltes auf das Moirékleid derselben

entleerte. Es war natürlich, daß das freundliche Lächeln, das für ein heiteres Gespräch unerläßlich ist, im Gesicht der Mutter und Tochter dadurch etwas Gezwungenes erhielt; denn es war ja mit dem überstandenen Unglück nicht abgethan; mit ängstlicher und kaum versteckter Spannung folgten sie allen Bewegungen der dienstbaren Geister, da ja in der Luft irgend ein neuer Unfall lauern konnte. Clarissa ärgerte sich, daß sie zerstreut war; sie fühlte, daß Ottomar dies merken mußte, daß sie sich nicht so unbefangen und liebenswürdig gab, wie sie gerade heute um jeden Preis hätte sein mögen; sie fühlte, daß sie dies um so weniger wurde, je mehr sie sich ärgerte, und so steigerte sich ihre Verstimmung. Nur Paul setzte sich über jene kleinen Zwischenfälle mit leichtem Sinn hinweg; er betrachtete sie unter dem Gesichtspunkte physikalischer Erscheinungen, und eine in Folge eines Stoßes überlaufende Bratenschüssel erinnerte ihn nur daran, daß bei Erdbeben das Meer über seine Ufer tritt.

Mitten in der lebhaftesten, durch feurige Weine angeschürten Unterhaltung bemerkte Ottomar Alles, was um ihn vorging: den zusammengeflackten Glanz, die Ungeschicklichkeit der offenbar nur ad hoc engagierten Bedienten, die Zerstreutheit und Verstimmung

der Mutter und Tochter; er fügte dies in aller Stille zu einem humoristischen Genrebild zusammen; doch war er gutherzig genug, auch ein elegisches Licht auf dasselbe fallen zu lassen. Ein leichter Schimmer dieses Lichtes streifte die Gestalt seiner Nachbarin: er sagte sich, wieviel sie unter diesen Verhältnissen leiden müsse. Und es war ein kluges und charakterfestes Mädchen; selbst bei dem Tischgespräch, das unter so erschwerenden Umständen stattfand, mußte er sich davon überzeugen.

Auch war sie stattlich und blühend, ja sie konnte für eine Schönheit gelten. Und doch . . . wenn nur die japanische Rose nicht gewesen wäre; sie mahnte so aufdringlich an jene erste Begegnung. Reide hätte gewiß seinen Apfelschimmel im Stall gelassen, wenn er gewußt hätte, daß die durch seinen kühnen Ritt erbeutete Kamelie seiner anmuthigen Gebieterin so verhängnißvoll werden würde. Ottomar übersehte sich diese Blumensprache in eine ganze Reihe von Ritornellen; durch die Kamelie sagte ihm Clarissa: ich will Dich an mein Geschenk, an unser Gespräch im Salon des Hofmarschalls erinnern und Dir sagen, daß damals zuerst für den langen Haß der Familien die Stunde der Versöhnung schlug. Es ist in Deine Hand gelegt,

den Schatz zu heben, der das Pfand dieser Ver-
söhnung ist. Wirb um mich . . . das Wegleben'sche
Erbe ist Dein, ist unser. Daß Du um mich werben
kannst, daß ich Deine Werbung erwarte, ersehne,
das verkündet Dir die Blume in meinem Haar.
Da erschien ihm Clarissa auf einmal als eine be-
rechnende Schönheit. Hegte sie Neigung, Liebe,
eine stille Leidenschaft für ihn? War er ihr nur
ein Schatzgräber, erträglich genug, um ihn mit dem
Schatze selbst in den Kauf zu nehmen? Mußte er
nicht das zweite glauben? Sie erschien ja leiden-
schaftlicher Erregung weniger fähig, als zu kühlen
Erwägungen geneigt, und nicht bei irgend einer
Empfindung, sondern bei irgend einer siegreichen
Beweisführung leuchteten ihre mattblauen Augen
in tieferem Glanz.

Nach dem Essen mußte Graf Ottomar zunächst
Pauls astronomisches Atelier besuchen, das ihn leb-
haft interessirte. Dieser hielt ihm einen kleinen
Vortrag über sein Frauenhofersches Fernrohr, über
Objektiv- und Okulargläser, über Crown- und Flint-
glas. Dabei wurde der junge Astronom lebhaft,
sprach fließend und gewählt und fuhr sich nur bis-
weilen in sein struppiges Haar, wenn ihm der Ueber-
gang von einem Thema zum andern etwas schwierig

schien. Dann ging es in den Garten, wo der Kaffee eingenommen werden sollte.

Clariffa luftwandelte allein in einem Laubengang, an dessen Ende sich ein Sitzplatz, ein Tisch und Stühle befanden; auf dem mit einer feingehäkelten Decke ausgestatteten Tisch stand bereits ein Tablet mit einigen Tassen, deren Form und goldene Arabesken einen großmütterlichen Eindruck machten; sie trugen alle das Wappen der Greifenberg, ein heraldischer Geschmack, der ganz aus der Mode gekommen; doch ehrwürdiger Hausrath behält seinen Werth als künstlerisches Rococo und als Beweisstück für das Alter der Familien.

Paul und Ottomar schlossen sich der Wandelnden an; das Gespräch drehte sich um gleichgültige Gegenstände. Da erschien an einer der tannengrünen Pforten des Laubgangs der Mann mit der Silberlocke, die Mütze in der Hand, und bat den Grafen Paul um eine kurze Audienz in wichtigen, geschäftlichen Angelegenheiten. Paul entschuldigte sich bei seinem Gast und folgte dem Inspektor in die Gänge des Gartens. Was der brave Meide auf einmal so Wichtiges in der Wirthschaft entdeckt haben mochte, das erregte bei Paul selbst einige Spannung: jedenfalls hatte der Inspektor

Zeit zu dieser Entdeckung gehabt; denn schon am frühen Morgen hatte Clarissa mit ihm den Schlachtplan entworfen, Zeit und Ort genau bestimmt, alle Arrangements schieklich und mit weiser Berechnung getroffen. So war sie nun allein mit Ottomar; glühende Lichter warf die Nachmittagssonne in den tiefschattigen Laubengang. Clarissa fühlte sich beklommen; es lastete auf ihr der gesellschaftliche Druck und das Gebot der Sitte, welche nur dem Mann die offene Erklärung, dem Mädchen höchstens eine in schüchternen Andeutung sich vorwagende Ermuthigung gestattet.

Und hatte Clarissa nicht bereits durch ihre Kamelie ein nicht mißzuverstehendes Zeichen gegeben, daß einer ernstlichen Bewerbung keine schroffe Abweisung drohen werde?

Sie lenkte das Gespräch auf das Sommerfest, welches Herr von Werben demnächst in seinem Schloß und Park veranstalten wollte. Obgleich ein Junggeselle, glaubte er doch, indem er eine ältere Schwester als Dame vom Hause vorstellen konnte, auch einen Kreis schöner Damen um sich versammeln zu können. Da er eigentlich doch nur der Verwalter des großen Besitzes war, so wollte er

das Fest gleichsam den Eigenthümern und Eigenthümerinnen geben, die sich in tiefem Dämmer am Horizont der Zukunft abzeichneten und die er auch sämmtlich dazu eingeladen hatte. Der alte Hofmarschall, die höchste Autorität in Fragen der gesellschaftlichen Etikette, hatte den Plan annehmbar gefunden und versprochen, dies Sommerfest durch seine Gegenwart und die Gegenwart seiner Damen zu legitimiren.

„Ein schöner Besitz, das Gut und Schloß des Herrn von Werben,“ meinte Clarissa; „ich freue mich auf das Fest. Das alte Schloß, der Park im Lichterglanz . . es wird ein entzückendes Schauspiel sein.“

„Herr von Werben,“ erwiderte Ottomar, „hat Geschmack in Arrangements.“

„Er hat überhaupt viele Vorzüge; er ist sehr uneigennützig,“ versetzte Clarissa; „ein anderer in seiner Lage würde jedenfalls vermeiden, Begegnungen zu veranstalten, die ihm möglicherweise zum Schaden gereichen könnten.“

Bei diesen Worten fiel ein durchs Laub blitzender Sonnenschein auf ihr Gesicht; es war von tiefer Gluth übergossen; sie merkte, daß sie zuviel gesagt hatte und suchte sich rasch zu verbessern.

„Ich meine, die Angst, einen so schönen Besiß zu verlieren, würde ihm allerlei Möglichkeiten vorkaufeln, die, so grundlos sie auch sein mögen, ihn doch zur Vorsicht mahnen müßten.“

Clariffa bemerkte mißvergnügt, daß Ottomar schwieg; ja auch noch einer anderen Enttäuschung sollte sie nicht entgehen. Sie verlor ihre zu locker genestelte Kamelie aus dem Haar; Ottomar hob sie auf, doch er steckte sie nicht ins Knopfloch; er erklärte sich nicht zu ihrem Ritter, sondern übergab sie ihr nur mit einer höflichen Verbeugung. War es Aerger hierüber, war es der Versuch, den zurückgeschlagenen Angriff an einer anderen Stelle zu erneuern: Clariffa wechselte den Gegenstand des Gesprächs und begann von Zoë zu sprechen.

„Ich liebe die Frauen, die sich über allerlei Vorurtheile hinwegsetzen; ich liebe überhaupt das Kühne, Geniale. Ich begreife, daß es auf die Männer eine größere Anziehungskraft ausübt, als die am Spalier gezogene Weiblichkeit. Wir armen deutschen Mädchen haben gewiß auch unsere Vorzüge; doch die Aussicht auf eine geregelte Häuslichkeit, die wir bieten, sieht der Aussicht auf eine lebenslängliche Langeweile oft zum Verwechseln ähnlich.“

Ottomar blickte mit Erstaunen auf das hohe, stolze Mädchen an seiner Seite. So sprach ja Zoë ungefähr auch; es war dieselbe Freigeisterei der Leidenschaft; doch bei ihr war es die Sprache des wilden Blutes; wie seltsam aber klangen diese Worte im Munde einer kühlen, verständigen Deutschen, die niemals auch nur mit einem einzigen Schritt aus ihren Schranken herausgetreten war! Er glaubte, sich im rückhaltlosen Lob der Pariserin ergehen zu können; jedes Wort war für Clarissa, so ungern sie es sich gestehen wollte, Mehlthau auf die schönsten Blüthen ihrer Hoffnung; sie griff sich mit der Hand ans Herz; dann wagte sie aber den vermessensten Trumpf auszuspielen; sie wollte durchblicken lassen, daß ihr Soch süß und ihre Last leicht sein würde.

„Man hat in der Einsamkeit seine eigenen Gedanken, und ich lebe meistens sehr einsam. Wahrhafte Liebe kann nicht darin bestehen, ihr eigenes Recht krampfhaft zu wahren; sie verlangt Opfer und Verzicht; sie darf nicht mit dem gleichen Maß den außerordentlichen und den gewöhnlichen Charakter messen. Ich könnte mir wohl denken, daß eine Liebe, die mit unbegrenzter Hingebung den ganzen Menschen erfaßt, auch die Eifersucht zu

überwinden vermöchte, die doch mehr eine Frucht der Selbstliebe als der Liebe zu einem andern ist. Geniale Naturen müssen sich ausleben; und wer würdig sein will, solche zu lieben und von ihnen geliebt zu werden, der wird das Vorrecht dieser Auszeichnung mit der Beschränkung seiner berechtigtesten Ansprüche freudig erkaufen.“

Immer überraschender erschien Ottomar die Sinnesart seiner Begleiterin: sie galt für klug, er fand sie eigenartig, bedeutend. Er glitt mit raschem Blick über ihre Gestalt, ihre Züge hinweg; sie war eine tadellose Schönheit: auch ihr Teint brauchte ja nicht das verschattende Dunkel des Laubgangs. Und dennoch . . . nicht blos Zoë's Bild war mächtig in seiner Seele; er vermißte auch bei Clarissa jeden Pulsschlag eines wärmeren Gefühls, sie sprach so verständig von der Leidenschaft. Eine so nahe Verwandte, so schön, so geistig begabt . . . und ihm gleichsam vom Schicksal bestimmt!

Das war's; bei diesem Gedanken orientirte sich Ottomar rasch wieder über Alles, was ihm stets als seine Ritterpflicht erschienen war. Wäre auch Zoë nicht gewesen und wäre ihm Clarissa jetzt, was ihm Zoë war: sie konnte ja doch nie die Seine werden.

Regte sich in ihr nicht etwas wie der leise Wunsch, war es nicht 'ein schüchternes Anklopfen? Er mußte eine entschiedene Antwort geben, wenn auch im Gewand jener Allgemeinheiten, in denen sich das Gespräch bewegte.

„Der Leidenschaft, die dem Zug des Herzens folgt, mag man manches zugutehalten; darin theile ich Ihre Ansicht. Etwas anderes ist es, wo die Liebe nur Maske ist für irgend eine Berechnung. Und das ist ja hundertfach der Fall in der heutigen Welt. Ja, wo nur ein solcher Schein auch auf eine echte Herzensneigung fiele, wo zwingende Verhältnisse unabweislich diesen Schein erzeugten: da hat der edle Mann die Pflicht der Entsagung.“

Clarissa schwieg betroffen; sie entblätterte die Kamelie, die sie noch in der Hand hielt. War dies Ottomars letztes Wort? Sie wollte nicht daran glauben, sie sann und sann . . . zwingende Verhältnisse, die Ottomar vermeiden wollte: konnten sie nicht auch von anderer Seite auf ihn wirken?

In diesem Augenblick kam die Mutter mit Paul; sie warf einen fragenden Blick auf die Tochter, die mit einem leisen Achselzucken antwortete.

Ottomar war schon wieder in ein Gespräch

mit Paul vertieft; Clarissa saß schweigend über den Sticrahmen geneigt; Perlen auf Perlen heftete sie an das wachsende Bild einer prächtigen Sultanin . . . Goldperlen, Gedankenperlen: sollte ihr der Glanz des Lebens ewig unerreichbar sein?

Als der Gast sich verabschiedet hatte, empfand Clarissa ein Gefühl peinlicher Leere; die schönen Luftschlösser, mit denen sie sich beschäftigt hatte, waren wie von einem plötzlichen Hauch hinweggeweht.

Wenn er eine Neigung für sie hegte, war es nicht thöricht von ihm, diese zu bekämpfen? Gab es nichts, nichts in der Welt, was diese falsche Ritterlichkeit zu Fall bringen konnte?

Lange noch ging Clarissa im Garten auf und ab, Blumen zerpflückend, Zweige zerknickend; sie merkte nicht, daß es sie fröstelte im kühleren Hauch des Abends. Paul saß schon wieder oben bei seinem Fernrohr und freute sich der sternenhellen Nacht und der immer neuen Welten, die in sein Gesichtsfeld traten.

Clarissa aber war zu Muth, als wenn alle ihre Sterne erloschen wären und als müßte sie allein wandeln durch ein dunkles, aussichtsloses Leben.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Zauberfest.

Das Fest, das Herr von Werben in seinem Schlosse Schöndorf geben wollte, beschäftigte die ganze Residenz und die umliegenden Schlösser. Es war ja etwas Apartes und Fräulein von Guntershausen meinte, es würden wahrscheinlich auch den Damen türkische Pfeifen herumgereicht werden; denn es erinnere doch an die Sitten des Großtürken, wenn ein Herr so viele Damen bei sich versammle. Auch an das Gastmahl der Borgia könne man denken; denn Herr von Werben habe doch das größte Interesse, einen Familientisch zu etabliren und alle Umstehenden mit einem energischen Gift aus der Welt zu schaffen.

Viele aber, die nicht so böse Zungen hatten, wie das bucklige Hoffräulein, freuten sich auf den

Festabend; das schöngelegene Schloß, der Park, dessen eine Partie mit den Pavillons, den Larusgängen, den beiden Teichen an Versailles, die andere mit ihren Prachtbäumen und Schattengängen an eine dichte Wildniß erinnerte, mußten bei glänzender Illumination einen entzückenden Eindruck machen. Das hoffte Hedwig, die mit ihrem Vater ebenfalls eingeladen war. Unter den anderen Honoratioren der Residenz hatte auch der Justizrath eine Einladung erhalten und mit seiner Gattin angenommen; Hugo aber erklärte, er werde nicht mitkommen; er sei nicht wohl und passe nicht in diese Kreise. In Wahrheit wollte er nicht das Abenteuer versäumen, das er gerade für diesen Abend sich arrangirt hatte. Dem Zufall überließ er's, eine der verschiedenen Varianten zu wählen, in denen es sich abspielen konnte: er wollte sein dichterisches Genie den Erfindungen desselben unterordnen. Mochte ihm dieser einmal in die Feder diktiren; wozu sollte er seine Einbildungskraft unnöthigerweise anstrengen? Er wollte ein Romankapitel erleben, ohne den Ausgang vorher zu wissen: das versetzte ihn selbst in die Spannung, in die er seine Leser zu versetzen hoffte.

Raum dämmerte der Abend, als Schloß Schöndorf bis auf seine Zinnen in einem Lichtmeer schwamm.

Der hohe Uhrthurm sah wie ein Feuerauge in die Landschaft hinaus. Equipagen auf Equipagen fuhren vor; die ankommenden Gäste sahen schon von ferne den leuchtenden Zauber. Der alte Hofmarschall außer Dienst wurde besonders aufmerksam von Werben begrüßt; aus seinem Wagen stiegen auch die beiden Hoffräuleins von Guntershausen und von Kahlau. Nachdem sie die Dame des Hauses, die Schwester des Herrn von Werben, welche sämtliche Familienerbstücke in Brillanten, Gold und Korallen umgehängt hatte, begrüßt, unternahmen die jungen Damen einen Gang durch den Garten, durch welchen sich der größte Theil der geladenen Gäste bereits hin und her bewegte; denn es war ein Gartenfest, zu dem Herr von Werben eingeladen hatte.

Fräulein von Guntershausen, die schon früher einmal das Schloß und den Park besichtigt hatte, machte den Cicerone: sie war bei heiterster Laune; denn das Fest war ein „Ereigniß“, und Ereignisse, welche die „Residenz“ aus dem alltäglichen Schlummer aufrüttelten, gaben auch ihrer Zunge eine erhöhte Beweglichkeit.

„Noch ist es warm, liebe Rosamunde,“ sagte sie zu ihrer Begleiterin, „doch es ist gut, daß Du ein Tuch mitgenommen hast; es wird kühler werden.“



Du wirst nicht den ganzen Abend mit Deinen Schultern hier im Garten herumleuchten können. Mon Dieu, wie ist man doch glücklich, wenn einem diese Mühe und Gefahr erspart wird! Sieh mich an! Mir hat die Natur etwas zuviel des Guten aufgeladen und mir kann es Niemand verdenken, wenn ich mich von Hause aus in meine Tugend einhülle."

Dabei zog sie ein weißes Crêpe de Chine-Tuch enger um ihre Schultern.

„Der gute Herr von Werben! Wieviele Mühe er sich gegeben hat, sein altes Schloß aufzuputzen . . . von außen wenigstens; denn drinnen, glaub' ich, ist's schauerlich. Er führt uns deshalb auch nur in die Empfangshalle unten, läßt uns den Glanz der anderen Gemächer nur ahnen und bewirtheht uns hier im Freien. Das Schloß ist ein unsicherer Besitz . . . und Herr von Werben ist viel zu wirthschaftlich, um sein Geld zu verschwenden, wenn diese Verschwendung nur andern zu gute kommen könnte. Dennoch ist heute viel geschehen: sieh einmal, Rosamunde . . . die beiden Teiche sehen so sauber aus, wie zwei Toilettenspiegel; alle Wasserlinsen sind fortgefegt . . . sie müssen gewiß heute ein Feuerwerk über sich ergehen lassen; auf

dem einen schwimmt bereits ein verdächtiger Kahn mit allen möglichen Apparaten umher.“

Rosamunde konnte ein unbehagliches Gefühl nicht unterdrücken; sie fürchtete, daß der Knall beim Losbrennen der feurigen Wunder ihre Nerven angreifen werde.

„Und sieh einmal hier das kleine Versailles hinter dem Schloß: man erwartet dies gar nicht, wenn man draußen vor der düstern alten Burg vorüberfährt; man sieht da nur den wilden Park, der sie von beiden Seiten zu umrahmen scheint; hier hinten aber sind reizende Bosquets, saubere Kiesgänge, geschnittene Hecken . . . aber wo in aller Welt sind die Götterbilder geblieben? Es war doch hier früher eine Diana, eine Aphrodite; doch jovie! ich mich entsinne, erschienen sie nicht blos ganz im olympischen Kostüm, sondern sie waren verschwärzt, zerschunden, so verwundet und verstümmelt, daß sie sich nach einer Ambulance sehnten. Da hat Herr von Werben freilich das beste Theil erwählt: er hat den ganzen Olymp beiseite schaffen lassen und überläßt es den Damen der Residenz, hier als Dianen auf die Jagd zu gehen und als Aphroditen die Herzen zu erobern. Es ist Zeit, liebe Rosamunde, daß wir uns damit beschäftigen:

ich selbst will wenigstens nun den Anfang machen. Dort kommen zwei Lieutenants auf uns zu — halbpant, Kötschen."

Die beiden Offiziere gingen indeß mit höflichem Gruß vorüber: Fräulein von Guntershausen war nicht sehr beliebt, da bei ihr der Mangel an Schönheit mit dem Ueberfluß an Bosheit Hand in Hand ging.

"Ich glaube," versetzte sie, "die Herren hatten Lust, bei Dir Anker zu werfen. Nur ich als ungestliches Felsenriff habe sie zurückgeschreckt. Tröste Dich, Kötschen, ich überlasse Dich bald Deinen besseren Sternen! Nur noch eine kurze Promenade durch den Garten mit Dir zusammen! Sieh, Welch ein Getümmel auf der hohen Veranda, wo wahrscheinlich die Bewirthung stattfinden wird. Dort weht der Helmbusch Ottomars, des wilden Jägers, und Clotilde, schwarz mit der gelben Schärpe, summt dort herum wie eine wilde Hummel. Apart und geschmacklos . . . das ist die Parole in Waldenbach. Ach, da kommen ja auch die Greifenberger. Die Gräfin Mutter wie eine verschlafene Ahnfrau, Clarissa in Weiß, weiße Rosen im aschblonden Haar, stolz und erhaben, und, wenn ich recht sehe, heute etwas blaß . . . ich muß neidlos anerkennen, daß

ihre Figur schöner ist, als die meine; nur an Verstand, obgleich sie eine beträchtliche Dosis davon besitzt, glaube ich ihr nicht nachzustehen. Und Paul . . . steh doch, wie sie den frisiert haben . . . die Frisurpuppe aus dem Ladenfenster auf dem Markt! Sieht der drollig aus, ordentlich wie ein hübscher Junge! Herr von Werben spielt mit dem Feuer . . . Clarissa und Ottomar, Paul und Clotilde . . . ich begreife ihn nicht . . . sein ganzes Schloß kann ja in die Luft fliegen!"

Rosamunde von Kahlau wagte die schüchterne Bemerkung, daß Liebe sich nicht gebieten lasse, auch nicht von Testamentswegen. Darauf begann ihre Freundin ein etwas heiseres Gelächter aufzuschlagen: „Liebes Kösschen . . . es ist mit der Liebe ein eigen Ding! Noch Niemand hat's ergründet! Wenn man sich's recht fest vornimmt, kann man sich verlieben, in wen es auch immer sei; denn die Hauptsache, die schon im Paradies und in der Arche Noah vorhanden war, wird ja auch heute niemals fehlen. ‚Ein Männlein und ein Fräulein‘, sagt die Schrift.“

Unter diesen Gesprächen waren sie durch die Gänge des offenen Gartens bis dorthin gelangt, wo die hohen Baumgruppen des Parkes ihn abschlossen. Hier standen auf beiden Seiten der großen

Alle zwei kioskartige Pavillons; die Thürme waren offen; das matte Licht der Ampeln erhellte die Räume, um deren Wände sich gepolsterte Rundstühle zogen.

„Hm, hm,“ sagte die Guntershausen, das Näschen rümpfend, „ganz Rococo, Louis Quinze . . . wer soll denn in diesen Käfig hereinflattern? Selbst ich wagte hier kein tête-à-tête, und das will viel sagen; denn wenn die Thüren zufielen, man wäre gefangen.“

Nach einem kurzen Spaziergang durch die nächsten Gänge des Parks, die auch mit Beleuchtungsgerüsten versehen waren, kehrten die beiden Freundinnen zur Gesellschaft zurück. Hier herrschte jetzt ein reges Leben; in der Veranda war ein Buffet aufgestellt. Teller und Gläser klapperten, Champagnerpfropfen knallten, die Gespräche wurden immer lebhafter; man saß an Tischen unten im Garten. Aus einem von Bäumen verdeckten Pavillon quollen die Klänge einer sanften Musik, die allmählig lebhafter und lärmender wurde.

Der Justizrath brach sich mit einem Fasansflügel, den er seiner Gattin serviren wollte, und mit zwei Gläsern voll des mouffirenden Trankes Bahn durch das Gedränge bis an den Tisch, wo seine Frau in

einem ponceaurothen Kleide wie eine Feuerlilie blühte.

„Schade, daß Hugo nicht hier ist,“ sagte er, behaglich den Champagner schlürpfend; „mir fehlt immer etwas, wenn der Junge nicht zugegen ist.“

„Mir ist es doch recht,“ versetzte die Gattin, während sie den Fasansflügel energisch verarbeitete; „er macht immer in letzter Zeit so viel Confusion . . . und er scheut sich jetzt überhaupt, Hedwig zu begegnen. Doktors sind zwar ganz freundlich gegen uns, es hat kein Bruch stattgefunden; aber unser Verhältniß ist doch etwas aus den Räthen gegangen, wie mein schönes Kleid, auf welches mir vorhin der sternguckende Graf getreten hat.“

„Nun, Du bist immerhin ein stattlicher Himmelskörper, der sich sehen lassen kann.“

In diesem Augenblick trat der Doktor mit Hedwig heran und setzte sich nach herzlicher Begrüßung zu dem Hausfreunde. Hedwig im Rosakleide sah reizend aus, frisch und duftig; ihre auffallende Schönheit lenkte alle Blicke auf sich. Wenn sie auch in der Residenz bekannt war, so waren doch auch viele fremde Gäste eingeladen, auswärts in Garnison stehende Offiziere, Gutsbesitzer der Umgegend; man flüsterte rechts und links und erkundigte sich.

Der Doktor, der einen scharfen Blick und feines Gehör hatte, bemerkte dies wohl; er war stolz auf seine Tochter und freute sich von Herzen über das Aufsehen, das sie erregte. Dann kam er wieder auf sein Lieblingsthema:

„Der Naturforscher kann überall die interessantesten Studien machen; ich bin hier in meinem Element, wie der Fisch im Wasser. Ich kannte und kenne fast alle die Väter und Mütter der jungen Welt, die sich hier um uns bewegt; die körperlichen und geistigen Erbschaften, die oft merkwürdigen Mischungsverhältnisse drängen sich mir hier von selbst auf. Bei den Waldenbach ist's klar: Ottomar und Clotilde sind die wilden Sprößlinge des wilden Stammes . . bei den Greifenberg ist's nicht minder klar: Paul ist der schläfrige Sohn der schläfrigen Mutter; auch der Vater besaß ein unerschütterliches Phlegma. Nur Clarissa, die kluge, hoheitsvolle Clarissa, scheint aus der Art zu schlagen; sie ist ein Naturspiel . . vielleicht ist sie die Wiedergeburt irgend einer Urgroßmutter. Herr von Werben hat ganz den glatten, liebenswürdigen Charakter seines Vaters und die Schlaueit seiner Mutter. Fräulein von Gunterhausen hat den Buckel von ihrer Mama, den Stolz von ihrem Papa geerbt.

Fräulein von Kahlau ist so unselbstständig wie ihre Mutter, die sich gelegentlich entführen ließ und reuig wieder zurückkehrte. Der alte Hofmarschall stammt aus einer Familie, die mit dem Komplimentirbuch zur Welt kam und deren Ahnfrauen schon in der Wiege die ersten Knire machten."

Hedwig hörte nur mit halbem Ohr auf die Auseinandersetzungen ihres Vaters: ihre Blicke haften auf der Gestalt Ottomars.

"Wer ist denn jene schöne, stolze Dame, mit welcher Graf Waldenbach spricht?"

Mit diesen Worten unterbrach sie plötzlich den Doktor; „jene Dame,“ fuhr sie fort, „mit den weißen Rosen im Haar . . . sie lächelt jetzt eben so anmuthig, ich möchte sagen beglückt.“

"Nun, das ist ja Comteß Clarissa,“ sagte die Justizräthin, „das Wunder von Greifenberg, eine junge Dame, der man nichts Schlimmes nachsagen kann, als daß sie etwas hoch auf dem Rothurn einhersehreitet und dabei ihre Ahnen als Korksohlen unterfuttert, um durch sie an Größe und Hoheit zu wachsen.“

Hedwig blickte auf Ottomar und Clarissa, als sähe sie eine Vision; nichts entging ihr, kein Blick, keine Bewegung . . . und doch schienen sich ihre klaren,

gesunden Augen etwas zu trüben, die Folge innere Erregtheit. Gräfin Zoë war nicht anwesend; kaum dachte sie jetzt dieses fremdartig leuchtenden Meteors; sie sah in Clarissa eine drohendere Gefahr. Für wen? Für Ottomar? Sie glaubte nicht an die Liebe Clarissens, wohl aber an die böse Absicht dieser Schönen, durch die Hand des Grafen Reichthümer zu erwerben. Doch was konnte sie thun, sie, die gar kein Recht darauf hatte, ihm nur einen mahnenden Wink zu geben? Sie hoffte, daß sein eigenes Gefühl ihn warnen werde.

Als sie so in Gedanken versunken darsaß, stand er plötzlich vor ihr, bat um die Erlaubniß, auf einem leeren Stuhl neben ihr Platz nehmen zu dürfen; sie sah das alles, als wär's ein Traum. Die Justizräthin, die eben mit dem Fasanenflügel fertig geworden war, entwickelte eine erstaunliche Liebenswürdigkeit gegenüber dem übermüthigen Sprößlinge eines verhaßten Geschlechts, und ihre Krafnatur schmolz in allerlei Höflichkeiten, die allerdings für den Justizrath einen etwas sauer süßen Beigeschmack hatten.

Die Männer lenkten das Gespräch auf die Politik. Der Justizrath wußte, daß man am Vorabend großer Ereignisse stehe und ließ sich in der

Sicherheit seiner Behauptungen dadurch nicht irre machen, daß ein Diplomat von Fach ihm gegenüber saß, der in diese Angelegenheiten doch besser eingeweiht sein mußte. Ottomar erwiderte einiges, was nach Talleyrands Ausspruch zugestuft war, daß die Worte dazu da sind, um unsere Gedanken zu verbergen. Im Herzen war er überzeugt, daß diesmal, so gering er von der Mannengieberei des deutschen Publikums dachte, der Justizrath Recht habe; erst am Tage vorher waren in Waldenbach Depeschen eingetroffen, welche von einer ernstern, drohenden Gefahr bestimmte Mittheilung machten und bestätigten, daß der Neffe des ersten Napoleon glaube, der Tag der Rache für Waterloo sei jetzt gekommen.

Doch wie dies auch den jungen Grafen innerlich beschäftigen, wie ihn auch leidenschaftliche Gedanken erregen mochten, wenn er der kommenden Mitternacht gedachte: in Hedwigs Nähe war dies alles wie gebunden; alles war Harmonie und erschien ihm in rosigem Lichte; es gab keine Rachegeister der Geschichte, keine lauernden Kriegsfurien, keine dämonischen Frauen, keine nächtlichen Abenteuer: ein sanftes Wohlgefühl erfaßte ihn; er fühlte sich beglückt und erhoben über alles. So frei, so

selbstlos, so von irdischen Schlacken befreit mochten die elysischen Schatten über die Asphodeloswiesen dahingleiten. Es war wie ein Traumgesicht, in welchem die stillwirkende Macht so feltner Anmuth ihn gebannt hielt.

Er hörte nur halb auf die politische Debatte, an welcher sich auch der Doktor mit Betrachtungen über die nationale Eigenart der Franzosen betheiligte. Dann wandte er sich der Nachbarin zu, deren blaue Augen ihm frei und voll entgegenstrahlten. Er vergaß den Drang und Lärm der Gesellschaft; es kam über ihn wie die Sabbathstille eines hellen Sonntags; blaue Cyanen blickten aus den Kornfeldern, blaue Veilchen aus Waldesgründen; auf blauen Wassern lag der freudige Sonnenschein. Und er ging Arm in Arm mit dem reizenden Mädchen einer stillen Hütte zu . . . in der Brust ein Genügen, eine Seligkeit, die ihm bisher fremd gewesen.

Er wußte kaum, was er sprach; es war Gleichgiltiges, Oberflächliches; er sah und fühlte nur die holde Gegenwart; einem tieferen Gefühl gegenüber erscheint das Wort immer aufdringlich und ungenügend.

Da fuhr er plötzlich auf, wie gewaltsam aus einem Traum aufgerüttelt; war's nicht eine Ent-

weihung, daß er in den Bann dieses Friedens trat, mit den wilden Wünschen, die ihn gerade jetzt besetzten, mit der leidenschaftlichen Gluth, die einer Andern galt? Er stand auf mit höflichem Gruß. Hedwig verfolgte ihn mit ihren Blicken; ihr Herz schlug ruhiger; er ging nicht zu Clarissa.

Clotilde hatte inzwischen in den entlegeneren Gängen des Parkes ein Wettrennen mit den drei Fräulein von Gußlar veranstaltet. Das Ziel war eine dicke Eiche; natürlich schlug das wilde Mädchen ihre Gefährtinnen wieder um einige Halslängen, namentlich die dicke Marianne, welche athemlos auf der Rasenbank am Fuße der Eiche niedersank. Miß Betty war ja nicht zugegen; Clotilde konnte sich daher ihrem Uebermuth ungestört überlassen; denn Ottomar dachte nicht daran, sie zu beaufsichtigen. Auch die Fräuleins von Gußlar waren ohne ihre stete Begleiterin erschienen: die Eltern hatten die Töchter offenbar vergessen; denn sie waren überhaupt nicht gewöhnt, sich um sie zu bekümmern, da das die Sache der Gouvernante war. So wurden die jungen Damen in den Glauben versetzt, sie befänden sich im Parke von Waldenbach und könnten sich ihren wilden Spielen rückhaltlos überlassen. Erst als am Rande des Parkes ein Lichtmeer sich entzündete und ein

blasser Widerschein davon in den Dämmer der tieferen Buschverstecke drang: da wurden sie daran gemahnt, daß sie ja Gäste einer geladenen Gesellschaft seien, und hielten es für angemessen, in den Kreis derselben zurückzukehren. In der That, da brannten ja schon überall die Lichter, die in bunten farbigen Guirlanden an den Bäumen in die Höhe kletterten und die Vorsprünge der Beete und Rasenplätze mit scharfgezeichneten Glanzlinien markirten.

Der magische Glanz übte auf Clotilde eine berauschte Wirkung; sie kam aus dem Dunkel des Parks wie ein Nachtfalter ans Licht geschwärmt und hätte nicht übel Lust gehabt, sich in irgend eine Flamme zu stürzen. Auch die Kuppeln der beiden von matten Ampeln erhellen Pavillons waren mit Lichtern gekrönt. Clotilde konnte nicht umhin, durch die angelehnten Thüren in beide hineinzusehen. Der Pavillon zur Rechten war ganz leer; in demjenigen zur Linken befand sich eine schlanke weibliche Gestalt; sie blickte zum Fenster hinaus, das nach dem Schlosse ging, nachdenklich das Haupt auf die Hand gestützt, weiße Rosen im aschblonden Haar. Clotilde erkannte die Dame, der sie eben zum ersten Male vorgestellt worden war, die Cousine aus dem Greifenberger Schloß, und sie zögerte nicht, ihrem Wider-

willen gegen die „hoheitsvolle Erscheinung,“ als welche Clarissa immer gepriesen wurde, dadurch Ausdruck zu geben, daß sie ihr mit Hilfe ihrer beiden zarten Hände und möglichst ausgespreizten Fingern eine Nase drehte. Sie erläuterte ihren Freundinnen diese Geberde mit den Worten: „pah . . . das ist die stolze Dame von Greifenberg.“

Weiter nach dem Teiche zu begegnete sie Werben, welcher sich nach dem Feuerwerker umfah, um ihm bald das Zeichen zum Anfang geben zu können. Er drückte Clotilden im Vorübergehen herzlich die Hand.

Ein wenig eifersüchtig erhob diese indeß während den Zeigefinger. „Hüten Sie sich vor dem Pavillon hier . . . da sitzt die Teichnixe und lauert auf ihre Opfer. Treten Sie nicht ein, bei meinem Zorn, Herr von Werben.“

Herr von Werben lachte so herzlich, daß auch Clotilde ein helles Gelächter aufschlug und die drei Grazien von Gußlar, die das alles gar nicht so komisch fanden, sich verwundert ansahen.

Als Clotilde an den Rand des Teiches trat, sah sie bereits auf der kleinen Insel, auf welcher eine hohe Eiche ein ganzes Heergesolge von Schwertlilien beschattete, die Vorbereitungen zum Feuer-

werk: zwei Rähne, die dort in einer kleinen Bucht ankerten, waren bestimmt, die künstlichen Feuer in die Fluth zu tragen, damit ihr Spiegel den Flammenschein verdopple. Auch am Ufer des Gartens lag im Schatten zweier großer Bronzelöwen, welche hier die kleine herabführende Treppe bewachten, ein kleines Boot.

„Da wollen wir doch hinüberfahren: ich möchte gern einmal mitten im Feuerregen stehen.“

„Ich durchaus nicht,“ versetzte Marianne von Gußlar, indem sie eine ängstlich abwehrende Bewegung machte.

„Das Feuer könnte mir schon gefallen,“ meinte Cornelia, „aber das Wasser . . .“

„Wer soll uns hinübrudern? Du doch nicht etwa, Clotilde?“ fragte Friederike.

„Ich, gewiß . . . ich habe das Rudern auf unserm Schloßteich gelernt; ich schlage damit einen Takt, um den mich jeder Kapellmeister beneiden könnte.“

„Nein, nein,“ sagte Marianne, „wie würde Mutter schelten, wenn wir hier eine solche Extratour unternähmen. Ich bin so schwer beweglich; Mama ist besorgt, ich könnte einmal das Gleichgewicht verlieren; denn ich leide bisweilen an Schwin-

del. Und ich selbst fürchte mich vor dem Ein- und Aussteigen schon bei unserer alten Kutsche, und nun gar bei einem Kahn."

"Ich fürchte mich nicht," meinte Friederike, "aber ich will dem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum kein Schauspiel geben. Die Gesellschaft wird sich hier am Ufer versammeln; das Feuerwerk wird bald beginnen, und dann strahlten wir im Magnestlicht, wie neulich alle die schönen Jungfrauen im ‚Aschenbrödel‘, denen der Schuh nicht paßt."

"Wenn Ihr nicht wollt," sagte Clotilde, "so rud're ich allein hinüber."

"Laß Dich doch vom Grafen Paul hinüber rudern," versetzte Marianne, "er erscheint eben hinter dem Taxisbaume dort."

In der That hatte Paul die ihm von der Vorsehung bestimmte Schönheit, die er bisher nur flüchtig begrüßen konnte, von ferne bemerkt und, eingedenk der Lektionen, die ihm seine Mutter ertheilt, von Gewissensbissen geplagt, daß er für die Zukunft der Familie so wenig Sorge trage, hatte er sich ein Herz gefaßt und war entschlossen, der jungen Comtesse gegenüber soviel Liebenswürdigkeit zu entwickeln, als ihm irgend zu Gebote stand. Doch wenn er

sich ihr oben in der Veranda nähern wollte, wußte es Herr von Werben immer so einzurichten, daß er ihm den Weg versperrte und sich mit einer aalgleichen Geschmeidigkeit zwischen ihn und Clotilde schlängelte.

Paul, in mehreren Anläufen gelähmt, hatte schon alle Entschlußfähigkeit verloren; doch hier, außerhalb des Gedränges der Gesellschaft schöpfte er neuen Muth; er wollte Clotilde anreden um jeden Preis. „Um's Himmelswillen,“ rief diese, als sie Paul erblickte, „nur rasch in die empörte See, ehe ich hier am Lande mein Herz verliere . . er würde unfehlbar darüber stolpern.“

Sie hatte den Kahn losgebunden, war mit einem Sage in demselben, und als Paul bei den Broncelöwen stand, nickte sie ihm bei jedem Ruder- schlage spöttisch zu und verneigte sich immer tiefer, je weiter sie sich von ihm entfernte. Paul lächelte ihr freundlich zu und hatte den glücklichen Einfall, seinen Hut zu schwenken, worüber die Fräulein Gußlar nicht genug erstaunen konnten. Nur vergaß er leider, daß er am heutigen Abend schön frisirt war, und indem er sich in gewohnter Weise mit den Händen ins Haar fuhr, in der Meinung, wie sonst damit die struppige Bierge seines Hauptes ein wenig zu glätten, zerstörte er das Kunstwerk des Friseurs

in der bedauerlichsten Weise; die angeborene Halsstarrigkeit der rebellischen Haare machte sich wieder geltend und gab ihm ein verwildertes Aussehen.

„Sieht er nicht aus,“ meinte Friederike, „wie Robinson, der ohne Kamm und Bürste auf seiner wüsten Insel weilt und einem am Horizont verschwindenden Segel nachwinkt?“

Inzwischen hatte ein Signal alle Gäste an das Ufer des Teiches gerufen und bald verkündete ein Schwarm von Raketen den Beginn des Feuerwerks. Die Justizräthin war in der Veranda zurückgeblieben: so energisch ihr Charakter war, so schwach waren ihre Nerven, und sie vertrug nicht das Knallen und Knattern in ihrer Nähe. Clotilde war inzwischen an der kleinen Insel gelandet; sie hatte sich die Dekorationen des Feuerwerks genau angesehen, sich von dem Feuerwerker unterrichten lassen über die Bedeutung der einzelnen an Brettern festgenagelten Papierrohren mit ihrem Brillantfeuer und dachte es sich entzückend, wenn ihr Köpfchen irgendwo aus dem Rahmen einer feurigen Glorie herausblicken könnte. Doch das ließ sich nicht gut arrangiren; auch hatte sie doch Furcht davor, selbst in Flammen aufzugehen; sie wollte aber wenigstens auf dem Wasser zwischen der Insel und dem Ufer hin und

her gondeln; sie erschien da doch in einer magischen Beleuchtung und meinte, daß ihr der rothe Widerschein herrlich zu Gesicht stehen würde. Sie griff wieder zum Ruder, während Windmühlen, Spiralen, Rosen und Glorien losprasselten, Tourbillons, sich um ihre Achse drehend, aufwirbelnde Feuerräder bildeten. Das Wasser spiegelte die Gluth, und die Schifferin erschien wirklich in einem magischen Licht, im Goldregen, der auf sie niederfluthete. Einige Warnungsrufe ertönten vom Ufer; sie hörte nicht darauf. Da begann auch das Wasser lebendig zu werden. Schwärmer zischten über die Fläche und bunte Feuerräder fuhren auf Schwimmscheiben rechts und links von ihr dahin. Das erregte ihr doch ein unheimliches Gefühl; es war ihr, als wenn Ungeheuer aus der Tiefe aufgestiegen wären und sie mit feurigem Odem verfolgten. Sie ruderte dem Lande zu . . schon war sie in der Nähe des Landungsplatzes; da tauchten Schwärmer, die unter dem Wasser ihren Weg genommen, an die Oberfläche empor. Sie brauchte das Ruder zur Abwehr . . der Kahn schwankte . . sie verlor das Gleichgewicht und stürzte ins Wasser. Ein lauter Aufschrei, den nur das Knallen eines ausbrennenden

Feuerrades übertönte! Glücklicherweise war das Ufer und damit die Hilfe nahe.

Graf Paul, der bei den Löwen neben seiner Mutter stand, wurde von dieser mit einem heftigen Stoß an den Uferrand hinabbefördert, als gälte es in diesem Augenblick, den goldenen Schatz der Greifenberger, ihren Nibelungenhort, aus dem Wasser zu ziehen. Er war auch rasch entschlossen, hinein zu springen, obwohl er kein Schwimmer und kein Taucher war und daher nicht recht wußte, wie er das Rettungswerk handhaben sollte. Doch schon war ihm Herr von Werben zugekommen; er war mit einem Sprung im Wasser und hatte die triefende Nixe, die ihm ihre Arme entgegenstreckte, herausgefischt, ehe der andere noch zur Besinnung gekommen. Auch der Doktor war rasch zur Hand und beide führten Clotilde in den nächsten Pavillon. Die Freundinnen folgten ihr und die Schwester des Herrn von Werben eilte ins Schloß und kam dann mit einer Kammerzofe und einer ganzen Garderobe zur Hilfe. Clotilde lachte und weinte in einem Athem, während der Doktor einen raschen Kleiderwechsel verordnete. Er und Herr von Werben überließen Clotilde dann der ungestörten Toilette in dem verschlossenen Pavillon.

Ottomar wußte nichts von dem ganzen Vorgang. Als die Gäste sich an den Tisch drängten, folgte er ihnen nicht, sondern wandelte in einsamen Gartengängen. Mit den aufsteigenden Raketen und Feuerkugeln stiegen auch seine feurigen Wünsche empor, und der Rausch eines nahen Glücks erfüllte seine Träume mit mehr Sonnen und Glorien, als der Künstler auf der Insel mit seinem Farbenfeuer hervorzuzaubern vermochte. Zoë's Bild stand leuchtend vor seiner Seele . . . so fremdartig schön, so leidenschaftlich berauschend. Welche der Alltags-schönheiten hier konnte sich mit ihr vergleichen? Etwa die stolze Clarissa mit ihrer kalten Herrlichkeit, mit ihrem berechnenden Verstande? Wie liebenswürdig war jene in ihrem verschwenderischen Leichtsinn, den entzückenden Eingebungen des Augenblicks folgend, wie unhold diese mit ihrer schroffen Tugend, deren aufgesparten Schatz sie stets bereit war, gegen einen entsprechenden Preis hinzugeben, ohne Liebe, aber stets in Ehren, nach Formen der Sitte und des Rechtes. Oder . . . wenn nicht Clarissa . . . hier hielten seine Gedanken plötzlich inne . . . ein magisches Licht, das Magnesiumlicht des Feuerwerkes leuchtete traumhaft durch das Laubdunkel . . . und wie verklärt von diesem Lichte sah er ein sanftes

engelgleiches Wesen, von einer Schönheit, die etwas Ueberirdisches hatte, der man den aus der Höhe kommenden Flügelschlag anmerkte, vor sich stehen mit des Geistes Augen, lächelnd mit dem Lächeln seliger Liebe, die sich schützend um ihn breitete, und als er näher hinsah, trug die Gestalt seiner Träume die Züge Hedwigs.

Da zog es ihn wieder zurück zur Gesellschaft.

Fräulein von Gunterhausen begegnete ihm, von Fräulein von Kahlau begleitet. „Ihre Schwester Clotilde,“ rief sie ihm zu, „ist in den Teich gefallen.“

Ottomar erschraf; „doch es ist ihr weiter nichts zugestoßen . . . ihre Röcke hatten nur einen nassen Saum bekommen und daran erkennt man ja seit alter Zeit die Nixen.“ Das Fräulein eilte heiser lachend vorüber. Ottomar wollte fragen, wo seine Schwester war . . . da traf ihn Herr von Werben, der ihn offenbar suchte. „Nur ein kleiner Schreck,“ rief er; „Sie treffen Clotilde im östlichen Pavillon.“

Dort aber hatte Werben im Vorübergehen die einsame Clarissa bemerkt . . . absichtlich verwechselte er die beiden Pavillons; es war ganz unverdächtig, ein Versehen, das ihm leicht in der Eile begegnen

konnte. Er hoffte, Clarissa werde den hereintretenden Grafen zu fesseln wissen; er schlich ihm bereits nach, um dann rasch mit einem Theil der Gesellschaft unter irgend einem Vorwand in den Pavillon zu treten.

Ein geheimes rendez-vous . . . ein Eklat . . . es wäre ihm offenbar willkommen gewesen, wenn Clarissa und Ottomar sich auf seinem Schlosse, unter seinen Augen so nahe getreten wären, daß die Welt von einer Verlobung sprechen konnte. In welchem Glanze strahlte dann seine Uneigennützigkeit! Alles Weitere war seine Sorge.

Clarissa war während des Feuerwerks in ihrem Pavillon geblieben, unbemerkt, auch von den Thrigen vergessen. Paul kümmerte sich nicht um sie; er war froh, ihrer Vormundschaft auf kurze Zeit los und ledig zu sein, und die Mutter ging ganz auf in den so selten genossenen gesellschaftlichen Freuden. Man wußte, daß Clarissa die Einsamkeit liebte; sie aber war tiefgekränkt in ihrem Stolze. Ottomar hatte sich nur kurze Zeit, nur flüchtig mit ihr unterhalten; ihrem scharfen Auge war es nicht entgangen, daß er länger bei einem schönen Mädchen gesessen. Sie hatte die Minuten gezählt, den Namen des reizenden Kindes erfragt. Ein bürgerliches Mädchen,

des Doktors Tochter! Das war keine Gefahr für ihre Pläne; aber es kränkte ihre Eitelkeit. Und wenn sie hoffnungslos in die Zukunft blicken mußte . . . war das Leben dann noch zu ertragen? Wie wenig Huldigungen waren ihr zu Theil geworden, wie einsam war sie mitten in dieser lärmenden Gesellschaft gewesen! Respektvolle Grüße von ferne . . . was nuzte ihr die stolze Grafenkrone?

War es ihr nicht, als ob sie ringsum flüstern hörte: „Die arme Gräfin!“ Und mitten in dieser tiefsten Zerknirschung und Selbstvernichtung ein Traum des Glückes, der höchsten Erdenwonne! Wie, wenn er jetzt hereinträte zu ihr, der Einzige, der Auserwählte, wenn er sie ans Herz schloffe und den Kuß der Liebe auf ihre Lippen drückte?

Wie . . . ist es ein Traum! Er ist es; sie erkennt ihn durch die bunten Fensterscheiben hindurch; er umkreist den Pavillon . . . ihr Herz, ihre Pulse schlagen fieberhaft!

Seht oder nie! Er öffnet schon die Thür: ist es ein glücklicher Zufall oder sucht er sie auf? Sie nahm es sich vor, schwach zu sein ihm gegenüber, und sie bedurfte kaum des Vorsazes, denn ihr starker stolzer Sinn war durch die Träumereien im Dämmerchein der Ampel dahingeschmolzen. Da

plötzlich vernahm sie die Worte: „Herr Graf, Ihre Schwester ist in jenem Pavillon!“

Und die halbgeöffnete Pforte schloß sich wieder. Jetzt trat Clarissa vor in höchster Erregung . . . und sie sah, wie das schöne Mädchen, des Doktors Tochter, den Grafen nach dem gegenüberliegenden Pavillon führte.

Blaß, unheimlich blaß sah die junge Gräfin aus, als sie die Thür zuwarf und, das Haupt auf die Hand gestützt, auf dem Polster des Rundsitzes in dumpfem Brüten saß. Jetzt erschien ihr jenes Mädchen im vollsten Lichte des Haffes; es war ihr böser Engel. Und in der That, Hedwig wußte, daß Clarissa hier verweilte; es war ein Warnruf, den sie ausstieß in aller Herzensangst und für dessen unpassende Voreiligkeit der Vater, der an ihrer Seite stand, sie ernstlich zur Rede stellte.

Ottomar mußte inzwischen an der Pforte des andern Pavillons einige Zeit geduldig warten; denn Clotilde hatte ihre Toilette noch nicht vollendet. Dann aber bestürmte sie den Eintretenden mit einer Fluth von Bitten, ehe dieser noch dazu gekommen war, ihr Vorwürfe wegen ihres Leichtsinns zu machen.

„Laß ansprechen, Ottomar . . . augenblicklich

anspannen, liebes Brüderchen! Wir sind Alle darüber einig, auch hier die drei Freundinnen, daß ich mich in diesem Kostüm nicht in der Gesellschaft zeigen kann. Wie sieht das alles . . . diese Kleider des Fräuleins von Werben stammen offenbar noch aus dem vorigen Jahrhundert und hängen um mich herum wie um einen Kleiderstock. Um's Himmelswillen, laß anspannen, gleich, gleich, gleich!"

Und Clotilde trat mit ihren Füßchen ungeduldig auf. Ottomar erhob warnend den Zeigefinger.

„Ja, ich bin ärgerlich,“ rief Clotilde dem brüderlichen Mentor zu, ohne ihre Erregung zu mäßigen; „muß mir da das Malheur passiren, vor der ganzen Gesellschaft ins Wasser zu fallen. Der gute Herr von Werben zog mich zwar gleich heraus . . . ich bin ihm sehr dankbar dafür; denn da ich durch Lungen, nicht durch Kiemen athme, so wäre ich da unten bei den Fischen fast erstickt. Doch Welch ein Anblick muß es gewesen sein, wie er mich da fortführte mit den klatschenden Kleidern . . . meine Freundinnen nahmen mich glücklicherweise in die Mitte . . . kaum war ich aus dem Wasser gerettet, so hätte ich unter die Erde sinken mögen vor Scham; ich sah ja aus, als wär' ich aus feuchtem Lehm modellirt worden.“

„Doch wie in aller Welt kam es?“ fragte Ottomar.

„Nun, ich ruderte im Boot auf dem Teich herum . . so mitten im Feuer . . es war wunderschön! Meine Freundinnen hier sagten, ich hätte ganz apart ausgesehen, wie eine Lucifera, die über einen glühenden Höllenfluß dahinfährt. Da zischten ein paar Schwärmer aus dem Wasser empor; diese feurigen Schlangen verfolgten mich . . ich flüchtete vor ihnen ans Ufer, verlor dabei die Geistesgegenwart und das Gleichgewicht . . das genügt! Plumps! Da lag ich im Wasser.“

„Fortwährend diese Unbesonnenheiten! Und immer das herausfordernde Wesen!“

„Konntest Du mich nicht früher warnen? Wo war denn der Herr Bruder? Spurlos verschwunden, ei, ei! Fortwährend diese Unbesonnenheiten! Doch genug davon. Ich bin jetzt eine wahre Vogelscheuche geworden mit diesen altfränkischen Lappen des Fräuleins von Werben! Laß anspannen; laß den Wagen hinten am Park halten . . nicht wahr, Marianne, ich bin unmöglich, nicht wahr, Friederike wenn ich so leibhaftig in eine Modenzeitung käme, die Leute würden glauben, es wäre eine Karnevalsnummer.“

Ottomar mußte der Schwester Recht geben; auch trieb ihn seine eigene Sehnsucht fort; er versprach, sogleich das Anspannen zu bestellen.

„Hinten am Park . . ich bitte Dich! Und auf den verschwiegensten Wegen fährst Du mich heim! Empfiehl mich Herrn von Werben . . er darf mich ja nicht so sehen, ich wäre des Todes! Es war mir schauerlich genug, daß er mich sah, als mich das Wasser in eine Mumie verwandelt hatte.“

Ottomar gehorchte den Wünschen des übermüthigen Mädchens, und während er den Kutscher aufsuchte und sich bei Herrn von Werben empfahl, sprang Clotilde in den etwas langen Kleidern „der guten Tante“ im Pavillon herum.

„Seh' ich nicht aus, wie eine tollgewordene Ahnfrau? Suche . . es fehlt nur noch ein Spigenfragen, auf dem mein Kopf wie auf einem Teller servirt wäre, und dann der große Hausschlüssel zur Gruft, aus der ich ans Licht hervorgehlichen bin. Das nasse Bündelchen hier, liebe Marianne, wird die gute Tante Werben wohl nach Waldenbach befördern; bitte sie darum; es ist mein ehemaliges Nixenkostüm.“

So scherzte Clotilde noch eine Zeit lang, bis Ottomar zurückkehrte, sie unter den Arm nahm und

nach dem hinteren Ausgang des Parkes führte, wo der Wagen hielt. Sie fuhren schweigend durch die Nacht. Clotilde hüllte sich tief in den Mantel, denn sie fröstelte noch von dem unfreiwilligen Bade.

Als sie dort angekommen waren, wo der Weg sich nach der nahen Villa abzweigte, stieg Ottomar aus.

„Du weißt, daß ich diese Nacht hier bleiben muß; ich habe hier allerlei Anordnungen zu geben; die wenigen Schritte bis an die Gartenthür geh' ich zu Fuß. Du aber laß Dir in Waldenbach von Miß Betty einen warmen Thee kochen und schmeiß.“

Clotilde schmolte, daß sie allein noch durch das dunkle Thal dahinfahren mußte.

„Du wirst auch nie lernen, häuslich und solide zu werden. Ich hätte auch einen Bruder verdient, der vernünftiger wäre, als ich es bin.“

Und sie hüllte sich ärgerlich in den Mantel, trieb den Kutscher zur Eile an und sah noch lange auf die Villa, die mit ihren dunklen Schatten, während die blitzende Gloriette auf dem grünen Hügel emporragte, im Mondenschein wie ein süßes Geheimniß lag.

Sechszehntes Kapitel.

In der Villa.

Wieviele Abenteuer hatte der edle Junker von der Mancha bestanden im Dienste seiner Dame, der Dulcinea von Toboso! Wie hatte er gekämpft mit Windmühlen und Weinschläuchen und war unerschrocken auf seiner Rosinante jeder Gefahr entgegengeritten! Und ein deutscher Dichter sollte im Dienste seiner Dulcinea, der erhabenen Muse, nicht ebenso vielen Gefahren trotzen?

Hugo suchte ein Motiv, ein spannendes Motiv, eine entscheidende Wendung für seinen Roman: er liebte Zoë, nicht bloß als Schönheit von Fleisch und Blut, nein, auch als ein glänzendes Original, von dem er eine ebenso glänzende Kopie in einem Romankapitel aufhängen konnte; er brauchte Romantik, und er fand sie weder bei der Mutter

Zustizräthlin, noch im Hause des Doktors, noch in der ganzen Stadt: um die schöne Rumänin wehte ihr heraufschender Hauch. Im Walde hatte er die Verabredung zwischen ihr und Ottomar belauscht, sie lautete auf Mitternacht; Zoë mußte schon vorher in der Villa sein. Längst hatte er den kühnen Plan gefaßt, sich dort einzuschleichen und Zoë aufzusuchen. Wieviele Sterne strahlten schon an dem schönen Abend . . . lange ehe die mitternächtige Stunde schlug. Er hatte daher Muße zu Studien; er konnte der Rumänin seine Liebe erklären, und es erschien ihm als eine pikante Reckheit, daß er das wagte kurz vorher, ehe der begünstigte Verehrer erschien. Es war ein Abenteuer; mochte es auch für den Menschen einen schlimmen Verlauf nehmen . . . für den Dichter und sein Werk war es ein köstlicher Gewinn.

So hatte sich Hugo am späten Nachmittag in den offenstehenden Garten geschlichen und war unbemerkt bis zur Gloriette gelangt; hier setzte er sich auf den Polstersitz und las, bis die Dämmerung kam. Dann trat er hervor und sah den Gärtner mit den Schlüsseln nach dem Gartenthor gehen, das er verschloß. Sein Tagewerk war zu Ende . . . der Garten war einsam . . . Hugo spann sich in

romantische Träume ein. In solcher Nacht wie diese . . . Venus stieg eben über einer hohen Buche empor . . . blutroth tauchte die Scheibe des Mondes über einem nahen Waldberge auf . . . des Gärtners Sohn spielte die Harmonika . . . Hugo hatte Musik in sich selbst, ihn rührte der Einklang süßer Töne. Er notirte sich die Harmonika in seinem Notizbuch für das stimmungsvolle Kolorit des Kapitels. Sie erinnerte ihn an Jean Paul . . . alles andere aber an Belmont . . . Komm, schöne Portia!

Und die schöne Portia kam . . . ein sommerliches Gewand rauschte durch die Gänge . . . der Mondschein, die süße Dämmerung, hatte sie hervorgelockt. Da stand sie unten am Wiesenrand, den Arm gelehnt auf die armlose Venus, das verstümmelte Götterbild . . . sie selbst mit der hohen, schlanken Gestalt, dem dunklen Gelock, das ein im Mondschein blitzender Reif umschloß, eine lebensvolle Aphrodite. Und jetzt bewegte sich das Götterbild . . . hinauf die Gänge zur Gloriette . . . man hörte jeden Schritt in der abendlichen Stille, das Knistern der gestreiften Zweige der Büsche das Knirschen des Kieses und vor allem jenes Wehen und Rauschen des im Abendwind fluthenden Ge-

wandes, das so verheißungsvoll, so lockend ein nahendes Glück verkündigt.

Das Glück der Liebe . . . Hugo's lebendige Phantasie gaukelte ihm allerlei Traumbilder vor. Er sah sich auf einmal als den Helden dieser Liebesnacht als den Romeo dieser Julia. Der be rauschende Duft der Blumen die Mondesdämmerung, der Stern der Venus drohen, heller leuchtend, als die festen Sonnen des unendlichen Himmels gewölbes, aber ein wandelnder Stern, steigend und fallend wie Frauengunst . . . war das nicht alles feinetwegen da? War er selbst nicht der Glückliche, dem sich die liebeglühende Schönheit näherte?

Ihre Träume und Wünsche galten einem andern . . . das wußte er; sie zählte die Minuten, bis sie in seinem Arme lag; auch nicht einer ihrer verlorensten Gedanken weilte bei Hugo, sie hatte ja keine Ahnung von seiner Anwesenheit. Und doch . . . er war ja hier . . . allein mit ihr . . . und sie war freundlich und liebenswürdig gegen ihn gewesen und er war doch ein Verehrer, über den man nicht hinwegsieht, jung, leidenschaftlich, voll Geist und Leben.

Die Kirchenuhr des nahen Dorfes schlug zehn

. . . er zählte die Schläge der alten schrillen Glocke, zehn, zehn . . . noch zwei Stunden bis Mitternacht, der Zeit des bestimmten rendez-vous, und diese zwei Stunden gehörten ihm.

Er verbarg sich im Gebüsch; Zoë war den Hügel heraufgekommen und stand nun vor der Gloriette . . . der Mond überrieselte ihr weißes Gewand; es war von „koischem“ Stoff, wie sich Hugo mit einer Erinnerung an die Schulbank und die Horazischen Satyren sagte . . . und wie der Mond durch sein weißes Silbergewölck, so schaute die Schönheit ihrer Formen durch den duftigen Schleier.

Hugo trat hervor . . . sie sah sich um und regte sich nicht . . . auch nicht der leiseste Schreck hatte sie ergriffen. Fest und heldenhaft stand sie da.

„Madonna, ich liebe Dich!“ rief Hugo und kniete vor ihr nieder.

Jetzt erkannte sie den jungen Anbeter und lächelte.

„Steh'n Sie doch auf,“ rief sie ihm zu; „es ist schon Thau gefallen. Doch wo haben Sie denn Ihren Blumenstrauß? Ich kann mir Sie gar nicht ohne Blumenstrauß denken.“

Hugo erhob sich beschämt: er hatte bei seinem

verwegenen Angriff an diese Waffe gar nicht gedacht.

„Doch was in aller Welt führt Sie hierher?“

„Ich wußte, daß Sie hier sein würden um diese Zeit.“

„Und wer hat es Ihnen verrathen?“

„Das ist mein Geheimniß!“

„Und da sind Sie über das Gitter gestiegen?“

„O nein . . . ich kam schon, als der Garten noch offen stand und verbarg mich hier.“

„Das ist weniger kühn und romantisch! Ich liebe bei meinen Rittern Muth und Verwegenheit . . . andere dürfen nimmer meine Zeichen tragen.“

„Gebieten Sie über mich . . . irgend eine kühne That . . . wenn mir auch nur der Lohn wird, den sie verdient, den ich glühend ersehne.“

Hugo phantastirte sich in ein Heldenthum hinein, das seinem Wesen ganz fremd war; er wechselte sich mit dem Helden seines Romans, denn er wußte nicht recht, ob er die Scene erlebte oder dichtete. Jedenfalls sah er sie schon unter dem Strich, in den Spalten eines Feuilletons und seine Reden mit Gänsefüßchen anmuthig eingerahmt.

„Sachte, sachte,“ versetzte Zoë; „sehen wir uns

einmal auf diese Gartenbank. Sie ersehnen ein Abenteuer, wo Sie Ihren Muth bewähren können? Da kann Rath werden. Sie befinden sich, ohne es zu wissen, in einer gefährlichen Lage. Ich erwarte einen Freund."

"Ich weiß es," sagte Hugo mit stolzer Selbstgewißheit.

"Das ist unmöglich," erwiderte Zoë.

"Ich weiß noch mehr," fuhr Hugo fort; "Ihr Freund kommt erst um Mitternacht."

Zoë sah ihn erstaunt an.

"Ich begreife nicht . . ."

"Ich wiederhole: das ist mein Geheimniß; doch da die Uhr erst zehn geschlagen hat, so hat's noch keine Noth mit seinem Kommen. Eine ganze Reihe entzückender Augenblicke werden uns noch die Horen bei ihrem Tanz in den Schooß schütten."

"Wer sagt Ihnen das?"

"Mein Herz sagt es mir. Ist es nicht schon Entzücken, Sie zu sehen, Ihnen die Hand zu reichen?"

Zoë ließ sich die Hand drücken und küssen.

"Nein, Sie sind nicht engherzig," fuhr Hugo deklamirend fort, während er sich sein Bärtchen strich; "lehren Sie mich an Frauen glauben, die

einen größeren Geist, ein reicheres Gemüth haben, als die Alltagsseelen, die alle in demselben Futteral stecken. Sie haben so viel, so beseligend viel zu verschenken, daß Sie nicht einen Einzigen damit übermüthig und zum Gott machen sollen, wie die Prinzessin Eboli versprach, obschon sie auch der Mythologie, ich meine der Vielgötterei der Liebe huldigte. Sehen Sie mich an; ich weiß, daß Sie einen Andern lieben, daß Ihre Pulse jetzt ihm entgegen schlagen; mich genirt das aber nicht; ich liebe Sie dennoch und wenn Sie ihm die Rose geben . . ."

„So sind Sie mit den Dornen zufrieden?“

„Dornen? Warum nicht? Auch die Dornenkrone ist schön, die uns die Liebe auf das Haupt gedrückt hat. Von der Hand der Liebe gemartert zu werden, das ist auch eine süße Wollust. Das steht schon in den alten Märtyrerlegenden, wer sie nur recht zu lesen versteht. Da war es freilich der himmlische Bräutigam, der vor den Augen der gefolterten Jungfrauen stand.“

„Lassen wir jetzt die gefolterten Jungfrauen . . . oder wollen Sie mich selbst in eine solche verwandeln durch Ihre thörichten Schwärmereien?“

Antworten Sie lieber! Gab ich Ihnen einen Recht, sich für begünstigt zu halten?"

„Wer fragt nach einem Recht, wenn er den Geboten des Herzens folgt? Und doch . . . ja, ich leugne es nicht, Sie nahmen meinen Strauß im Park an und als ich Sie besuchte und neben Ihnen saß, waren Sie so freundlich, so liebenswürdig. Sie mußten doch wissen, was mein Herz bewegte.“

„In der That, darum hab' ich mich nicht gekümmert. Doch weiter, Sie sind ein Dichter . . .“

„Wenn es heutzutage überhaupt noch Dichter giebt. Das Dichten wird ja in allen Schulen gelehrt, und Empfindungen hat man überhaupt nur dann noch, wenn man sie in Verse bringt. In einer Zeit, wie die unsrige, ist das Dichten eigentlich ein Anachronismus. Die Dichter werden aussterben, wie die mit Schellen behangenen Pferde der Frachtfuhrleute ausgestorben sind, seitdem ein großes Eisenbahnnetz Deutschland überzieht. Jetzt freilich ist die Sorte noch vorhanden. So lange man den großen Poeten der Vergangenheit Denkmäler setzt, muß man sich die kleinen der Gegenwart auch noch gefallen lassen; auch braucht man sie für elegante Buchausgaben, für Toiletten-

geschenke mit Goldpressung. Nun, ich gehöre eben zu den kleinen Poeten, aber zu den verschwiegenen, die nicht in Gold gepreßt und auf den Markt gebracht werden."

"Wohl . . . und Sie heißen Hugo?"

Der junge Doktor wurde stutzig; er wußte nicht, warum er so katechisiert wurde; er hatte im Staunische des Augenblicks alle seine Sünden vergessen.

Sept schlug Zoö ein übermüthiges Gelächter auf, welches den Liebenden sehr peinlich berührte.

"Sie müssen an einer merkwürdigen Farbenblindheit leiden; wo in aller Welt, Herr Hugo, haben Sie denn das Gold in meinen Locken glänzen sehen? Und welche Riesenjungfrauen sind Ihr Ideal, wenn Sie meine Gestalt so überaus zierlich finden? Das geht doch über alle poetischen Lizenzen hinaus."

"Eine Verwechslung, Madonna," stotterte Hugo.

"Nun, da wird jene Goldblonde sich gewiß über die Rabenlocken gefreut haben, mit denen sie ausgestattet worden ist. Und wahrscheinlich haben sie dort ein Unwetter hervorgerufen; denn die deutschen Mädchen verlangen, daß man in der Liebe Farbe hält. Ich aber, Hugo, ich vergebe Ihnen."

„Madonna!“ rief der junge Doktor und machte den kühnen Versuch, Zoë ans Herz zu schließen. Doch er begegnete ernster Abwehr.

„Ich bin mit meinem Examen noch nicht zu Ende. Sie wissen, wer Sie hier finden würde?“

„Ich weiß es!“

„Und was gedenken Sie zu thun?“

„Ich werde mich, ehe die Geister der Mitternacht kommen, in meinem Heiligthum, der Gloriette, verstecken.“

Zoë erhob sich . . . er wollte sich's nicht gestehen, daß der Blick, der ihn traf, etwas Verächtliches hatte.

„Dort wird mich Niemand suchen und finden,“ fuhr er kleinlaut fort, „und morgen, wenn der Garten wieder geöffnet wird, werd' ich ihn unbemerkt verlassen können.“

„Also eine unbequeme Nacht um meinetwillen,“ rief Zoë höhntsch, „eine schlaflose, einsame Nacht! Nein, mein Herr Ritter, wer um mich wirbt, der soll es muthig thun und jedem Nebenbuhler trogen.“

„Geben Sie mir erst ein Recht dazu!“

„Der Muthige nimmt sich sein Recht . . . meine Liebe ist keine Frucht, die man aus einem

Verstecke herausstiehl. Kämpfen Sie denn, erringen Sie den Preis . . . bis dahin . . . Gott befohlen! Ich werde Sie nicht verrathen, junger Poet! Ihre goldblonde Fee wünscht Ihnen eine selige Nacht!"

Sie wandte sich langsam und schritt den Weg hinab, der zur Villa führte.

Hugo fühlte sich tief gekränkt; doch zugleich regte sich in ihm der Wunsch, der Ritter seiner Schönen zu sein, irgend etwas Großes, Kühnes für sie zu vollbringen. Wie, wenn er dem Grafen mit einer muthigen Herausforderung entgegenträte? wenn er sich den Anschein gäbe, als sei er der Berechtigte und Begünstigte? Noch allerlei großartige Möglichkeiten, die er in seinem Romankapitel verwerthen konnte, zogen ihm durch den Sinn; doch wenn er daran dachte, sie in lebendige Handlung umzusetzen, erschrak er über seine Kühnheit und fand so viele unübersteigliche Hindernisse, daß er seiner Phantasie alsbald Zügel anlegte.

Zunächst folgte er Zoë von ferne, leise, wie er hoffte, unbemerkt; er sah ihr Kleid unter sich auf den Windungen des Weges schimmern. Unten am Fuße des Gloriettenhügels verschwand sie in dem dichten duftigen Gebüsch; Flieder- und Hol-

lundersträucher mischten hier ihren Odem mit dem der Lindenblüthen, um welche die Bienenschwärme ihre summenden Kreise zogen. Hier ragten zwei mächtige Linden empor und überschatteten die von den Ranken der Clematis umspinnenen Mauern der Villa . . . auf den schneeweißen, violetten und purpurnen Blüthen, die weiterschlossen aus dem Geranke hervorluchten, zitterte das durch das Laubwerk der Linde gebrochene Mondlicht.

Soë war durch die fast unter Ranken verborgene Thüre in das Haus getreten; Hugo hatte das aus seinem grünen Verstecke gesehen und blieb auf seinem Wachtposten. Nicht lange dauerte es, so erschien Soë am offenen Fenster des ersten Stockes und blickte auf das versilberte Laubdach der Linden und zum Sternenhimmel empor. Wie licht, wie engelhaft, sah sie aus in dem weißen Gewand, das im Mondesdämmer mit ihrer Gestalt zu verschmelzen schien.

Hugo wurde an die Bilder erinnert, die er in den Werken der neuen amerikanischen Mystiker gefunden. So ungefähr sahen auf ihnen die Seelenleiber aus, welche neben dem Lager der eben Verstorbenen emporschwebten . . . die neue feine Hülle, welche die aus dem groben irdischen Stoff ge-

schiedene Seele anzieht . . . durchsichtig, wie aus Aether gewoben.

Doch dies Engelsbild . . . welche Täuschung! mußte Hugo sich sagen, ein dämonisches Weib, durch dessen Adern gerade jetzt die Gluth der Leidenschaft pulst in fieberischer Erwartung. Und sie, das Weib mit dem Vampyrherzen, sollte sich damit begnügen, einem die Seele auszuschlüpfen? O nein, er war nicht hoffnungslos. Und er hatte kein Talent zum Ritter Toggenburg; er konnte nicht mit stiller Sehnsucht nach der Aeblichen blicken, die sich aus dem Fenster herniederneigte; nein, es verzehrte ihn Liebesgluth, Eifersucht, Neid.

Noch eine Stunde mit ihr allein . . . und so hier unten stehn zu müssen, wie der Büsser von Canossa.

Er hatte einen Einfall . . . wenigstens um den gewünschten Blumenstrauß sollte sie nicht kommen. Er schlich sich in den Garten zurück, zu einem großen Rosenbosquet, zog sein Taschenmesser heraus und schnitt sich prächtige Centifolien, Moosröschen, weiße Theerosen, dottergelbe Rosen mit dem feurigen Roth in der Krone ab. Das war ja alles poetische Lizenz und hatte nichts zu thun mit juristischen Paragraphen. Er ordnete den Rosenstrauß

geschmackvoll und kam auf den geistreichen Gedanken, ihn durch einen Myrthenzweig, den er einem Topfgewächse entnahm, festzubinden. Es lag darin eine feine Ironie, ja mehr, ein fecker Hohn; denn mit diesen Rosen der Liebe hatte ja die Myrthe nichts zu thun.

Wie, wenn er auf die Linde kletterte? Er war kein Turner, aber der erste breit vorragende Ast schien leicht zu ersteigen . . . er konnte von dort ihr den Strauß ins Zimmer werfen. Der Lauscher mußte sie beunruhigen . . . es war eine kleine Rache. Da fiel ihm ein französischer Roman ein, den er kürzlich gelesen. Während er mit nicht gerade besonderer Gewandtheit auf die Linde kletterte, nahm er sich vor, auch in seinem Roman recht feck zu sein. Berwegenheit ist eben Mode, verschafft den Werken Absatz; lesen denn unsere Frauen zarte Gedichte? Sie lesen die fecksten französischen Romane . . . natürlich nur, um sich zu entrüsten. Während dieses Monologs hatte Hugo einen bequemen Sitzplatz auf dem breitesten Lindenaft eingenommen; er war nun der Geliebten vis-à-vis. Zoë ging unruhig im Zimmer auf und ab; jetzt näherte sie sich wieder dem Fenster und jetzt

kam der Augenblick, ihr die duftigen Rosen mit dem spöttischen Myrthenzweige zuzuschleudern.

„Herunter!“ ertönte da eine leidenschaftlich erregte Stimme. Hugo erschrak bis ins innerste Mark. Graf Ottomar, der die Gesellschaft früher verlassen, als es seine Absicht war, hatte den Rosenraub von ferne gesehen und war dem Räuber gefolgt. Er ahnte einen Nebenbuhler . . . sein Blut war in stürmischer Wallung . . . es war das Blut der Waldenbach.

„Herunter!“ rief er noch einmal im höchsten Zorn, indem er gleichzeitig eine Pfeife ertönen ließ, deren schriller Klang das Dienstpersonal, den Gärtner und die Leute des Hofes wecken mußte. Es war Ottomars Signalpfeife und ihr bekannter Laut rief alle Mannschaft auf Deck.

Zoë schloß das Fenster; ihre Anwesenheit hier sollte ja ein Geheimniß sein.

Hugo unternahm es, schüchtern herabzuklettern. Ottomar aber faßte ihn im höchsten Zorn und riß ihn gewaltsam zur Erde.

Wie um Gnade flehend, streckte Hugo dem Wüthenden einen Rosenstrauß entgegen.

„Wir kennen uns ja, Herr Graf . . . die Waldschente . . . ich bin der Sohn des Justizrathes.“

Dttomar war nicht in der Stimmung diese Bekanntschaft zu erneuern; er schüttelte den Poeten, der inzwischen vom Boden aufgestanden war, so gewaltthätig, daß dieser sich genöthigt sah, aus Nothwehr sich mit dem Grafen in einen Ringkampf einzulassen.

„Ein Spion, ein Lauscher, ein Eindringling . . . dergleichen züchtigt man mit der Reitgerte.“

Jetzt kam auch der Gärtner mit zwei stämmigen Burschen, der Kutscher und die Leute vom Hofe mit Laternen und Windlichtern.

„Haltet den Rosendieb,“ rief Dttomar ihnen zu, indem er ein Vergehen betonte, das allen augenblicklich einleuchtete; „nehmt ihn in Verwahr, sperrt ihn in die Häckselskammer; da mag er die Nacht zubringen.“

„Sie werden mir Rede stehen, Herr Graf,“ rief Hugo jetzt, der alle Romankapitel vergessen hatte und sich wieder im Leben zurechtfinden mußte.

Dttomar zuckte die Achseln . . . Hugo wurde von den Leuten abgeführt und in die Kammer über dem Stall gesperrt. Dort brachte er die Nacht neben dem schnarchenden Kutscher zu, der sein Bett vor die Thüre gerückt hatte; er hörte das Schnaufen und Wiehern der Pferde; das Rasseln der Ketten.

Durch ein kleines vergittertes Fensterchen fiel ein Schein des Mondlichts in die Kammer. Alle Poesie war dem jungen Poeten abhanden gekommen; nichts als stille Wuth, Scham und ohnmächtiger Rachedurst erfüllte seine Seele. Dieser Mond, der schüchtern das vergitterte Fenster auf dem Häckselkasten abzeichnete, leuchtete ja drüben mit vollem, schönem Glanze den Lustwandelnden im Garten, den glücklich Liebenden! Ein nicht auszudenkender Gedanke!

Was sollte er thun? Ein Duell . . . es war geboten; doch so verschwenderisch er in seinen Erzählungen mit Duellen umging; er hielt doch im wirklichen Leben den Zweikampf für ein Borurtheil. Es war weniger Mangel an Muth; gelegentlich hatte er sich auf der Universität auch muthig gezeigt; es war die Ueberzeugung, daß die Welt einen zu großen Verlust erleiden würde, wenn ein Genie wie er, sich leichtsinnig hinopfern ließe; er hatte eine Ehrenschild gegen die Nation abzutragen: ihr gehörte sein Dichten, sein Leben. Unsterbliche Werke, die noch ungeboren im Schooße seiner schöpferischen Phantasie schlummerten, sollten nicht wegen eines leichtfertigen Abenteuers der Mitwelt und Nachwelt verloren gehen. Kein Duell also . . . Nie-

mand war ja Zeuge des Auftrittes gewesen als das Gefinde, das ihn nicht kannte. Doch wie sollte er den erlittenen Schimpf abwaschen?

Er wußte es nicht . . . seine Phantaste erlahmte in ihrem dumpfen Brüten. Nie war er so unzufrieden mit sich selbst gewesen, so zerfallen mit dem Leben.

Zoë hatte inzwischen ihn schonungslos, ohne Fürbitte, dem Zorn des glücklicheren Freundes geopfert; was vorher noch von leidenschaftlicher Erregung in Ottomars Seele war, das verwandelte sich in glühende Liebe.

Wie schloß er das schöne Weib in seine Arme! welche heißen Küsse drückte er auf ihre Lippen!

Ottomar im Banne seiner Leidenschaft wollte sein Glück sich sichern.

„Was ist die Liebe ohne Dauer?“ sagte er und zeigte unten auf die verstümmelte Venus.

„Dauer ist das Grab des Glückes,“ erwiderte Zoë und wies ein Glück zurück, das hundert andere ersehnt hätten. Sie wollte sich nicht binden; vielleicht konnte sie es nicht.

Durch die bunten Scheiben fiel das Mondlicht. Fremd und spröde trat sie auf einmal dem Geliebten entgegen.

„Die Leidenschaft gehört dem Augenblick, das Leben der Freiheit!“ sagte sie und sprach von der Rückkehr nach Paris.

Die Morgensonne stand schon einige Zeit am Fröhimmel, als Hugo auf Geheiß Ottomars seiner Haft entlassen wurde. Gingesperrt wie ein verlaufener Haushund . . . er schlich beschämt in den jungen Tag.

Als Ottomar am Mittag dieses Tages nach Schloß Waldenbach zurückkam, fand er zwei amtliche Schreiben vor. Das auswärtige Amt verlangte seine augenblickliche Rückkehr und ebenso berief das Landwehrbataillon den Reserveoffizier ein. Der Krieg mit Frankreich konnte jeden Augenblick losbrechen.

„Genug der Ferienvergüngen!“

Der leidenschaftliche Don Juan griff sich an die Stirn: „immerfort das wilde Blut! Die That des Mannes soll es läutern!“

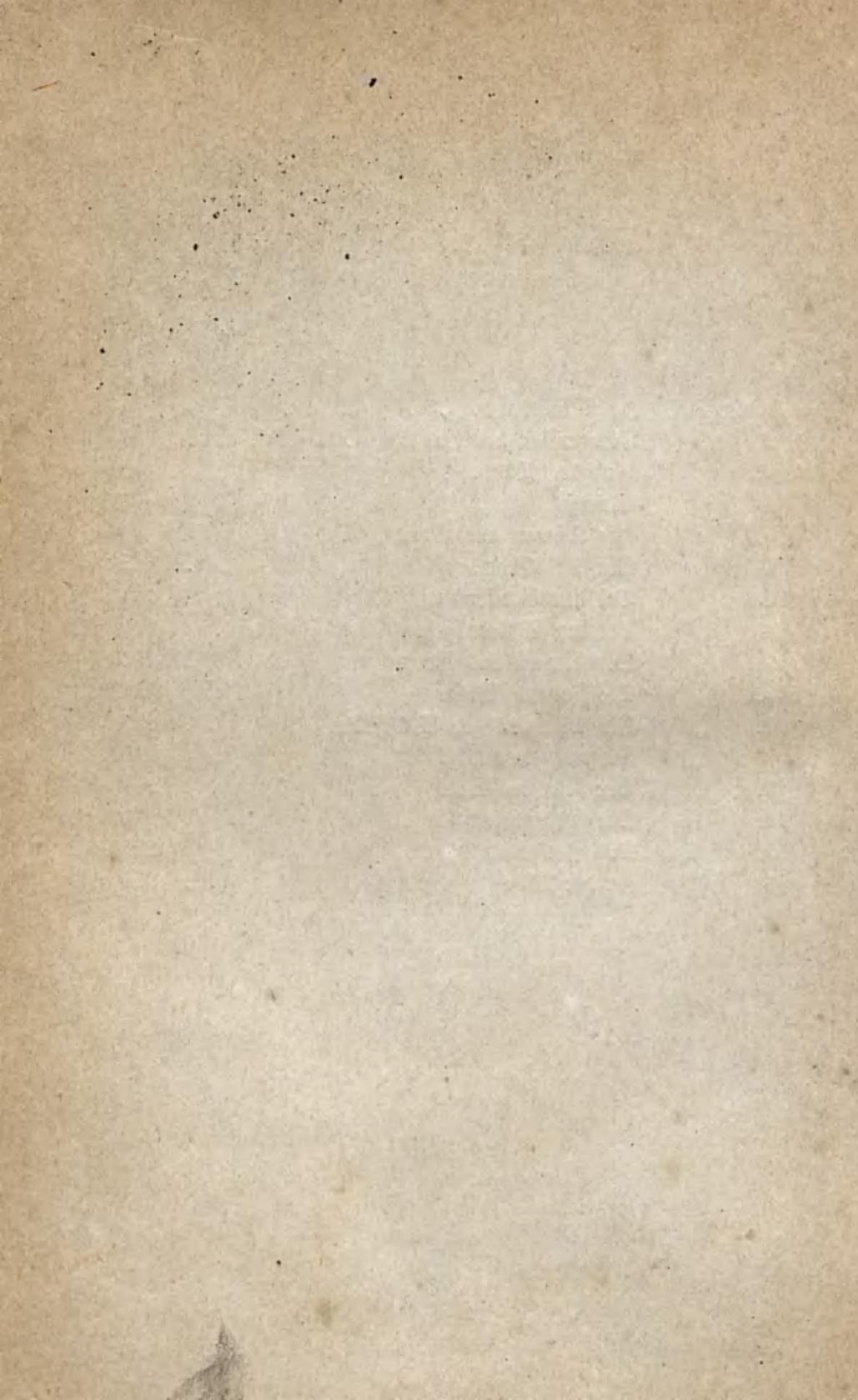
Ende des ersten Bandes.



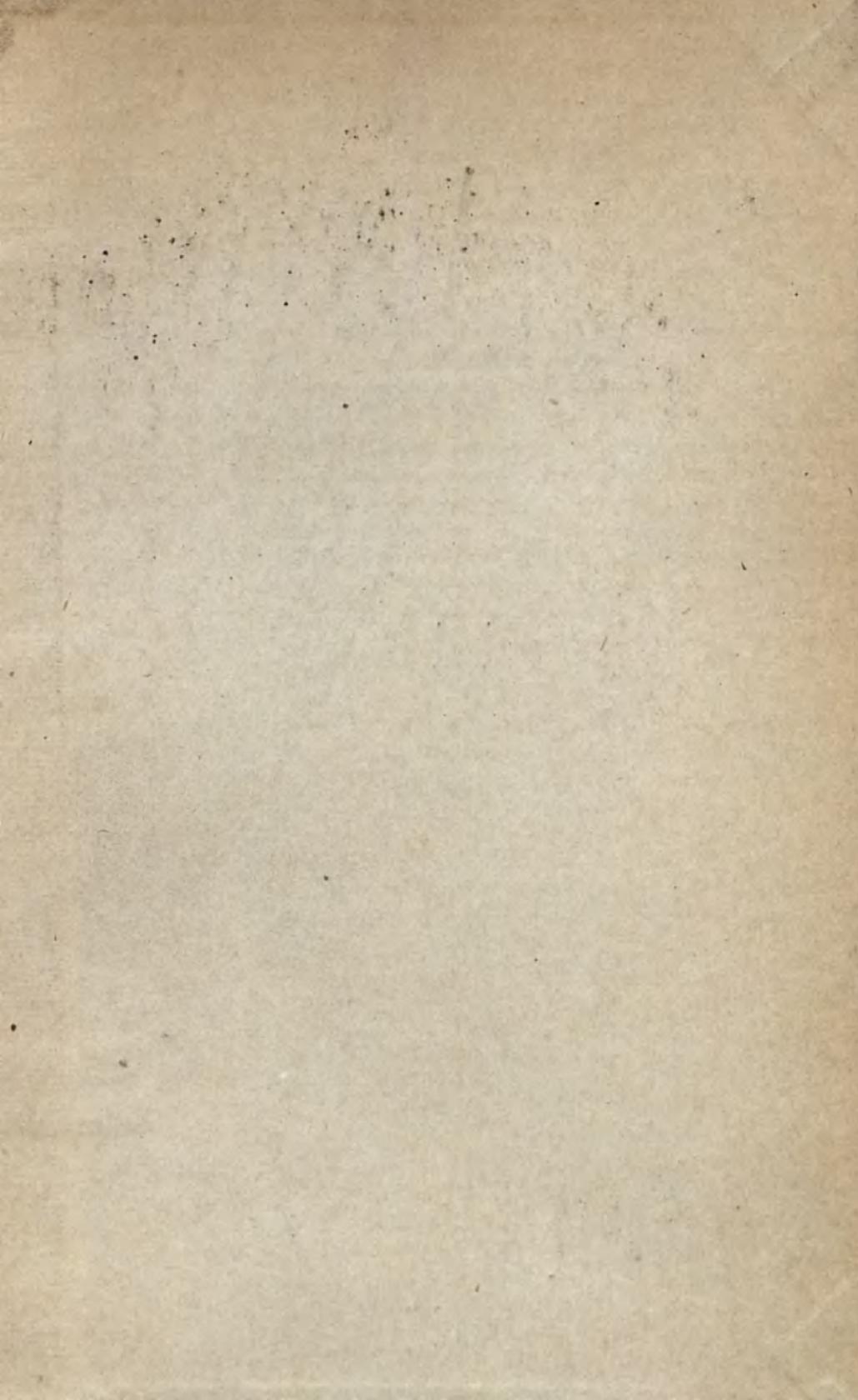
Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Lehrerinnenschule des Lette-Vereins.

Inhalt des ersten Bandes.

		Seite
1. Kapitel.	Im Waldthal	1
2. "	Blaudereien am Gasttisch	16
3. "	Fremde Gäste	39
4. "	Clariffa	56
5. "	Die Damen aus Paris	80
6. "	Ein Stilleben	95
7. "	Bei den Greifenberg	109
8. "	Bei den Waldenbach	129
9. "	Die Damen aus Paris	153
10. "	Die Fee im Walde	183
11. "	Die Alte aus der Waldhütte	203
12. "	Dichterfahrten	219
13. "	Der Ritt im Walde	261
14. "	Der Gegenbesuch	273
15. "	Das Zauberfest	298
16. "	In der Villa	330







Bz.2.4387

Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000916418



I 755847/1

SL

NARODOWY
ZASÓB
BIBLIOTECZNY